HANDBOUND
AT THE
UNIVERSITY OF

Heft 1.

I. Jahrgang.

STAROSLOVAN

Vierteljahrsschrift zur Pflege der altslavischen Sprache, Geschichte und Kultur.

Beilage: 1. Bogen des Werkes „Slavische Runendenkmäler".

KREMSIER 1913.

DRUCK UND VERLAG VON H. SLOVÁK IN KREMSIER.

IN KOMMISSION BEI FR. ŘIVNÁČ, PRAG.

Einzelheft: 3 K (2·50 M).

1
S7
Jg.1
LIBRARY
DEC 28 1965
UNIVERSITY OF TORONTO
1034581

Inhalt des I. Heftes.

„Staroslovan“. — Zweck und Ziel der Gründung . . . . . Seite 1
Topische Namen der altslavischen Wurzel „čer“ . . . . . „ 8
Slavische Glossen in der „Lex Salica“ . . . . . „ 16
Slavische Geschichtsquellen I. (Schluß folgt.) . . . . . „ 19
Die Raffelstettner Zollordnung . . . . . „ 42
Die Azbuka in der Edda . . . . . „ 46
„Schwayxtix“. — Ein Schulbeispiel oberflächlicher Forschungspflege . . . . . „ 51
„Jus primae noctis“ bei den Slaven . . . . . „ 58
Wissenschaftliches Allerlei: Der Grabstein der kroatischen Königin Jelena († 976). — Juterbog. — Pripegala. — Zur Körperreinlichkeit der Slaven. — Die Entdeckung des Zacherlins . . . . . „ 64
Wissenschaftliche Fragen und Antworten (Frage 1—9) . . . „ 69
Bibliographie . . . . . „ 75
An unsere Mitglieder und Freunde . . . . . „ 80
Beilage: 1. Bogen des Werkes »Slavische Runendenkmäler« und Tafel I. (»Wendisches Runenalphabet«).

Mitteilungen der Redaktion. — Alle Zuschriften und Sendungen literarischer Natur sind an die Redaktion **»Staroslovan«, Kremsier** (Mähren) zu richten.

Für den Inhalt eines jeden veröffentlichten Artikels bleibt der Verfasser selbst verantwortlich.

Von eingesendeten Manuskripten empfiehlt es sich für den Verlustfall Abschriften zurückzubehalten.

Honoraransprüche sind anläßlich der Einsendung des Manuskriptes zu erheben.

Heft 2 erscheint am 15. Juni.

(Siehe auch Seite 3 des Umschlages.)

Revue
»STAROSLOVAN«

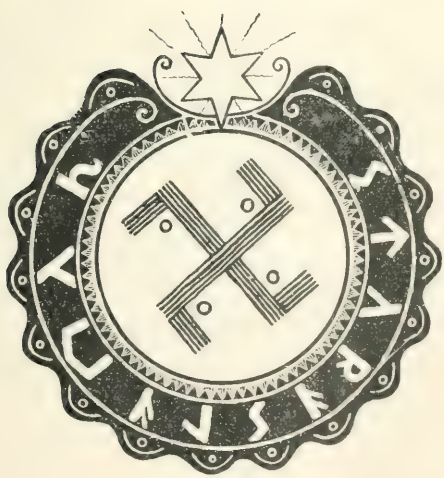
1913.

STAROSLOVAN

Vierteljahrsschrift zur Pflege der altslavischen Sprache, Geschichte und Kultur.

I. JAHRGANG

1913.



KREMSIER.

DRUCK UND VERLAG VON H. SLOVÁK IN KREMSIER.

Inhalt des I. Bandes.

Sprachwissenschaftlicher Teil:

Topische Namen der altslavischen Wurzel »čer« . . 8
Slavische Glossen in der »Lex Salica« . . 5, 262
Die Azbuka in der Edda 46
»Juterbog« 66
»Pripegala« 67
Numismatische Etymologie 81
»Odrin« oder »Adrianopel«? 88
»Die Geschichte von Igors Kriegszuge« . . 112
Ein kelto-slavischer Grenzstein in England . . . 131
»Čertův kámen« 134
»Miroslav« 135
»Sokol« 138
Zur Ethnologie der Ortsnamen in Tirol 198
Zur Schreibweise der Ortsnamen 201
Ein Fall slavischer Kontrafälschung eines Ortsnamens 202
Bedeutung des Begriffes »sip« in alten Urkunden . 203
Falsche Auslegung einer altslavischen Glosse 204
Die slavische Sprache vor der Römerzeit 225
Ortsgeschichtliche Etymologie 229
Die Ortsnamen in Albanien 237
Sammelstelle für altslavisches Sprachgut 276
Slavische Sprachbelege in »Beovulf« 280
Thietmars slavische Kenntnisse 283

Geschichtlicher Teil:

Slavische Geschichtsquellen:
I. L. A. Gebhardis Vorrede zur »Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten« 20, 90
II. Urkundliches über die Südgrenzen Altböhmens 99
III. Das Roland-Lied 164

IV. Die Evangelienhandschrift zu Cividale . . . 168
V. Eine kroatische Chronik aus dem XI. Jahrhunderte 174, 243
Die Raffelstettner-Zollordnung 42
Der Grabstein der kroatischen Königin Jelena . . . 64
Die Wahrheit über die Völkerwanderung 149
Alexander d. Gr. 257
Apostel Andreas bei den Slaven 273
Wo lag die Stadt Vineta? 287

Kulturgeschichtlicher Teil:

»Schwayxtix« 51
»Jux primae noctis« 57
Zur Körperreinlichkeit der Slaven 68
Die Entdeckung des Zacherlins 69
Slavische Mildtätigkeit in barbarischen Zeiten . . . 133
Gesetzliche Bestimmungen über Schatzfunde . . . 136
Beiträge zur altslavischen Kriegskunst 187
Das südslavische Volkslied bei Beethoven und Haydn . 194
Slavische Handschriften in Venedig 205
Woher hatten die alten Völker den Bernstein? . . . 205
Zur Erfindung der Palimpsest-Photographie . . . 207
Ein vergessenes dalmatinisches Arzneimittel gegen das Hundswutgift 211
Die Marderfell-Abgaben 212
Vandalische Vernichtung von Pergamenthandschriften . 213
Die Grenzzeichen in den böhmischen Ländern . . . 265
Einiges über den Bergbau und die Metallbearbeitung der alten Slaven 270
Runensteine von Oberhessen 284
Ein Heilmittel der Russen gegen das Hundswutgift . 290
Die kroatische Nationaltracht 290

Biographischer Teil:

Franko Vitazoslav Sasinek. — Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Schriftstellerjubiläum des Nestors der Slavo-Autochthonisten 145

Wissenschaftliche Fragen und Antworten:

Frage 1. Mitarbeiterfrage 69
„ 2. Echtheit der altböhmischen Handschriften 71

Frage 3. — Einführung der altslavischen Sprache als diplomatische Sprache der Slaven . . 72
« 4. — »Trap« 73
« 5. — »Lapak« 73, 139
« 6. — »Chlipa« 73
« 7. — »Otava« 74
« 8. — »Otrok« 74
« 9. — »Dovina« 75
« 10. — Slovakische Runeninschriften . . . 139
« 11. — Dramatische Pflege des Altslaventums . 141
« 12. — »Venedici« in »Igors Liede« 216
« 13 — »Teutsch« und »Altslavisch« 216
« 14. — Einheitliches slavisches Alphabet . . 218
« 15. — »Arda — Varda« 219
« 16. — »Misišla« 220
« 17. — »Strava« 292
« 18. — Oesterreichische Forschung . . . 293
« 19. — »Cyrill«-Kreuze 295
« 20. — Erwiderung auf eine Rezension im »Archiv für slav. Philologie« 296

Bibliographischer Teil:

Bibliographie 75, 142, 220, 299

Redaktioneller Teil:

»Staroslovan«. — Zweck und Ziel der Gründung . 1
Mitteilungen der Redaktion 144
Ergänzungen und Berichtungen 224
Epilog und Prolog 301

Verzeichnis der Textillustrationen.

»Čertův kámen« bei Přílep in Mähren 12
»Čertův«, auch »Buchlov kámen« bei Althütten in Mähren . 13
»Schwayxtix« 55
Russische »Kouna«-Münze 62
»Kunic«-Münze 62
»Rurik«-Münze 63
Mazedonische Münze 85

Kelto-slavischer Grenzstein in England 132
»Čertův kámen«, Grenzstein zwischen Holleschau und Ung. Brod in Mähren 134
Lapczyce. Kartenskizze 139
Schriftprobe aus Ulfilas Bibelübersetzung 210
»Hradisko« Dobrotice in Mähren 223
Altslavische Münzen 224
Salona 244
Runensteine aus Mecklenburg und Oberhessen 284

Sonderbeilagen.

Altslavische Münzen. (Farbige Tafel) 81
Franko Vitazoslav Sasinek. (Portrait.) 145
Die Handschrift von Grünberg. (Faksimile der 8 Seite.) . 210
Die Handschrift »Lex Salica« (Faksimile der 1. Seite.) . . 262

Berichtigungen.

S. 9, 26. Zeile lies »d e c k e n d e« statt »denkende«.
S. 54, 13. Zeile lies »v o r z u w e r f e n« statt »abzusprechen«.
S. 116. 24. Zeile lies »B j e l a g r a d a« statt »bjela grada«
S. 127. 24. Zeile lies »a u s B j e l a g r a d« statt »aus der weißen Burg.«
S. 297, 20. Zeile lies »s e l t e n« statt »selben«.

STAROSLOVAN

Heft 1.	Kremsier, am 15. März 1913.	I. Jahrgang.

»Staroslovan.«

Zweck und Ziel der Gründung.

In einer unruhigen, waffendröhnenden Zeit, hervorgerufen durch die strebsamen Slavenstämme auf dem Balkan, die um ihre kulturelle und wirtschaftliche Zukunftssicherung zur Selbsthilfe geschritten sind, reifte die Idee zur Gründung der Zeitschrift und Bibliothek „Staroslovan“ (= „Altslave“).

Auch wir treten hier in einen Kampf der Selbsthilfe, jedoch nicht mit Blut und Eisen, sondern mit den Waffen des Geistes, um den Widerstreit der Meinungen zu nivellieren und der Erkenntnis jener aus dem inneren, naturgesetzlichen Werden hervorgegangenen weltgeschichtlichen Tatsachen eine Auferstehung zu erkämpfen, die sich aus eigener Kraft nicht zur universellen Geltung emporzuringen vermag.

Das Kampfobjekt ist hier die Frage: *sind die Slaven Stammbewohner in Europa oder nur Einwanderer,* d. h. wie soll man sich die schwere Menge slavisch-sprachlicher Belege in Europa aus dem Altertume erklären, wenn die Slaven erst im 5. Jahrhunderte n. Chr. dahin eingewandert wären? — Und mag auch die Antwort darauf im Prinzipe sowie an der Hand der Geschichte und Logik naheliegen, so ist sie trotzdem und dadurch schwierig geworden, dass man geschickt die offene Beantwortung derselben unmöglich macht und der lauten Wahrheit das Gehör versagt.

Die Berufswissenschaft dilettiert leider viel zu viel mit ungeprüften Traditionen; das selbständige, systematische Nachdenken bildet selten mehr die Grundlage für den Aufbau streng wissenschaftlicher Führungsaufgaben, daher es kommt, dass ein voreingenommenes, schulmechanisch fortwirkendes Urteil oft und umso tollkühner verteidigt wird, je haltloser sich dasselbe gestaltet, nur um sich das Umlernen zu ersparen.

Die Irrlichter dieser geistigen Desorientierung entwickeln sich aber organisch aus Bequemlichkeits-Konstruktionen, um sich auch das Selbstdenken, Selbstforschen und Selbstschaffen zu erleichtern, wie auch das Selbstverteidigen der eigenen Thesen zu ersparen. Man gründet einfach „Schulen" und beruft sich bequem als Anhänger derselben auf diese oder jene Autorität, welche der „Schule" vorsteht oder ihr die Lichtquelle leiht. So kommt es dann, dass heute innerhalb derselben Wissenschaft durchaus entgegengesetzte Ansichten fortbestehen können, ohne dass man sich gegenseitig um einander kümmert, ja ohne sich selbst um die eigene tiefere Begründung zu bemühen. Die Stärke der Partei ersetzt zugleich die Stärke der Gründe, und man rechnet dort gar nicht weiter mit einer wissenschaftlichen Beweisführung oder Aufklärungsnotwendigkeit, wo nur auf das Urteil derer Wert gelegt wird, welche, durch die Übereinstimmung in den Hauptpunkten unter sich verbunden, mit der instinktiven Kraft des Gemeingeistes einander nach aussen vertreten. Hiemit ist aber bereits die strenge Objektivität des Wissens und die Freiheit der Forschung automatisch kartelliert und irrt der Führer, so irrt die „Schule"; der gläubige Schüler wird dabei zum Statisten des Lehrers und zur stillen, dekorativen Zähleinheit, die damit schon organisationsgemäss zur dauernden Sterilität verurteilt und in der freien Selbsttätigkeit lahmgelegt erscheint.

Und doch gibt es keine Kunst, die schwieriger ist und strenger den Einsatz der Individualität erfordert, als jene der freien Forschung und der unbeeinflussten Erkenntnis durch Selbstübung, denn die Gabe des unabhängigen Beobachtens ist eine äusserst seltene. Mancher übersieht die Hälfte aus Unachtsamkeit oder vorgefasstem Schulurteile; ein anderer gibt mehr als er sieht, weil er es mit dem, was er sehen will, verwechselt; ein dritter sieht die Teile des Ganzen, aber er wirft Dinge zusammen, die getrennt werden müssen usw.

Bei der vorangestellten Hauptfrage, die nur dahin beantwortet werden kann, *daß die Slaven Stammbewohner in Europa sind*, handelt es sich aber durchaus um keinen krankhaften Ehrgeiz oder eine papierene Priorität, sondern darum, hiefür positive, überzeugende Beweise zu erbringen, und diese ernste Aufgabe hat sich unsere Gründung gestellt, wenn es auch bekannt ist, dass sie mit dieser apodiktischen Behauptung durchaus nichts völlig Neues bringt. Dass die Slaven als europäische Urbewohner anzusehen sind, sprachen nämlich schon viele namhafte Forscher und Gelehrte aus, und ausser den Slaven M. v. Kalina, Johann Kollár, Alois Šembera, Dr. H. Wankel, P. Karl Sicha, H. Schulz, Alfons Müllner, Břetislav Jelinek, Dr.

J. Woldřich u. a. auch viele Deutsche von bestem Klange in der Wissenschaft, wie: August Schlözer (1771), Dav. Popp (1820), August Wersebe (1826), Heinrich Schulz (1826), J. H. Müller (1840), G. A. Stenzel (1853), Viktor Jacobi (1856), J. Landau (1862) u. a.

Es ist doch für niemand ein Geheimnis, dass die Slaven trotz Jahrhunderte, wahrscheinlich aber Jahrtausende währender Drangsale, Kriegsgräuel, gegenseitiger Verfolgungen, Assimilierungen, falscher Statistik und ausgiebigen Renegatentums heute doch noch immer das weitaus zahlreichste Volk in Europa sind; sie müssen daher schon einst und bisher konstant derart zahlreich gewesen sein, dass aus dem mächtigen Populationsreservoire alle Nachbarvölker ständig schöpfen konnten, ohne dass deshalb die Slaven nummerisch jemals zur Minorität geworden wären, denn sie hätten sich aus einer inferioren Situation unter diesen dekadenten Prämissen überhaupt nie zu einer Majorität emporgearbeitet.

Die Wissenschaft hat aber einmal ihre sonderbaren Maximen: weiss sie einen Knoten nicht zu lösen, so durchhaut sie ihn; weiss sie sich gelegentlich eine sprachliche, kulturelle oder ethnographische Veränderung nicht auszulegen, so konstruiert sie eine Völkerwanderungsmythe; man führt kurzweg einen Völkerwechsel ein und fragt weiter nicht nach, ob dieses Zauberstück überhaupt praktisch durchführbar sei, und wie man es anstellt, um einen Domizilwechsel von Millionen von Menschen in der Wirklichkeit zu lösen; ja, man legt sich nicht einmal die naheliegendste Frage vor, wieso es denkbar ist, dass z. B. dieselben topischen Namen des Altertums, trotz der Unterbrechung der Tradition, intakt geblieben sind und woher man sie trotzdem wusste.

Es handelt sich daher hier durchaus nicht um einzelne inferiore Irrtümer, die jederzeit möglich und zugleich verzeihlich sind, sondern um zusammenhängende, methodisch falsche wissenschaftliche Bestrebungen, die mit vornehm tuender Nebensächlichkeit Quellen ignorieren, Denkmäler willkürlich deuten, Unerwiesenes und Unerweisliches täuschend als Tatsache hinstellen, Unmögliches durch ein Zauberwort möglich machen und so alle jene irreleiten, welche die Untersuchung nicht selbst führen können, jene aber, die dies unternehmen, hingegen nicht zu Worte kommen lassen, unbekümmert darum, dass sich neue geistige Strömungen wohl drosseln, aber nicht erdrosseln lassen.

Die Wurzeln solcher Vorkommnisse liegen zum Teile auch in menschlichen Schwächen, denn zum Ausrufen einer unangenehmen Erkenntnis genügt nicht die persönliche Überzeugung allein, sondern

hiezu gehört auch ein eiserner Wille und stählerner Charakter, der für seine offene Überzeugung nötigenfalls auch die schwersten Opfer bringt. So manche klare Wahrheit muss aber beim Mangel solcher Voraussetzungen lange im dunkeln Winkel stehen, weil man öffentliche Rücksichten auf Kompromittierte und auf persönliche Eitelkeiten nimmt, es daher auch vorzieht, eine morsche Festung lieber von selbst zusammenfallen zu lassen, als sie unter Opfern anzugreifen. — So ist z. B. die Völkerwanderungstheorie heute doch gewiss nicht mehr haltbar, aber sie wird doch weitergehalten, damit der durch Jahrhunderte bewirkte Aufbau vieler innig zusammenhängender Wissenszweige auf einer falschen Basis nicht über Nacht zur Makulatur werde; es müssen daher allerlei Verlegenheitsmittel und Mittelchen herbeigeholt werden, um die gähnenden Risse zu vergipsen. Wie kann man z. B. einen Stein mit Runeninschrift, der seit der Vesuv-Katastrophe im Jahre 79 n. Chr. in Pompeji verschüttet lag und jetzt ausgegraben wurde, trotz des slavischen Textes als slavisch erklären, wenn die Slaven erst 400 Jahre später in Mitteleuropa einwanderten und in Italien überhaupt nie wohnten? — Es bliebe da nichts übrig, als die Völkerwanderung für einen geschichtlichen Missgriff zu erklären und zu löschen! Nein, da sagt man, es war dies irgendein sprachlich ähnliches, aber näher nicht bekanntes Volk von rätselhafter Herkunft und unbekanntem Ende. — Ibrahim ibn Jakub, ein spanischer Reisender um das Jahr 960 n. Chr., erzählt, dass beide Ufer Italiens bis zum Syrischen Meere Slaven bewohnen. Die Gelehrtenwelt schüttelt diesen Beleg ab mit der Weisung, dieser Mann war ein Phantast. — In einer Provinz Süditaliens gibt es noch heute einige Dörfer, die eine Art Kroatisch sprechen; die Wissenschaft sagt dazu, es seien vor 400 Jahren Dalmatiner dahin ausgewandert; sie schlossen sich ganz ab und erhielten sich auf diese Art ihre Sprache. — Und wenn dies alles noch nicht halten will, so macht man kurzen Prozess und erklärt jenen Stein für gefälscht und unterschoben, und mit diesem Momente steht das Streitobjekt auf dem Index.

Die Entwicklungsgeschichte menschlicher Erkenntnisse zeigt daher, dass immer zuerst der Starrsinn gelehrter Zöpfe sowie die Denkfaulheit der Massen niedergerungen werden müssen, ehe die Wahrheit einen Sieg verzeichnen kann, daher auch die ersten Apostel immer Märtyrer und Promethyden waren. Es muss da erst in die träge Masse eine Gährung, eine Art geistiger Revolution, getragen werden; der hitzige Paroxismus, welcher der langen Unempfindlichkeit und Gedankenruhe folgt, muss nun bis zur heilsamen Krisis austoben; und erst jetzt findet die geistige Macht, die prak-

tisch-theoretische Überlegenheit ein williges Ohr für die Anhörung der falschen Schulsätze und die anschliessende Berichtigung verjährter Irrtümer; so lange dieser Weg nicht betreten wird, sind die Stärksten des Geistes nicht imstande, den toten Trägheitspunkt zu überwinden oder die Versinterung von der Wahrheit zu entfernen.

Allerdings lässt es sich auch nicht ableugnen, dass wir bereits in ein Zeitalter von krassestem Industrialismus hineingedrängt sind. Wir sehen es doch mit an, wie das Geistesleben langsam aber stetig verfällt; die reine Forschung und Beobachtung, der wissenschaftliche Positivismus, ja, die Wissenschaft selbst wird erstickt infolge des unbezähmbaren Dranges nach praktischen Applikationen; sie sinkt immer mehr zur gewöhnlichen Marktware herab und ändert die Preise je nach Nachfrage und Angebot. Die Vorbilder der Erziehung verschwinden immer mehr unter der politischen Verrohung und der fortschreitenden Dekadenz aller Ideale, daher alles sich im Sumpfe des ethischen Nichts zu verlieren droht.

Sonderbarerweise ist es aber gerade die Berufswissenschaft, die sich dabei umso scheuer zurückzieht, je höher die Wogen der Zeit gehen, je ungestümer sich die Anforderungen des modernen öffentlichen Lebens vordrängen und je lauter und unabweislicher die Tagesfragen die allgemeine Aufmerksamkeit absorbieren. Statt den Weg zum Volke zu suchen, mit demselben im innigen, belehrenden Kontakte zu stehen, wird jedoch unter der Annahme, man werde unverstanden bleiben, derselbe gleich gar nicht betreten. Was Wunder, wenn grosse, Bildungszwecken zugedachte, oft von edeldenkenden Männern hochdotierte Institute, die für die allgemeine Aufklärung Grosses leisten könnten und sollten, völlig unbekannt und steril dastehen, weil sie sich damit begnügen, innerhalb der Grenzen einer selbsteingeengten Umhegung ihre Geistesprodukte ohne jedes Zinserträgnis zu thesaurieren.

Die Gründung des „Staroslovan" verfolgt aber gerade das Gegenteil von dem, was man unter wissenschaftlicher oder gar nationaler Exklusivität zu verstehen pflegt: sie will geradezu jene Geistesbrücken schlagen, die unbedingt da sein müssen, wenn man je die primitivsten Ursprungsfragen ernstlich beantworten will. Ihre Publikationen sollen umgekehrt möglichst jedermann zugänglich und in der Hauptsache verständlich sein; sie sollen den weitesten Kreisen Belehrung und Aufklärung bringen und zugleich Anregung zur allgemeinen Mittätigkeit und zum universellen Gedankenaustausche bieten. Wir unterschätzen daher selbst eine scheinbar nichtige Bemerkung oder Berichtigung in keiner Weise, wohl wissend, dass ein ganz unauffälliger

Wink oder Hinweis mitunter eine wirksame Handhabe für erfolgreiche Forschungsresultate bedeuten kann, *denn erst viele Menschen wissen viel.* —

Wir wollen daher sowohl mit den Gelehrtengesellschaften einerseits, wie mit den breitesten Bildungsschichten des Volkes andererseits in steter, inniger Fühlung bleiben, und, unentwegt und unbekümmert um Sympathie oder Hass, nur zum Besten der guten Sache arbeiten. Wenn wir hiemit zugleich so manche Barriere niederwerfen, die zwischen der Berufswissenschaft und dem Volkswissen künstlich und unbedacht aufgerichtet wurde, so vergessen wir durchaus nicht als Ersatz hiefür neue, solide Brücken zu bauen, *denn nicht zerstören, sondern aufbauen ist unsere ehrlich gemeinte Devise!* — Unser Plan ist daher auch kein Gährungsprodukt eines krankhaften Ehrgeizes und ebensowenig eine verhüllte Popularitätshascherei; wir haben in keiner Richtung die Hände gebunden, brauchen daher gegen niemand unverdiente Rücksichten zu üben und stehen auch unter keinem „Schul"-Kuratel, können daher am richtigen Platze auch mit dem richtigen, freien Worte auftreten.

Ergeben sich jedoch gelegentlich Meinungsverschiedenheiten, so werden diese angehört, überprüft und das Fehlerhafte nötigenfalls berichtigt. Wir können auch offenen Widerspruch in einer so rein wissenschaftlichen Angelegenheit ohne leidenschaftliche Regung oder persönliche Empfindlichkeiten ruhig ertragen, denn nicht jener, in dessen Diamantenschmucke man etliche falsche Steine entdeckt, wird dabei nervös und unsicher, sondern nur derjenige, dessen ganze Barschaft aus Similisteinen besteht.

Jede sachliche Anregung, jeder wissenschaftliche Beitrag, die etwas Überzeugendes bringen, sind uns willkommen, unbekümmert darum, ob sie eine vorausgehende Meinung bestärken oder entwerten, *denn das Bessere ist ewig der Feind des Guten!*

In dieser Weise wollen wir durch vorsichtiges Vorwärtstasten Erfahrung um Erfahrung, Beweis um Beweis sammeln, sie in unserem Organe veröffentlichen und später, nach erfolgter Abklärung, dieses in synthetischer Weise aufgelaufene Material noch nötigenfalls zu einem Sammelwerke vereinigen, sowie zugleich auch fertige Werke ausgeben, sofern deren Materie eine reife Übersicht oder sichtbare Reife bietet.

Die völlige Unkenntnis der altslavischen Vergangenheit deutscherseits, die mindestens ein Jahrtausend intensiver sprachlicher wie kultureller Relationen mit den Slaven heute kurzweg ignoriert und fast ausnahmslos nur den willkommeneren, d. i. negativen Schilderer

oder Kritiker anhört, führte zugleich zu dem Entschlusse, diese Publikation in *deutscher* Sprache zu veröffentlichen, denn erst dadurch ist es unseren Nachbarn möglich, die lautere Wahrheit über die slavische Vergangenheit zu erfahren. Nebstbei war dabei auch die Rücksicht auf die einzelnen slavischen Sprachgruppen entscheidend, denn hiemit ist in Ermangelung einer gemeinsamen diplomatischen Sprache niemand bevorzugt und niemandem vorgegriffen; hingegen bleibt es jeder Nation frei, für ihre Sprachsphäre eine analoge wissenschaftliche Zentrale zu gründen und alles jene in ihre Sprache zu übernehmen, was ihr von dem Gebotenen gut und nutzbringend dünkt.

Möge diese neue Gründung bei allen unseren Zeitgenossen und Brüdern jene Begeisterung und Arbeitsfreude zur Erforschung und Erkenntnis der grossen, bereits vielfach entstellten oder gar schon unkenntlich gewordenen slavischen Vergangenheit auslösen, die ihr von einer kleinen Gemeinde von Mentoren in ihrem schöpferischen Wahrheitsdrange hiemit auf den Weg gegeben wird; möge diese durch den Zeitgeist selbst aktuell gewordene grosszügige Organisation und zugleich Revision alles menschengeschichtlichen Wissens über die Slaven endlich der Wahrheit zum Siege verhelfen!

Die Gründer der Zeitschrift und Bibliothek
„STAROSLOVAN".

M. Žunkovič:

Topische Namen der altslavischen Sprachwurzel »čer«.

Die Original-Ortsnamen oder topischen Benennungen überhaupt gehören, mit verhältnismässig sehr geringen Ausnahmen, schon dem grauen Alter an, und sind zugleich noch die letzten lebenden und sprechenden Zeugen jener Bewohner, die einst das praktische Bedürfnis hatten sie mit ihren verfügbaren Sprachmitteln bestimmten Lokalitäten beizulegen. Diese Namen bieten daher zugleich die Urgeschichte eines jeden Ortes, denn sie erzählen die ersten Schicksale desselben, und finden wir, sofern wir die reelle Etymologie des Namens beachten und in der Natur nachprüfen, in den meisten Fällen noch heute die Bestätigung für deren Richtigkeit.

Allerdings darf man bei derlei Nachforschungen nicht gleich zu Beginn den ausschweifendsten Wünschen und Autosuggestionen unterliegen, denn es ist kaum irgendwo in der Wissenschaft unbewusst so leicht eine falsche Fährte zu betreten, wie hier, weil schon der äussere Eindruck der Sprache selbst gleich zum erstbesten Irrlichte führen kann.

Die Literatur über die Entstehung und Bildung von topischen Namen ist zwar bereits eine unabsehbare, da sich an jedermann gelegentlich die Frage drängt, was der Name dieses oder jenes ihn interessierenden Ortes bedeuten mag, aber diese Literatur ist zugleich auch fast in allen Teilen nahezu wertlos, weil man weniger darnach forschte, was der Name eigentlich besagt oder worauf er hinweist, sondern lediglich, was er heute zu bedeuten scheint.

Es gibt daher kaum ein Forschungsgebiet, welchem konsequent und durch alle Zeiten so irrige Antizipationen zugrunde gelegt worden wären, wie gerade der Toponomie. In keiner anderen Wissenschaft

ist aber auch die nüchterne Beobachtung, Erfahrung und Vergleichung so notwendig, wie hier, denn nur diese befruchtende Wechselwirkung, tatsächlich wirkliche Dinge sehen und erklären zu wollen, und sich weiter von den durch Jahrhunderte erstarrten Irrtümern bewusst fernzuhalten, führt erst zu einer natürlichen Klärung und zur Überzeugung, dass auch hier durchwegs einfache, ja sogar sehr eng gezogene Kausalitäts-Gesetze mitgewirkt haben.

Der Prozess, dass durch Jahrhunderte unbestrittene Dogmen plötzlich einer erneuten oder schärferen Kritik nicht mehr standhalten können, befindet sich in der Wissenschaft in steter Aktion, weil die geistige Entwicklung aus den fortschreitenden Erkenntnissen immer neue Stufen baut, daher die Duldung kritisch unhaltbarer Anschauungen unter allen Umständen eine logische wie moralische Schwäche bedeutet. Leider kommt es aber sogar alltäglich vor, dass man einen erkannten Fehler aus persönlichen wie öffentlichen Rücksichten nicht bekennen will oder bekannt werden lässt, daher sodann der unfruchtbare Irrtum ein gleich langes Leben hat wie die fruchtbare Wahrheit!

Jener Wissenschaft, die kein originelles oder systematisches Nachdenken kennt oder pflegt, muss aber die grosse Gegenkraft des höchsten Forschungsernstes und handgreiflicher Überzeugung entgegengesetzt werden, denn gerade die Querschranken an der äussersten Grenze der Wissenschaft, wo die Spannung zwischen der Tradition, Vermutung und Tatsache am straffsten wird, können nur durch frisch erwachte, elementare Kräfte des Geistes niedergerungen werden, denn die Gelehrsamkeit und das Wissen sind bekanntlich keine unbedingt sich denkende Begriffe.

Wie bekannt, ist aber das Einfachste zu erkennen zumeist das Schwierigste; und so war es auch hier, denn die Genesis der Ortsnamenbildung erkannte und beachtete niemand, obschon wenigstens 95% der Ortsnamen nach ein und demselben Gesetze gebildet sind, welches lautet: der Hauptteil aller topischen Namen bezeichnet sprachlich Grenzpunkte, Grenzlinien oder Sicherungsvorsorgen an solchen.

Die Begründung dieses Fundamentalsatzes ist äusserst einfach: mein Nachbar ist ein jeder, der unmittelbar an meinen Besitz grenzt; aber diesem gegenüber bin auch ich Nachbar, weil ich jenseits seines Besitzes wohne. Es gibt daher auf der ganzen Erdoberfläche nur Gebiete mit Grenzcharakter und nur Bewohner im Grenzverhältnisse. Nun gilt aber schon in der primitiven Geschlechtsgenossenschaft alles, was durch das gemeinsame Blutband, also die

gleiche Abstammung verbunden ist, als Freund, und als sozialer Grundsatz: jeder, der nicht zur Genossenschaft gehört, ist ein Fremder, und jeder Fremde ist ein Feind; und gegen diesen schliesst man sich nach aussen ab, je nach der Zahl und Qualität des Gegners durch Gräben, Zäune, Wälle, Schanzen, Mauern, Burgen, Forts, Festungen. — So entwickelte sich die Ethik, die bei allen wilden Stämmen noch heute fortbesteht: jeder Fremde wird vernichtet; jeder Mord eines Fremden ist eine Ruhmestat, daher die Moral auf diesem Prinzipe völlig ethnisch bedingt ist. Nicht wesentlich anders ist es bei den Kulturvölkern: schon jeder, der eine andere Sprache spricht, ist ein Fremder, und gewissermassen Feind; diesen im Kriege niederzuschlagen, gilt noch immer als eine Ruhmestat; die Moral ist daher hier im Prinzipe dieselbe, nur ist sie schon sichtbarer auf die sprachlichen Gegensätze aufgebaut. Dieses instinktive Bestreben einer äusseren Abgeschlossenheit hatte nun zur Folge, dass man die Grenze genau kennzeichnete, sie gegenseitig respektierte, und um dies zu gewährleisten, zugleich beobachtete, befestigte und gegebenenfalls verteidigte. — So kommt es nun, dass alles, was mit der Grenze in irgendeinem organischen Zusammenhange steht, auch sprachlich derselben Wurzel angehört, wie: die Grenzbezeichnung, die Sicherungsvorsorgen daselbst, der Funktionsname des Grenzverteidigers, wie oft auch die Münze, die als Grenzabgabe gilt. —

Zur praktischen Erklärung dieses überraschend einfachen Prinzipes der toponomischen Begriffsbildung sei nachstehend die, namentlich für die Slaven interessante ursprachliche Wurzel „čer" näher besprochen.

Aus verschiedenen, der Bedeutung nach organisch verwandten Begriffen geht hervor, dass „čer" ursprünglich eine Abschliessung, Umgrenzung oder Absperrung bezeichnete, denn im Slovenischen bedeutet „črta" die Grundlinie, „črt" die Raingrenze zwischen zwei Äckern, aber zugleich auch Feindschaft; „črtalo" Pflugmesser, das die Grenze für die Pflugschar vorzeichnet; böhm. „čert" Feind, Teufel; slov. „cerkev" Kirche, eigentlich Ringmauer; lat. „certo" kämpfen, „certamen" Kampf; griech. „kirkos" Ring, Kreis; lat. „circus, circulus" Kreis, Ringmauer; böhm. „cerklíř" Nachtwächter; span. „cerda" Häuptling, Grenzwachkommandant; „čertak, čardak" bei den Südslaven Grenzwachhaus; „serdar" (richtiger „čerdar") am Balkan und bei allen mittelasiatischen Völkern Häuptling, Befehlshaber; „čerkes, čerkas" Grenzwächter, Grenzsicherungskommandant; „Sereżaner" früher kroatische Grenzgendarmerie; „Sergeant" Feldwebel; lat. „sera" Absperrung, Türriegel; arab. „seriba" Einfrie-

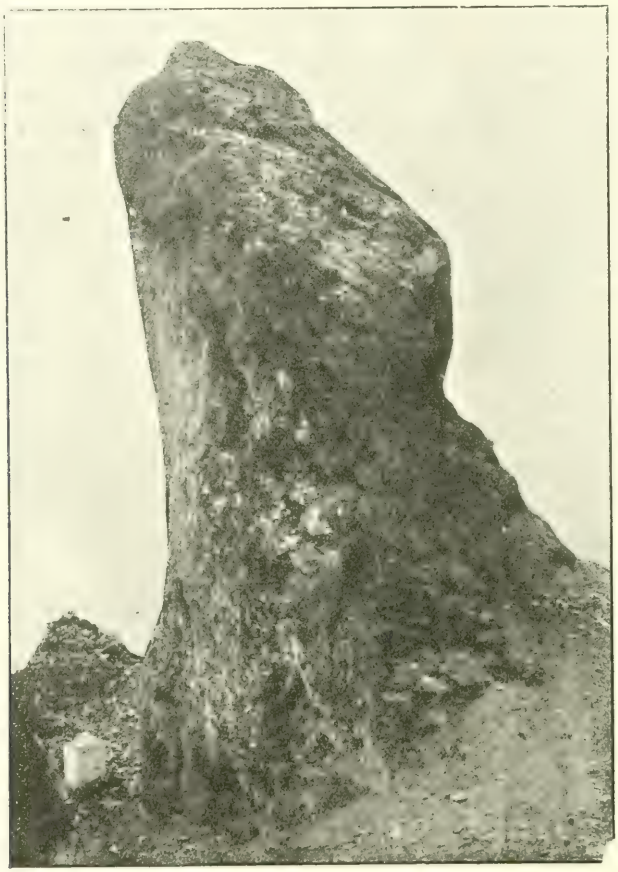
dung; span. „cerra", portug. „serra" Pass, Gebirgsrücken, da auf diesem meist die Grenze läuft u. a. m. In Indien heissen „čorti" die verstorbenen Heiligen, die einstigen Schirmer; bei den Römern „dii certi" Schutzgötter. Eine Weiterbildung bei gleicher Bedeutung ist in dem Begriffe „črn", d. i. das Schwarze, Dunkle, Unbekannte, enthalten; im Polnischen versteht man unter „czern" noch immer jene bewaffneten Bauern, also Irregulären, die nötigenfalls die Kazaken zu verstärken hatten; im Slovenischen heisst der Landsturm "črna vojska", da er nur die heimischen Grenzen verteidigt; im Russischen bedeutet „čornij" noch Grenze, denn „čornaja dan" ist die Grenzsicherungssteuer, die Abgabe für die Landesverteidigung usw. —

Dass aber „čer, čern (črn), čert (črt)" wirklich mit der Grenze in direkter Relation stehen, ersieht man am besten aus der Lage der Lokalitäten, welche einen Namen dieser Wurzel führen. Man vergleiche z. B. den Namen „Čerchov"; so heisst ein Grenzberg zwischen Böhmen und Bayern; „Černé hory" bilden gleichfalls die Grenze zwischen Böhmen und Bayern, heissen aber auch „Semihradska" (Grenzbefestigungen); „Czervorogrod" heisst eine allseits vom Dnjestr umflossene Burg und war einst Sitz der ruthenischen Knesen; „Tschirn" und „Tschirnhausen" bilden die Grenze zwischen Böhmen und Sachsen. Der Fluss „Černa" (colonia Zernensium) in Rumänien wird schon von Herodot erwähnt und verstand man schon damals die ursprachliche Etymologie nicht mehr, kannte aber gut die rezente slavische Bedeutung, da die Römer den Namen in „Aqua nigra" übersetzten. Der „Črnbog" der nordischen Wenden, ist daher kein Gott des bösen Prinzips, sondern bedeutet eben: Grenzbeschützer, Schirmherr, denn schliesslich ist auch „Schirm" aus „čer" bezw. „čir", welch letztere Form ebenso oft vorkommt, hervorgegangen. Die mit „črn, črný" zusammengesetzten Ortsnamen, wie: Črnec (oft als Zsörnetz, Tschernetz u. ä. geschrieben), Černovice, Černá hora, Černý kámen, Černý val, Černo morje u. ä. liegen alle an Grenzpunkten, Grenzlinien, oder lagen doch einst an solchen. —

Besonders erwähnenswert sind aber noch die ungemein zahlreichen Namen, wie: Čertův kámen, Čertův mlýn, Čertův val, Čertova zeď, Čertova brána, Čertova brázda, Čertova skála, Čertovo údolí u. ä., die alle in den verschiedensten Sprachen in: Teufelsstein, Teufelsmühle, Teufelswall, Teufelsmauer, Teufelstor, Teufelsfurche, Teufelfels, Teufelstal übersetzt wurden und bot die Volksphantasie dazu noch die entsprechende Aufklärung, indem sie solche Punkte in irgendeiner Weise mit dem Teufel in Zusammenhang brachte. Tatsächlich

sind aber dies nur Grenzpunkte oder doch Vorsorgen für die Grenzverteidigung daselbst.

Nachstehend folgen zwei bildliche Darstellungen von solchen Teufelssteinen (Čertův kámen). Der erstere bildet die Reviergrenzen der Herrschaften Přilep und Holleschau (Mähren), und da man knapp



„Čertův kámen" bei Přilep in Mähren (4·60 m hoch).

daneben den modernen Grenzstein eingesetzt hat, überzeugt dies jedermann, dass hier tatsächlich die Grenze führt; man weiss auch, dass sie genau über den Felskopf geht, aber daran, dass dies auch ein Grenzstein u. zw. ein weit imponierenderer ist, dachte niemand. Nahe daneben befindet sich noch ein solcher „Teufelsstein", ebenfalls in der Grenzlinie.

Ein zweiter „Čertův", auch „Buchlov kámen" genannt, bildet die Grenze der Gemeinden Althütten und Břestek; er ist an 12 *m* hoch und besonders massiv.

An dieser Stelle kann auch die Frage, wie solche Felskolosse hergeschafft wurden, ihre Beantwortung finden. Die Antwort ist sehr einfach: die Erde wurde so weit abgegraben, bis der Felskern entsprechend hervortrat. So sind z. B. im Bezirke Holleschau (Mähren) drei „Hrady", die der Verfasser kennt und wiederholt angesehen hat,

„Čertův" auch „Buchlov kámen" bei Althütten in Mähren.

welche dadurch sturmsicherer gemacht wurden, dass man sie an drei Seiten steil abgrub, so dass sie die Form eines steilspitzen Kegels aufweisen; auf der Spitze befinden sich auch noch überall Mauerreste. Man sieht bei näherer Suche auch die Stellen, wo das abgegrabene Material liegt; in einem Falle („Hrad" Křidlo) wurde dieses zugleich zu einem Walle verwendet.

Wie weit sich nun die Ortsnamen mit der Wurzel „čer" zeitlich und räumlich ausdehnen, ist heute noch schwer zu sagen, da hiezu

noch vielseitige Nachforschungen nötig sind.*) Überdies müssen verschiedene Schreibweisen berücksichtigt werden, denn wir kennen topische Namen, wie: Ceret, Ceri (etruskische Stadt), Cerignola, Certaldo, Certosa, Cervera, Cervi, Mons Červin (Grenzberg zwischen Piemont und der Schweiz), Červanj planina (römisch „cerauni montes", Herzegowina) u. ä., aber auch ebensoviele, die mit dem „S" im Anlaute geschrieben sind, wie: Servia (Serbien; vermutlich dadurch gebildet, weil das zyrillische C als S ausgesprochen wird), Serena, Seres, Seret, Seriana, Serica, Servola u. a. —

Eine empfindliche Störung in die reelle Forschung nach der topischen Etymologie brachten leider die fortgesetzten Anpassungen der vorhandenen Originalnamen an die Eigenart einer anderen Sprache, namentlich aber die gewissenlose, oft geradezu läppische Sucht solche unbedingt zu ändern, zu verballhornen, zu verstümmeln oder gar zu übersetzen, ohne vorerst die Bedeutung selbst zu kennen. Dieses führte naturgemäss dazu, dass der historisch begründete Originalname nun eine Menge Varianten und Parallelformen erhielt, was nicht nur das Studium und die allgemeine Orientierung erschwert, dann in den Verkehr bei der Post, Bahn und sonstigen Ämtern eine Menge Konfusionen bringt, ohne dass dabei jemand einen Nutzen hätte, und überdies oft noch den wahren Namen solcherart verschleiert oder unkenntlich macht, dass er daraufhin etymologisch überhaupt nicht mehr erkannt werden kann. — Es ist doch gewiss ein Stumpfsinn, z. B. aus „Balvan" (grosser Grenzstein) ein „Fallbaum" zu machen, oder aus „Hranice" ein „Kranzberg", aus „Hraničar" ein „Rantscher", aus „Stip" oder „Zdib" ein „Diebstein", aus „Stražno" (Wachberg) ein „Strassenberg", aus „Vidov" ein „Viehdorf" usw., denn keine moderne Sprache ist heute mehr in der unbeholfenen Verfassung, dass sie welchen Ortsnamen immer mit ihren verfügbaren Lauten und Zeichen nicht nahezu gleichklingend wiedergeben könnte.

Sehr am Platze wäre es daher, wenn die offizielle Wissenschaft energisch gegen solche Barbareien arbeiten würde, wenn schon kleinliche politische Schwächen auf eine solche infantille Errungenschaft nicht von selbst verzichten wollen, denn damit schadet sich gerade die Wissenschaft selbst am empfindlichsten, nachdem der Originalname doch in verschiedener Hinsicht einen orientierenden wie auch praktischen Wert hat.

*) Im verwichenen Jahre hat der Verfasser in der böhmischen Jagdzeitung „Haj" eine öffentliche Anfrage gestellt, nachzuforschen, wo überall sich »Čertův kámen, Čertova skála« u. ä. vorfinden. Es liefen nun zahlreiche interessante Berichte von verschiedensten Gegenden ein, die alle die gegebene Etymologie bestätigten. Sollte einmal eine ausführliche Monographie über dieses Thema geschrieben werden, so könnten darin alle diese Daten verwertet werden.

Die Kenntnis der Etymologie eines wichtigen Terrainpunktes kann z. B. dem Soldaten im Kriege taktisch sehr gelegen kommen, denn wer vor sich eine Höhe, namens „Straža" (Wachpunkt) und eine zweite namens „Brana" (Verteidigungspunkt) hat, kann bestimmt annehmen, dass erstere eine günstige Beobachtungsstelle bietet, die sich aber vielleicht für die Verteidigung nicht eignet; dafür ist aber offenkundig die zweite Höhe für die Defensive gut, hingegen voraussichtlich für die Beobachtung minder günstig, denn sonst hätte sie in seinem kriegerischen Natursinne der Urslave nicht so genau unterschieden.

Der grössere Effekt der Naturtaktik im Vergleiche zur papierenen rührt daher zum Teile davon, dass z. B. der Bulgare, Crnogorze, Albanese schon aus der Benennung einer Höhe zugleich deren taktischen Wert oder Unwert sprachinstinktiv erkennt, und darnach seine Massnahmen einrichtet; derjenige aber, der diesen sprachgeistigen Vorteil nicht kennt, muss oft erst an Ort und Stelle konstatieren, dass ein zuvor etwa mit schweren Opfern erkämpfter Punkt für seine Zwecke sogar nachteilig ist, was der kundige Gegner umso sicherer wieder zu seinem Vorteile ausnützt. — Haben sonach die Naturvölker ihren für die Sicherung und Verteidigung gewählten Plätzen durchwegs je nach der Qualität des taktischen Wertes das sprachliche Stigma aufgedrückt, weshalb sollen nun die Kulturvölker schwerfälliger sein und nicht dasjenige auch für sich verwerten, was den Einheimischen zweckdienlich ist, sobald man einmal mühsam hinter deren offene Geheimnisse gekommen ist. Das Unkenntlichmachen der Original-Ortsnamen deutet sonach klar dahin, dass der Namensänderer eigentlich sein eigener Feind ist.

Ähnliche Vorteile geniesst gelegentlich auch der Tourist. Liest er auf der Karte den Namen „Lokva" im unbewohnten, wasserarmen Gebiete (Karst), so kann er sicher sein, dass er dort bei quälendem Durste ein an den Tag tretendes Grundwasser finden werde, das hygienisch zumeist nicht einwandfrei, aber in der Not doch willkommen ist.

Überdies sind solche Kenntnisse auch bei Grenzstreitigkeiten nicht unbeachtet zu lassen, denn man kann als sicher annehmen, dass alle jene Punkte, die einst die wirkliche Grenze bildeten, auch gewiss entsprechende sprachtechnische Namen tragen.

Besonders willkommen muss aber die toponomische Etymologie dem Archäologen sein. — Findet er z. B. auf einem Punkte, der sprachlich einen Wach-, Verteidigungs- oder Kampfplatz kennzeichnet,

tatsächlich Waffen oder sonstige einschlägige Kulturresiduen, so kann er überzeugt sein, dass höchstwahrscheinlich diese nur von jenem herrühren können, der jene Stelle zum genannten Zwecke benützte, daher auch dementsprechend benannte. — Bei den häufigen Flurnamen, wie z. B. „u mrtvých, u groblju, u zabitého" (bei den Toten, bei den Gräbern, beim Erschlagenen), „Trügelberg" (slov. „trugla" Sarg, Mulde, böhm. „truchlivý" der Trauernde), „Totenläger" u. dgl. kann man auch beim Mangel aller äusseren Kennzeichen mit unfehlbarer Sicherheit annehmen, dass dort tatsächlich einstens jemand beerdigt wurde, und bringen Nachgrabungen, — wenn es sich nicht etwa schon um Raubgräber handelt, — immer zugleich den Beweis dafür.

Der topische Name ist es also, der dem Archäologen sagt, wo er seinen Spaten mit Erfolg einsetzen könne; er sagt ihm aber damit auch zugleich, von welchem Volke der tiefgelegenste, also älteste Kulturschichtenfund herrührt, denn dieser kann nur jenem Volke entstammen, das auch der Lokalität jenen Namen gegeben hat, welcher mit den Funden in direkter sprachlicher Relation steht.

Die Toponomie hat daher einen ungeheuren Wert für die Aufdeckung der slavischen Vergangenheit, denn nahezu alle Namen finden im slavischen Sprachschatze ihre Urform und Urbedeutung wieder, bilden daher auch den weitaus grössten Teil des Beweismateriales für die Erforschung des altslavischen Kulturlebens. Die höhere Achtung für Originalnamen kann aber erst dann platzgreifen, wenn einmal eine ausführliche und populäre Anleitung vorhanden und eine systematische Basis hiefür geschaffen sein wird, wie man die Ortsnamen zu nehmen, zu überprüfen und zu deuten hat; und auch in dieser Richtung soll baldigst Wandel geschaffen werden.*)

M. Žunkovič:

Slavische Glossen in der »Lex Salica«.

Das alte in barbarischem Latein kodifizierte Strafgesetzbuch der salischen Franken, „Lex Salica" genannt, stammt einer Erzählung zufolge, die selbst schon aus der Zeit von 486—496 n. Chr. datiert, noch aus der heidnischen Zeit der Franken. Überdies weiss man, dass die Könige Childebert und Clotar (i. J. 511 und 558) noch

*) Es besteht Aussicht, daß ein in diesem Sinne verfaßtes »Etymologisches Ortsnamenlexikon« schon in wenigen Monaten von der Bibliothek »Staroslovan« ausgegeben wird.

etliche Änderungen und Zusätze (Capitularien) verfügten. Die lateinische Sprache mag damals vielleicht auch die innere Gerichtssprache gewesen sein, aber der Richter mußte trotzdem, wie heute, im Parteienverkehre die Volkssprache sprechen. Zu diesem Behufe enthält das Gesetzbuch die sogenannten Malbergschen Glossen, d. i. die volksgebräuchlichen Sonderbegriffe für die verschiedenen Straffälle.

Die Gelehrten streiten nun noch heute darüber, welcher Sprache diese Glossen angehören, und schreiben sie teils der keltischen, teils der deutsch-fränkischen Sprache zu; tatsächlich sind sie aber slavisch. Als typisches Beispiel sei hier „krevbeba" erwähnt, ein Ausdruck, den bisher niemand enträtselte, obschon man weiß, daß er „Mordverheimlichung" bedeutet. Im Capitulare II, Pkt 5 heißt es: „De crevbeba. — Wer einen freien Mann, sei es im Walde, sei es an einem sonstigen Orte tötet und ihn, um dies zu verheimlichen, verbrennt, zahlt 600 Soldi; wer eine Frauensperson gleichen Ranges tötet und die Leiche verbrennt, zahlt 1800 Soldi als Sühne." — Nun ist aber „crevbeba" weder deutsch noch keltisch oder altfränkisch nach den heute gangbaren Ansichten der Sprachforscher, und wäre die reelle Etymologie nicht unschwer herauszufinden gewesen, wenn man nicht fortgesetzt und geradezu bewußt dem Slavischen ausweichen sowie nebstbei auch logisch denken würde, denn auch die geschichtliche Ethnographie darf dabei nicht als Beweis ausgeschaltet werden. — Der Begriff „krev" (Blut) ist jedem Slaven bekannt; „bebiti" kennt wohl nur mehr der Slovene in der Originalbedeutung: übertölpeln, jemandem ein Blendwerk vormachen (böhm. „blbec" = Tölpel); der Ausdruck „crevbeba" sagt daher im Slavischen genau dasselbe in einem treffenden Schlagworte, was das uralte Gesetz ansonst beschreibend darlegt. Wendete man aber damals reinslavische Rechtsbegriffe an, so müssen in jenem Gebiete auch Slaven gewohnt haben, und dieses ist auch toponomisch wie urkundlich nachweisbar.

Im Saale-Gebiete war doch die „Windische Mark" (als Grenzland) und der „Hassengau" (d. i. „chasa" = Gau, Bezirk, der eine Abteilung Soldaten stellt), ist am Balkan noch immer im Gebrauche, und deutet eine Stelle in der Königinhofer Handschrift auf die gleiche Organisation in Böhmen. An der Saale sind auch Namen von Orten zu finden, die absolut keinen Zweifel zulassen, daß sie nur slavisch sein können, wie: Borove, Borlitzken, Zcörnitz, Delič, Horken, Ilava, Krikovo, Lezkove, Lobič, Lunove, Mezoburium (Mezibor, Merseburg), Trebitz, Wese (ves) u. v. a. —

In ethnographischer Hinsicht weiß man doch auch, daß hier tatsächlich Slaven, meist „Sorben" genannt, saßen, weil dies alte

Chronisten erzählen und die verschiedenen Urkunden oft von „regione Slavorum" daselbst sprechen. — Etwa um die Mitte des VI. Jahrhundertes n. Chr. saß nach Paulus Diaconus („De gestis Longobardorum") die große Masse der Slaven noch jenseits der Elbe; um das Jahr 561 rechnete man das ganze, später sorbische Land, zu Thüringen. Ma hat allerdings auch hier eine kleine Völkerwanderung konstruiert und gesagt: die Deutschen haben die Odergegenden verlassen (?) und da seien die Slaven nachgedrungen; wir finden daher letztere schon zu Ende des VI. Jahrhundertes an der Elbe seßhaft. Zu gleicher Zeit seien die Sorben bis an die Saale vorgedrungen, denn letztere wird schon von Einhard (Vita Caroli Magni) als Grenze zwischen den Thüringern und Sorben erwähnt.

Die slavischen Glossen in der Lex Salica machen aber alle diese Wanderungs-Kombinationen zunichte, denn sie sagen automatisch, daß es schon mindestens um das Jahr 400 n. Chr. slavische Bewohner in Unterfranken gab, die nicht nur kodifizierte Strafgesetze kannten, sondern auch eine ganz bedeutende Kultur gehabt haben mußten, da sie mindestens zweierlei Münzen besaßen („soldi" und „dinari"). Ob dies eine Unkultur bedeutet, wenn man fast alle Verbrechen mit Geld sühnen kann, wie man vielleicht behauptet, muß wohl stark angezweifelt werden, denn dieses gilt doch auch noch heute bei Personen höheren Ranges zum großen Teile, und wir wollen doch nicht in einer Zeit der Unkultur leben!

Wir sind also durch die slavischen Glossen der Lex Salica um einen unabweisbaren Beleg für das Altslaventum bereichert, denn wir sehen daraus, wie das Märchen von der Völkerwanderung immer mehr verblaßt, sowie daß alle Belege gegen die Einwanderung der Slaven doch nicht vernichtet oder unkenntlich gemacht werden konnten.

In der „Lex Salica" sind aber noch mindestens weitere hundert ähnliche rechtsterminologische Begriffe enthalten; überdies werden darin Ausdrücke angeführt, die namentlich dem Böhmen und Slovenen geläufig sind und überall auch dieselbe Bedeutung haben, wie z. B. „dructe" (druh, drug, Genosse), „hallus" (haluz, Gestrüpp), „kletis" (klet, Keller), „schodo" (škoda, Schaden), „sonnis" (zona, Angst), „voronio" (vran, vranec, Rapp, schwarzes Pferd). — Es würde sich daher empfehlen, wenn sich ein sprachlich gebildeter Jurist dem eingehenden Studium dieser alten Gesetzesquelle und der ziemlich bedeutenden Literatur über dieselbe unterziehen würde, was auf alle vorhandenen Originalhandschriften auszudehnen wäre, da die Glossen in der Tradition wie Transskription möglicherweise auch schon bedenklich entstellt erscheinen.

Für jeden Fall zeigt dies, daß die Altslaven an Rechtsdeterminationen weit reicher waren, als man annimmt, und ist es klar, daß gerade in diesen die reellsten Beweise für die Erkenntnis des wirklichen rechtssozialen Lebens erhalten sind. Der Impuls zu weiteren Forschungen in dieser Richtung ist hiemit gegeben; das Resultat kann schon mit Rücksicht auf die wenigen hier gebotenen Beispiele unmöglich ein negatives sein.

Slavische Geschichtsquellen.

Vorbemerkung.

Die Verfassung einer pragmatischen Urgeschichte der Slaven ist heute im Prinzipe unmöglich, weil sich da immer die Völkerwanderungsmythe in die Quere legt, wodurch alle älteren Existenzbeweise der Slaven in Schatten gestellt erscheinen; überdies sind viele Quellen unbekannt, viele unbeachtet, viele unkritisch behandelt.

Um nun einen sicheren Boden für die Verfassung eines solchen Geschichtswerkes vorzubereiten sowie auch zugleich ein Vorinteresse hiefür in weitere Kreise zu tragen, was über die Urzeit der Slaven bereits geschrieben wurde, sollen hier fortschreitend die vornehmsten Quellen angeführt und die wichtigsten Textstellen dabei wörtlich wiedergegeben werden, um die Originalität tunlichst zu wahren; überdies sind Werke dieser Art meist selten, daher auch für den Einzelnen schwer erreichbar.

Mit der Veröffentlichung wird hier von der jüngsten Zeit begonnen und von da systematisch in der Wahl so vorgegangen, um an dem Ariadnefaden nach rückwärts tastend, reell festzustellen, inwieweit die ältesten Quellen an uns richtig gekommen sind, wann sie entstellt wurden oder wo sie unterbrochen sind.

Die Redaktion.

I. L. A. Gebhardis Vorrede zur »Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten«.*)

Erläutert von Dr. A. Kovačić.

In den Jahrbüchern der Welt findet sich keine Völkerschaft, welche so sehr die Aufmerksamkeit der Weltweisen an sich zieht, als diejenige, die man bald die wendische, bald die slavische Nation nennt. Denn diese bewohnt oder beherrscht jetzt die Hälfte von Europa und Asien, und schon im 17. Jahrhunderte gab der Regent eines Teiles derselben, Feodor, Großfürst der Russen, nicht durch ein fürchterliches Heer, sondern durch einige hundert Abenteurer seinem Reiche eine solche Ausdehnung, daß es weit größer ward, als irgendeine der ältesten Monarchien, die von unseren Vorfahren Herrschaften der ganzen Welt genannt, und deren zahlreiche Eroberer fast als übernatürliche Menschen bewundert zu werden pflegten. Die Urheber dieser furchtbaren Nation machten keine Entwürfe zur Errichtung großer Staaten, sodern dachten nur auf Zerstörung blühender Staaten, oder auf Befriedigung ihrer Leidenschaften, vernichteten gewöhnlich durch Eigenwillen und fehlerhafte Regimentsverfassungen die Vorteile, die sich ihnen ungesucht darboten, und gelangten dennoch zur der beträchtlichen Größe, die bei ihren Nachkommen noch immer im Wachsen begriffen ist. Die Nachrichten, die von dieser Nation vorhanden sind, fangen mit ihrer Kindheit an und werden nicht nur für den Geschichtsschreiber der Nation, sondern für jeden, der sich über Entstehung menschlicher Größe durch Tathandlungen belehren will, so wichtig, daß man schon lange hätte auf eine vollständige allgemeine Geschichte aller Wenden denken müssen, die aber bis jetzt noch immer fehlt.

Unter einer vollständigen Geschichte muß man sich hier eine solche, auf Wahrheit gegründete Erzählung von Tathandlungen vorstellen, die nicht bloß einen oder den anderen Stamm der Wenden allein betrifft, sondern welche vielmehr zeigt, wie die wendischen

*) Halle 1790. — Diese »Vorrede« wird hier wörtlich wiedergegeben, um zu zeigen, welche Ansichten man vor etwa 125 Jahren in der Wissenschaft noch über die Slaven hatte, wie sich da Wahres und Märchenhaftes, Logisches und Unkritisches bunt durcheinander drängt und inwieweit sich die Ansichten seither zu Ungunsten der Slaven ohne sichtbaren Grund geändert haben, wobei noch aus gelegentlichen Bemerkungen in dem Hauptinhalte hervorgeht, daß Gebhardi durchaus kein Freund der Slaven war. Aber gerade seine Natürlichkeit und der Umstand, daß er fast alle Chronisten, welche in den europäischen Sprachen über die Slaven schrieben, als seine Quellen anführt, machen uns seine Darstellungen doppelt willkommen. — Bei der Wiedergabe wurde nur die Rechtschreibung sowie bisweilen eine veraltete Redeweise modernisiert. — Alle mit Sternchen versehenen Anmerkungen stammen vom Kommentator.

Leute, die bei dem Anfange der christlichen Zeitrechnung als herrenlose Hausväter aus dem Acker und in den Wäldern ruhig ihren notdürftigen Unterhalt zusammensuchten, aus Jägern Freibeuter, dann eine kriegerische Nation, endlich Eroberer und zuletzt Stifter mannigfaltiger Staatssysteme geworden sind. Eine Erzählung, welche das Auszeichnende der Sitten und Grundsätze aller Wenden, und die Ökonomie, das Steigen und Fallen aller einzelnen wendischen Staaten auf das genaueste schildert. Eine solche Geschichte fehlt noch, obgleich einige Ausarbeitungen vorhanden sind, die den Titel allgemeiner slavischer Jahrbücher führen.

Zu diesen letzteren sollen gehören: *M. Jacob Jacobaei viva Gentis Slavicae Delineatio. Leutichoviae 1642; Papaneck, Historia Gentis Slavorum* und *Witbii Antiquitates Gentis Henetae,* von welchen Schriften ich keine gesehen habe. Dem Titel nach müßte auch *Vandalia Alberti Krantz. Coloniae impressa 1519,* und des Maltheserabtes Mauro Orbini (eines Ragusaners) Werk, mit der Aufschrift: *il Regno degli Slavi, Pesaro 1601.* die allgemeine slavische Geschichte vortragen. Allein jene schränkt sich, sowie mehrere *Chronicae Slavorum* des Mittelalters, nur auf das holsteinische, mecklenburgische, pommersche und polnische Reich, dieses aber bloß auf Dalmatien und Kroatien ein. *Schurzfleischii Res Slavicae 1670* (in seinen *Operibus historicis politicis, Berolini 1699. 4. p. 458—470*) enthalten nur allgemeine Bemerkungen über Ursprung, Wachstum und Verfassung der ältesten Wenden und stehen den weit vollkommeneren 31 Anmerkungen hinter Mascous II. Bande seiner „Geschichte der Teutschen", S. 205, weit nach. Im *Hermanno Slavico brevi delineatione adumbrato a G. H. Ayrero, Gottingae 1768* sind bloß Meinungen verschiedener Gelehrten über Wenden, wendische Stämme und wendische Sitten vorgetragen, und *Josephi Sim. Assermanni Kalendaria Ecclesiae universae* enthalten kurze Annalen der Sarmaten und Slaven überhaupt (T. I. P. II. Romae 1755, 4), der teutschen und illyrischen slavischen kleineren Stämme (T. II), der Mähren und Bulgaren (T. III), und der Russen, Böhmen, Kroaten, Servier und Polen (T. IV). Des Herrn Justizrat Gercken „Versuch in der ältesten Geschichte der Slaven, besonders in Teutschland, aus den besten gleichzeitigen Schriftstellern verfasset" (Leipzig 1771) erläutert nur die ältesten Begebenheiten der Slaven, und verbreitet sich insbesonders über die Geschichte der östlichen Wenden. In Johann Christophori de Jordan zweien Bänden *„De Originibus Slavicis" (Vindobona 1745)* ist nur einem künftigen wendischen Geschichtsschreiber durch Mitteilung und Zusammenstellung vieler Materialien vorgearbeitet worden, obgleich im I. Bande ein Versuch gemacht ist, die

ältesten wendischen Volksgeschichten aus diesen Quellen, u. zw. in Beziehung auf Böhmen und Mähren, wahrhaft vorzutragen. Noch nutzbarer hat in dieser Hinsicht Herr Reichsarchivarius Stritter für den Geschichtsschreiber durch sein bekanntes Werk gesorgt, dessen 1774 zu St. Petersburg abgedruckter und hierher gehöriger II. Band diesen Titel hat: *Memoriae Populorum olim ad Danubium, Pontum euxinum, Paludem Maeotidem, Caucasum, Mare Caspium, et inde magis ad Septentriones incolentium e Scriptoribus Historiae Byzantinae erutae et digestae; Tomus II. Slavica, Servica, Chrovatica, Zachlumica, Terbunica, Paganica, Dioclerea, Moravica, Bosnica, Bulgarica, Valachica, Russica, Polonica, Lithuanica, Prussica, Samotica, Permica et Boemica complectens;* denn in selbigem ist nicht nur alles, was sich in den griechischen Schriftstellern findet, chronologisch geordnet, durch Anmerkungen geprüft und kurz erläutert, sondern es gibt auch in einer Einleitung von Namen, von den verschiedenen Stämmen, Sitzen und Wanderungen, von den vornehmsten Begebenheiten, von den Regenten und berühmten Männern eine kurze und sehr brauchbare Nachricht.

Bei der Abfassung einer wendischen allgemeinen Geschichte zeigen sich viele Hindernisse, die dieses Geschäft außerordentlich erschweren, und zum Teil aus dem Mangel glaubwürdiger alter Urkunden, zum Teil aber aus den stets abwechselnden sehr großen Revolutionen, welchen diese Nation und jeder ihrer Stämme stets unterworfen gewesen ist, herrühren.

Die wendische oder slavische Sprache war zwar ehedem durch halb Europa und einen großen Teil von Asien verbreitet, und wenn man dem Latomus, einem mecklenburgischen Chronikenschreiber, der 1610 seine Arbeit vollendete, glauben will *(de Westphalen Monum. inedita rerum Cimbricarum T. IV. p. 9)* so ward sie einstens sogar in Afrika bei dem ägyptischen Heere gebraucht. *(Rumelinus ad auream Bullam, Tubingae 1702, p. 840).* Auch verlangte Kaiser Karl IV. *(Aurea Bulla C. 30)*, daß jeder Kurfürst die wendische Sprache fertig reden solle, in der Absicht, selbige zu einer herrschenden Sprache zu machen. Aber dennoch ist diese Sprache im teutschen Reiche, Böhmen, Mähren, Kassuben, Lausnitz und Kärnten ausgenommen, zeitig unterdrückt und vertilgt worden, und zugleich sind auch alle alten wendischen Urkunden, falls dergleichen jemals vorhanden gewesen waren, verschwunden. Die Wenden gebrauchten zwar römische Schrift, allein nur in den wenigen Gegenden, in welchen sie an Dänen und Schweden grenzten, und auch nur bloß zu Inschriften auf Götzenbildern. (?) Bücher und Bücherschriften waren ihnen zwar nicht unbekannt, wurden jedoch nicht geachtet, und selbst nach der Zeit, da Cyrillus und

Methodius ein den vielen Tönen der wendischen Sprache angemessenes neues Alphabet ersonnen hatten, gebrauchte man diese Schreibkunst lange nicht zur Aufbewahrung der Geschichte, sondern zu Gesängen und Kirchenschriften, denn die ältesten Nationalschriftsteller, nämlich Christannus in Böhmen und Nestor in Rußland, schrieben erst im XI. Jahrhunderte (Allgem. Welthist., XXXI. T., S. 255) und ersterer bediente sich der lateinischen Sprache. Ein anderes Mittel, berühmter Männer Andenken lebhaft zu erhalten, nämlich das der Volkslieder, war zwar von einigen Wenden zur Befriedigung ihrer Ruhmesbegierde verwendet worden, allein abgesehen davon, daß die meisten Volkslieder vergessen sind, so können selbige überhaupt keine zuverlässige, vollständige und zusammenhängende Geschichte veranlassen, weil ein Lied in jedem Munde Abänderungen erleidet, vorsätzlich mit Erdichtungen ausgefüllt und gewöhnlich erst lange nach der Zeit, da die besungene Tat geschah, aufgesetzt worden ist. Einige Geschichtsschreiber der Polen, Böhmen und Kroaten, welche von diesen Liedern günstiger dachten und aus selbigen den ersten Teil ihrer Jahrbücher verfertigten, bestätigen diese Bemerkung, denn da ihre Erzählungen weder unter sich, noch mit der dokumentierten Geschichte der Nachbarn übereinstimmen, so verrät sich ihre und der alten Volkslieder Unzuverlässigkeit. Verschiedenen dieser Autoren lag auch die Wahrheit so wenig am Herzen, daß sie die Lücken, die die Lieder ließen, mit Erdichtungen ausfüllten, welche sie aber bei dem Mangel an hinreichender synchronistischer Weltkenntnis so ungeschickt einrichteten, daß eine geringe Prüfung sie aufdeckte. Diese Erdichtungen wurden vornehmlich nach dem Jahre 1500 in die Chroniken aufgenommen, anfangs unter dem Scheine unbezweifelter und aus verlorenen Chroniken abgeschriebener Tatsachen, später aber als solche Mutmaßungen, die durch eine Reihe von verwandten wahren Begebenheiten eine an die Wahrheit nahe angrenzende Wahrscheinlichkeit erhalten hätten. Aus Chroniken dieser Art kann ein Geschichtsschreiber, der nur das melden will, was sich beweisen läßt, für ältere Zeiten kein Material entlehnen, und bleibt ihm daher kein anderes Hilfsmittel bei seiner Arbeit übrig, als daß er seine Zuflucht zu fremden Schriftstellern nimmt. Diese sind Griechen, Italiener und Teutsche, überhaupt aber Leute, die nur die auswärtigen Taten der Wenden sicher aufzeichnen konnten, die die innere Verfassung der Staaten nicht hinlänglich kannten, die sich um soviel weniger von einer schädlichen Parteilichkeit lossagen konnten, da die unbegrenzte Mord- und Verheerungswut der Wenden sie gegen diese Völkerschaft erbittert hatte, und die außerdem, wenn sie, wie es bei den meisten der Fall war, christliche Geistliche waren, die Wenden als hartnäckige Verehrer der Götzen verabscheuten.

Der allgemeine Geist der wendischen Nation stimmte auf unbegrenzte Freiheit und Patriarchalverfassung, und nur die mächtigeren Waffen einiger Nachbarn nötigten die unabhängigen Jäger und Ackersleute, sich einem Oberhaupte zu unterwerfen, um unter dessen Anführung sich ihrer Feinde zu erwehren. Ihr Krieg brachte sie bald in fruchtbare und reichkultivierte Staaten, und gewöhnte sie an das Beutemachen, Verwüsten und Niedermetzeln. Ihr Raub bot ihnen Bequemlichkeiten und Vergnügungen, die sie vor dem nicht gekannt hatten und wenn derselbe aufgezehrt oder verbraucht war, so trat bei ihnen die Sehnsucht nach diesen Bedürfnissen bis zu einer solchen Stärke ein, daß sie alles wagten, um diese wieder zu erlangen. Und so entstanden daher mannigfaltige Streifzüge gegen Teutsche, Italiener oder Griechen unter der Anführung vieler Heerführer oder gewählter Woiwoden. Einige dieser Woiwoden sammelten Schätze und Macht genug, um nach Beendigung des Zuges ihre Macht zu behaupten. Andere im Gegenteil traten bald mit einander in Verbindung und erhielten sich durch vereinte Kraft bei ihrer Würde, bald aber stellten sie sich neben einander oder wanderten auch mit ihren Anhängern in entvölkerte Gegenden, gaben ihrer Partei neue Namen, und stifteten neue Staaten, über welchen sie nicht als Vorgesetzte, sondern als Monarchen oder wenigstens als Aristokraten herrschten; öfters aber fand auch der Besitzer eines Hains oder Tempels durch Aberglauben oder verübte Scheinwunder Gelegenheit, sich zum Oberherrn verschiedener kleiner Monarchen aufzuwerfen. Die Monarchen und Aristokraten versuchten ihre Gewalt auf ihre Kinder zu vererben, allein gewöhnlich behaupteten die Völkerschaften, die ihnen gehorchten, das Recht, ihr Oberhaupt zu wählen, verstießen auch öfters ihren Fürsten und gesellten sich zu einem anderen Woiwoden, der entweder mehr Kriegsglück hatte oder auch Beredsamkeit genug besaß, um die äußerst leichtsinnigen wendischen geringeren Leute für sich einzunehmen. In jenen Staaten, in welchen die Regenten das Erbfolgerecht ihres Stammes gründeten, verteilte der regierende Vater sein Reich unter seine Söhne, und bestimmte einen derselben zum Ältesten oder Oberfürsten, mit der Macht, seine Brüder als Statthalter zu behandeln, und ihre Landschaften gegen andere auszutauschen. Diese Einrichtung veranlaßte stete Geschlechtskriege und unaufhörliche Errichtungen neuer und Zerteilungen alter Staaten, und überhaupt eine Verwirrung, die in Verbindung mit jenen Begebenheiten das Geschäft, die allgemeine Geschichte der Wenden in bequeme Perioden zu zerteilen, und diejenigen Staaten auszusondern, welche regierend gewesen sind, und gewisse einzelne berühmte Völkerschaften zu Untertanen gehabt haben, ungemein erschwert.

Zuerst erscheint die slavische Nation unter dem Namen der Wenden als eine solche Völkerschaft, die nur durch eine gemeinschaftliche Sprache zusammengehalten wurde, und bloß auf Lebensunterhalt, nicht aber auf Ruhm und Beute dachte. Bei den bekannten Wanderungen der Teutschen und Nordleute nach den Provinzen des griechischen Reiches, sahen und empfanden diese, wie es scheint, zuvor genügsamen und harmlosen Leute, was die Macht der Waffen bewerkstelligen könne, lernten Bequemlichkeiten kennen, von welchen sie zuvor nichts wußten, und versuchten selbst das Kriegsglück. Durch diese Veranlassung entstanden daher die Stämme, von welchen zwei, die auswanderten, sich Slaven und Anten nannten, die zurückbleibenden aber den alten Stammnamen beibehielten, obgleich viele schon damals getrennte kleine Völkerschaften ihre besonderen Namen hatten. Man findet von dieser Revolution folgende Nachricht des Jornandes, welcher im VI. Jahrhunderte lebte *(de rebus Geticis, in Muratori Scr. rer. Italic. T. II. p. 194: ab ortu Vistulae fluminis – Vinidarum natio populosa consedit. Quorum nomina, licet nunc per varias familias et loca mutentur, principaliter tamen Sclavini et Antes nominantur)*: und Procopius hat davon in sein Werk *„de bello Gothico“ (ibid. p. 313)* folgende Stelle eingerückt, in welcher er den Namen W e n d e durch die griechische Übersetzung unkenntlich macht: *nomen etiam quondam Sclavenis Antisque unum erat; utrosque enim appellavit Sporos antiquitas, ob id ut opinor quia „sporáden“, hoc est, sparsim et rare positis tabernaculis regionem obtinent, quo fit, ut magnum occupent spatium.* Auch führen diejenigen Völkerschaften, die in Dalmatien und Illyrien Slaven genannt wurden, in den fränkischen Annalen den Namen der Winidorum, und Helmoldus, der unter den Wagirer-Wenden wohnte und alle die Völker genau kannte, deren Beherrscher sich in lateinischen Urkunden den Titel *Reges, Duces et Principes Slavorum* beilegten, meldet in der von ihm am Ende des XII. Jahrhundertes verfaßten *Chronica Slavorum*, daß alle teutschen Slaven noch den Namen Winithi oder Winuli führten, obgleich die Polen, Russen, Böhmen, welche Fredegarius im VII. Jahrhunderte noch *„Sclavos cognomento Vinidos“* hieß, Kärntner und Sorben, und andere, die vom slavischen Hauptstamme herkamen, ihn verworfen, und den besonderen Stammnamen vorgezogen hätten. Es liegt demnach in dem Widerspruche, den einige slavische Schriftsteller gegen den Satz, daß der wahre alte allgemeine Stammname aller slavischen Völker der Name Wende sei, in ihren Schriften äußern (Anzeigen aus sämtlichen k. k. Erbländern, Wien 1773, III. Jahrg. S. 164 u. f.), nur ein Mißverständnis, welches gehoben wird, sobald man zugibt, daß die ungarischen Slovaken, welche doch von den dortigen Teutschen windische Leute

genannt werden, nicht unmittelbar von den nördlichen Wenden, sondern von den griechischen Slaven herkommen. Die Beschuldigung, daß bei den Deutschen wendisch und betrügerisch gleichbedeutende Wörter wären, bestätigt sich nicht durch den Sprachgebrauch, und wenn auch dieser schlimme Nebenbegriff wirklich vorhanden wäre, so würde er doch der weit anstößigeren Nebenbedeutung des Wortes „Slav" und „Sclav" so sehr im entehrenden Werte nachstehen, daß auch in dieser Hinsicht jener Name diesem vorgezogen werden muß.*)

Man ist noch nicht einstimmig, wie viele Völkerschaften zu den Wenden gerechnet werden müssen. Herr Haquet (v. Born, Abhandl. einer Privatgesellschaft in Böhmen, II. Bd. S. 242) versichert, daß die Kirgisen und Kroaten der Sprache nach Stammvetter sind. Vermöge des III. Teiles der *Oryctographia Carniolica* oder „Physikalischen Erdbeschreibung des Herzogtums Krain, Istrien und zum Teil der benachbarten Länder" (Vorrede) findet man slavische Wörter nicht nur in helvetischen Dialekten, sondern auch in den östlichen sibirischen Sprachen und selbst auf den neuentdeckten Freundschafts-Inseln. Allein diese können durch Rußland in selbige gebracht sein, oder von Wurzelwörtern der alten verlorenen Hauptsprache herstammen, von welchen andere Nationen ihre gleichlautenden Wörter abgeleitet haben.**) Herr P. Dobner a S. Catharina *(ad Hajek a Liboczan Annales Bohemorum Part. II. Praef. d. 3)* zählt zu den Slavinen die Circassier auf die unerhebliche Angabe des *Henselii in Synopsi universalis Philologiae et Harmonica Linguarum totius Orbis*, und weil einige cirkassische Wörter und Namen sich aus dem Slavischen einigermaßen erklären lassen; dann die Kosaken, ferner die Chasaren, weil S. Cyrillus *(Vita S. Cyrilli in Actis Sanct. ad d. 9. Martii)* bei ihnen slavisch reden lernte, und die Avaren, weil Kaiser Konstantin diese einmal im 29. Kapitel *de Administr. Imp.* Slaven nennt. Allein diese Nationen, die Kosaken, welche eigentlich Russen sind, ausgenommen, bekamen die angezogenen Wörter durch die Slaven an der Donau, über welche sie herrschten, und daß die Circassen so wenig als andere Nationen am Caucasus slavisch reden oder verstehen, bezeugt Bayer und von Peysonel. Da Nestor, der älteste russische Geschichtsschreiber, selbst in Rußland verschiedene Völker von den wendischen Stämmen absondert, nämlich die Trisnen, Kriwiczen, Radimiczen, Waticzen und Sewerier, so darf man wohl die Wenden östlicher

*) Der Name »Wende« ist indessen etymologisch geklärt worden, denn »ven, vin« bedeutet: Grenze, »Wende« sonach: Grenzbewohner, Nachbar.

**) Die richtige, großzügige Ansicht des Verfassers von einer einstigen Gemeinsprache muß besonders hervorgehoben werden.

nicht weiter, als etwa die eigentlichen russischen Grenzen sich erstrecken, suchen.

Nach den verschiedenen Dialekten teilt Herr D. Anton in den Ersten Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung, Sitten, Gebräuche, Meinungen und Kenntnisse, S. 12, 17, die Wenden überhaupt in Slowen und Slawen ein, und versteht unter ersterem Namen die Polen, Serben, Kassuben und Zilleyer*), welche in ihrer Sprache keinen *Conjunctivum* haben, unter dem Namen der Slawen aber die Russen, Böhmen und Krainer. Außerdem zertrennt er in der Vorrede das Hauptvolk in Halb-Slaven, unter welchen er die Preußen, Wlachen, Letten und Lithauer versteht, und in Slaven oder 1. Russen, 2. Polen, 3. Tschechen oder Böhmen und Mähren, 4. Dalmatier, 5. Chrowaten, 6. Slowaken, 7. Kassuben, 8. Kassuben der Lauenburgischen Gegend, 9. Krainer, 10. Illyrier, 11. Lüchower im Lüneburgischen, 12. Serwier, 13. Lausitzer um Bautzen, deren Dialekt in Schriften gebraucht wird, 14. Oberlausitzer um Löbau, 15. Niederlausitzer, 16. Altrussen, in deren Sprache die russischen Kirchenbücher verfaßt sind, 17. Slavonier, 18. Wlachen, und 19. Slesier, welch letztere vierfach sind, weil sie vier abweichende Mundarten, außer der allgemeinen Volkssprache, in den Gegenden von Kreuzburg, Rosenberg, Teschen und Pleß haben. In *de Jordan Originibus Slavicis P. IV. p. 108–128.* findet man eine Zerteilung der ganzen Nation in Kroaten, Glagoliten, Ungrische Slaven, Böhmen, Russen, Polen, Kärnter und Dalmatier, und *P. I. p. 72* werden die südlichsten Slaven nach den verschiedenen Dialekten abgesondert in Kroaten zwischen der Donau, Sau und Mur, in den Gespanschaften Warazdin, Zagora und Zagrab, in Winden in Kärnten bis Klagenfurt, Cilli und bis Windischgrätz, in Karnier in Krain, Cilli und Friaul, in Dalmatier am Adriatischen Meere, und in Slavonier zwischen der Drau, Sau und Donau. Allein die ungrisch-slavische Sprache, welche böhmisch ist, zeigt, daß die Ungrischen Slovaken zu den Böhmen gehören, und unter Glagolitisch versteht man keinen Dialekt, sondern eine besondere Art von Schriftzügen, in welchen die kroatische Bibelübersetzung zu Papier gebracht ist. In der Walachei glaubt man alle Slaven unter drei Hauptbenennungen bringen zu müssen, (Herr Sulzer, Geschichte des transalpinischen Daciens II. B. S. 125) nämlich unter die der Leši (Polen), die der Moskali und Russi (Russen), und die der Sirbi (Serbier, Kroaten, Bosniaken, Raizen, Slavonier und Bulgaren). In dem neuen russischen großen Sprachwerke, welches den Titel hat: *Linguarum*

*) Bewohner des Kreises Cilli in Untersteiermark.

totius Orbis Vocabularia comparativa Augustissimae Cura collecta, Sect. I., Pars I, Petropoli 1786 (Allgem. deutsche Bibliothek 78. B. 2 St. p. 323) sind 12 verschiedene slavische Dialekte festgesetzt und die Wörter angegeben: po slavanski, slaveno-wengerski (ungarisch-slavisch), ilirjiski, bogemski, serbski, vendski, sorabski, polabski (eigentlich lüneburgisch-wendisch, denn das polabingisch-wendische ist zu früh vertilgt und nicht bekannt geworden), kašubski, polski, malorossijski und susdalski. Bei der 1548 zu Wittenberg gedruckten slovenskischen Bibelübersetzung nahm man Rücksicht auf Leute, die sechs verschiedene Mundarten redeten, und gab in einem Register die vom Krainischen abweichenden Wörter „po slovenski" oder „bezjaški, hervatski, dalmatinski" und „istrianski" oder „kraški" an. (Thumman, Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker p. 219). Herr Hofrat Schlözer bringt die wendischen Hauptstämme (Allgemeine Welthistorie XXXI. T. S. 331) vermöge der Sprachverschiedenheit unter sechs Abteilungen, nämlich: 1. die russische, deren Sprache mit griechischen, tatarischen, asiatischen, deutschen, holländischen und französischen Wörtern vermischt ist; 2. die polnische, unter welche auch der Sprachgleichheit wegen Lithauen, Polnisch-Preußen, das Wasserpolnische im preußischen Lithauen, das Kassubische und einige Gegenden Schlesiens gehören; 3. die böhmische mit Einbegriff von Mähren, eines Teiles von Schlesien und des Slovakischen in Ungarn; 4. die sorbische in der Neumark, Ober- und Niederlausitz und im Kotbusser Kreise; 5. die polabingische, aller zwischen der Oder, Elbe und Elmenau vorhandenen Wenden; 6. die windische, der österreichischen, steiermärkischen, kärntischen und krainischen Wenden; 7. die kroatische, deren Sprache aber vielleicht nur eine Varietät der windischen ist; 8. die bosnische, deren Sprache auch die Servier, Dalmaten, Illyrier und italienischen Slaven der dalmatischen Seeküste sprechen, und 9. die bulgarische.

Von dieser Klassifikation weicht Herr Hofrat Gatterer ab, welcher in der „Einleitung in die synchronistische Universalhistorie", Göttingen 1771, p. 127 für die vornehmsten Mundarten der heutigen slavischen Sprachen erklärt, 1. das Russische in Rußland und polnisch Reußen; 2. das Polnische in Polen, in Preußen, in Schlesien jenseits der Oder, und in Litauen, wo es die Sprache der vornehmeren Leute ist; 3. das Böhmische in Böhmen, in Mähren und im größten Teile von Ungarn, in welchem es slovakisch genannt wird; 4. das Bulgarische der bulgarischen Bauern und der Raizen oder Rascier in Servien; 5. das Illyrische oder Kroatisch-

Dalmatische, welches in Kroatien, im eigentlichen Bosnischen und in Servien Abänderungen erleidet, und 6. das Wendische, welches verteilt werden muß in das südliche, welches in Österreich, Krain, der windischen Mark, Steiermark, Istrien und hin und wieder in Kärnten gesprochen wird, und in das nördliche der Lausitzer, Meißen, Brandenburger, Pommern, Mecklenburger, Lauenburger und Lüneburger, welches aber, außer in der Lausitz, dem Kotbusser Kreise, Kassuben und Lüchow im Lüneburgischen, erloschen ist.

Diese so sehr abweichenden Volksverteilungen, und der Umstand, daß öfters einerlei Sprache in sehr weit von einander getrennten Ländern, und zwar nur von einem Teile der Einwohner geredet wird, machen es unmöglich, nach dem Maßstabe, den die Dialekte darbieten, die wendische Geschichte in bequeme Abschnitte zu zerteilen. Man muß daher ein anderes Hilfsmittel zu dieser Arbeit aufsuchen, indem man nachforscht, ob nicht unter den verschiedenen wendischen Nationen eine selbstgewählte Absonderung oder auch Verbindung in bestimmten Staaten ehedem vorhanden gewesen ist?

Man könnte die wendischen oder slavischen Völkerschaften nach ihren Oberherren abteilen, und avarische, griechische und fränkische Untertanen und freigebliebene Wenden in besonderen Büchern beschreiben; allein auch diese Ordnung hat Unbequemlichkeiten, die zu groß sind, um sie in einer Geschichte, die überall Deutlichkeit enthalten muß, zum Grunde zu legen; abgesehen davon, daß diese Einteilung sich nur dann würde gebrauchen lassen, wenn, was jedoch nicht geschah, alle wendischen alten Staaten aufgehoben wären. Der Herr Hofrat Schlözer entwirft nach der Richtschnur der Oberherrschaften (Allgemeine Welthistorie XXXI. T. S. 223) einen bequemeren Plan und teilt die Wenden ein: 1. in Russen (Russen, Novogoroder und Kosaken); 2. in Polen (Polen und Schlesier); 3. in Böhmen (Böhmen, Mähren und Lausitzer); 4. in Teutsche oder eigentliche Wenden, und zwar südliche (Österreicher, Krainer, Kärnter, Steiermärker, Friauler) und nördliche (Obotriten mit Inbegriff der Polaben, Wagrier und Linonen, Vilzen in Pommern und Pommerellen, Ukern in Brandenburg und Sorben in Obersachsen); 5. Illyrer (Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier und Ragusaner); 6. in Ungarn und 7. in Türken (Bulgaren, Walachen und Moldauer). Aber auch diese Abteilungsweise ist mit Schwierigkeiten verbunden, die mich abhalten, sie bei meiner Ausarbeitung zugrunde zu legen. —

Einige ältere und neuere Schriftsteller wendischer Begebenheiten haben verschiedene willkürliche Einleitungen gemacht, die sich teils auf die Lage, teils auf die Regenten beziehen. Der Name Slavo-

nien oder Sclavinien, der ein Reich der Wenden bezeichnet, gibt selbst Veranlassung zu solchen Abteilungen; denn man findet wenigstens acht verschiedene Staaten, die „Sclavinien" heißen, nämlich einen, der das serbische Dalmatien bei Ragusa begriff, einen im VI. Jahrhunderte in der Wallachei und Moldau, einen in Kärnten und einen seit dem Jahre 803 zwischen der Drau und Sau, der bis jetzt allein die Benennung Slavonien behalten hat. Dann hieß auch in der griechischen kaiserlichen Hofsprache ganz Dalmatien, (s. meine Hungarische Geschichte III. T., S. 409) und am fränkisch-kaiserlichen Hofe, Krain, Kärnten, die windische Mark ein Teil von Österreich und Slavonien (im 8. Jahrhunderte) Slavinia und endlich war ein anderes oder das kleine Slavanien, der Staat von 18 wendischen Völkerschaften in Brandenburg, Mecklenburg, Lauenburg, Holstein und Verpommern, und wiederum ein anderes Slavien das pommersche Gebiet jenseits der Oder nebst Kassuben *(Chron. Gotwicense P. II. p. 775).* —

Adam v. Bremen *(Hist. Eccles. L. II. c. 10, 24)* teilt die Winulos, Wenden oder Slaven 1. in Slaven der hamburgischen Diözese (Wagrier, Obodriten, Polabingen, Lingonen Warnaher, Chizziner, Circipaner, Tholosanter, Rhetarier); 2. in Slaven zwischen der Elbe und Oder (Hevelder, Doxaner, Liubuzzer, Wiliner, Stoderener); 3. in Slaven an der Elbe (Böhmen und Soraben). — Helmold, ein slav. Schriftsteller des 12. Jahrhundertes, erweitert diese Einteilung *(Chron. Slavor. L. I. Cap. 1.)* und belegt die größtenteils hier übergangenen Wenden mit dem Namen der östlichen Slaven, die übrigen aber mit dem Namen der Wenden im genaueren Verstande in folgenden Worten: *„Slavi orientales ad littus australe, Ruzi, Poloni, Pruzi, Bojemi, Morahi sivi Carinthi, Sorabi: quodsi adjeceris Ungariam in partem Slavoniae, ut quidam volunt, quia nec habitu nec lingua discrepat, eo usque Slavicae linguae succrescit ut pene careat aestimatione. — Provincia eorum Slavorum, qui Winithi sive Winuli appellantur: Pomerani, Sorabi, Wilzi, Heruli vel Heveldi, Leubuzi, Wilini, Stoderani et multi alii Liguones, Warnavi, Obotriti, Polabi, Wagiri, Vemere, Rani sive Rugiani.* — Auch zertrennt er die letzteren an einem anderen Orte (L. I. c. 16.) in die Slaven der östlichen und westlichen Provinz, ohne die Grenzen dieser beiden Provinzen genauer zu bestimmen, scheint aber unter der westlichen Provinz, weil er selbige dem Herzog Bernhard von Sachsen zueignet, die in Herzog Heinrichs von Sachsen Urkunden angegebene *Transalbina Slavia (dipl. 1154, de Westphalen M. ined. r. Cimbr. T. III. p. 1998.)* zu verstehen, welche die Bischoftümer Ratzeburg, Lübeck und Schwerin begriff. Der unbekannte Verfasser der im dreizehnten Jahrhunderte aufgesetzten Chronik der Slaven *(Lindenbrogii*

Script. rer. Germ. p. 189.) behält Helmolds Völkernamen bei, gedenkt aber eines größeren Sclaviens gegen Dalmatien zu, und eines kleineren zwischen Sachsen, Böhmen und der Ostsee. Otto von Kirchberg teilte 1378 *(de Westphalen Mon. inedit. rer. Cimbr. T. IV. p. 595.)* das ganze Wendland in Ost- und Westerwende, zählte zu den letzteren alle jene Völker, die Helmold Winither nennt, und sagt von den übrigen:

Gen Osten wohnt der Wende Heer,
Russen, Polen, Prussen, Böhmen,
Sorabia, Kernthen, Merhern,
Ungirn, ein Land heißit Slevenye. —
Hier nimmt der Ostirwende
Land Uzrichtunge ein Ende.

Dieser Begriff vom östlichen Slavien war aber demjenigen, den man von diesem Lande in den älteren Zeiten in der fränkischen Reichskanzlei sich machte, nicht völlig gemäß; denn die *Annales Laureshamenses* melden vom Kaiser Ludwig *(ad An. 822) omnium Orientalium Slavorum, hoc est Abotritorum, Soraborum, Wilsorum, Behemanorum, Maruanorum, Predecentorum, et in Pannonia residentium Avarum, legationes — excepit,* und zählen also auch viele westliche Slaven des v. Kirchberg zu den Ostslaven. Übrigens wurden innerhalb der nächsten hundert Jahre nach Kaiser Ludwigs Tode alle Slaven jenseits der Elbe, mit Einschluß der Böhmen, zum Herzogtume Sachsen, die übrigen aber in Krain, Kärnten, Österreich, Slavonien und Friaul zum Herzogtume Bayern gelegt, und nach dieser Abteilung auf den teutschen Reichstagen als zwei abgesonderte Nationen behandelt.

In neueren Zeiten gab Johann Simonius eine besondere Einteilung der helmoldischen Wenden an *(Vandalia 1598* in *de Westphalen M. i. r. T. I. p. 1543)*, die aber keinen Beifall gefunden hat, und redete von einer vierfachen *Slavo-Vandalia,* nämlich einer nördlichen für Rügen, Femern und Wismar; einer östlichen für Pommern, Kissin, Lebus, Tolenz, das Land an der Pene, und Neu-Brandenburg; einer südlichen für die Heveller, Brizaner, Prignitzer, Wilinen und Stoderanen; und einer westlichen für die Warner, Obotriten, Polaben und Wagrier.

Herr P. Dobner bringt alle Slaven und Wenden unter drei Ordnungen, nämlich 1. unter die Klasse der Klein-Slavania, worin gehören die Wagrier, Polaben, Abodriten nebst den Brizanern, Smeldingern, Warnabern und Kissinern, die Circipaner, die Rugier, die Tolenzer, die Rhedarier, die Wilzen, nebst den Doxanern, Hevellen und Stoderanen, die Leubusier und Pomoranen; 2. unter die Klasse der Pola-

chen und 3. unter die Klasse der Gross-Sclavanien, welche begreift die Lusizer, die Zlesaner (Schlesier), Gross-Serbien (Meissen und Lausitz), Gross-Chrobacia oder Böhmen und das Königreich Mähren.

Herr Hofrat Gatterer, welcher in seiner „Einleitung in die synchronistische Universalhistorie", Göttingen 1771, den ersten Entwurf einer vollständigen wendischen Geschichte geliefert hat, handelt die ältere wendische oder slavische Geschichte nach fünf Perioden ab, nämlich der Sarmatischen, die bis zum Jahre 332, der Gotischen, die bis zum Jahre 376, der Hunnischen, die bis zum Jahre 453, der Gepidisch-Bulgarischen, die bis zum Jahre 552, und der Avarischen, die bis zum Jahre 827 fortläuft; dann aber teilt er die besondere Geschichte der teutschen Slaven 1. in die der südlichen Slaven, die aus der avarischen unter die fränkische Hoheit durch Karl des Grossen Waffen kamen; 2. in die der nordischen Slaven oder der Obotriten, Wilzen, Böhmen, Linonen, Sorben, Siusler, Moraven, Heveller, Redarier und Polen; und 3. in die der Wenden an der Ostsee, und beschreibt in abgesonderten Abschnitten die Schicksale der Reiche Gross-Mähren, Polen, Russland, Böhmen und Ungarn ausführlicher.

Herr Hofrat Schlözer („Allgemeine Welthistorie" 31. T. S. 220) bestimmt, ausser der allgemeinen wendischen Geschichte, die aus den byzantinischen Schriftstellern geschöpft wird, vierundzwanzig besondere Geschichten einzelner Staaten, als Teile einer ganz vollständigen Nationalgeschichte. Diese besonderen Geschichten sind: die Geschichte der Russen, Novogoroder, Kosaken, Polen, Schlesier, Böhmen, Mähren, Lausitzer, Obodriten, Wilzen oder Pomeraner, Ukrer, Sorben, Kärnter, Krainer, Steiermärker, Friauler, Dalmatier, Slavonier, Kroaten, Bosnier, Serbier, Ragusaner, der ungarischen Slaven und der Bulgaren.

Bei den Angaben der verschiedenen wendischen Stämme, welche besondere Staaten ausgemacht haben, tritt die Frage ein: zu welcher Zeit man einen Staat für erloschen halten müsse? Diese beantworte ich mir auf folgende Weise. Ein Staat stirbt, wenn er seine ganze Verfassung ändert; desgleichen wenn die Nation, die ihn errichtet hat, einen fremden Herrn erhält, und so sehr unterdrückt wird, dass sie ihre Unterscheidungszeichen, nämlich Sprache, Gesetze, Sitten und in gewisser Beziehung auch die Religion verliert. Ist die Beantwortung begründet, so hört in der wendischen Geschichte die Historie des Rügenischen, Pommerischen, Lausitzischen und eines jeden anderen ähnlichen Staates mit dem Zeitpunkte auf, da selbige in eine Provinz anderer mächtigerer Staaten verwandelt wurde. Aber die böhmische und die mecklenburgische Geschichte dauert noch fort, weil der Landesherr aus altem wendischen Geschlechte abstammt und die

Staatsverfassung fortgesetzt hat, obgleich diese, besonders in Mecklenburg, völlig nach teutscher Form abgeändert und umgebildet ist. Sind mehrere kleine freie Staaten einmal unter ein einiges Haupt zusammengetreten, so machen ihre Geschichten Teile der Geschichte des neuen Reiches aus, und daher muss die Geschichte der Circipaner, der Wagrier und der übrigen 18 nördlichen Nationen in der Geschichte des obotritischen oder wendischen Reiches abgehandelt werden. Trennen sich Stämme vom Hauptzweige, ohne ein besonderes Reich zu bilden, so werden ihre Begebenheiten zu der Geschichte des Hauptzweiges gelegt, und gehören also die Taten der Lausitzer und Dalemincier in die Geschichte der Sorben. Sind die Nationalen mit fremden Völkerschaften so sehr vermischt, dass es schwer zu bestimmen ist, welche Nation die meisten Bestandteile zu dem neuen Körper hergegeben hat, so kann der Staat nicht zu einer der Nationen gerechnet werden, und findet daher z. B. die wallachische, die moldauische, die preussische und gewissermassen auch die lithauische Geschichte in der wendischen Geschichte keinen Platz. Die Kolonien der Wenden in solchen Staaten, in welchen sie gleich Untertanen aufgenommen sind, kommen in der wendischen Geschichte in keinen Betracht, sowie sie überhaupt nicht viel Stoff zu einer besonderen Geschichte liefern können. Kolonien dieser Art findet man im magdeburgischen, sächsischen, brandenburgischen und lüneburgischen Lande am linken Ufer der Elbe, in Fulda, im Hochstifte Würzburg, in Hohenlohe, in der Pfalz am Rhein, in Italien und in Griechenland. Nach obigen Regeln ordne ich die wendische Geschichte unter diese Rubriken:

I. Geschichte der Slaven und Wenden bis zur Zerteilung in völlig abgesonderte Staaten.
II. Geschichte des Reiches der Wenden im nördlichen Teutschlande.
III. Geschichte des Reiches Rügen.
IV. Geschichte des Pommerischen Reiches.
V. Geschichte der Sorben.
VI. Geschichte des Reiches Böhmen.
VII. Geschichte des Reiches Mähren.
VIII. Geschichte von Schlesien.
IX. Geschichte von Polen.
X. Geschichte der Russen.
XI. Geschichte des Reiches Servien.
XII. Geschichte von Bosnien.
XIII. Geschichte des nördlichen kroatischen Reiches.
XIV. Geschichte des westlichen kroatischen Reiches.

Ehe ich mich zu diesen Geschichten wende, wird es nötig sein die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller über den Ursprung

der Wenden anzuführen, u. zw. in dieser „Vorrede", weil deren Bekanntmachung, die in gewisser Hinsicht nicht verabsäumt werden darf, an einem jeden anderen Orte den Faden der Erzählung zerreisst, und Unbequemlichkeiten veranlasst. Vermöge der mannigfaltigen Angaben, die öfters bloss durch willkürliche Erdichtungen, öfters aber durch Wahrscheinlichkeiten, Tonähnlichkeiten, Besitz eines eigenen Landes und anderer zufälliger Umstände entstanden sind, sollen die Wenden und Slaven folgende Stammväter haben:

1. Japhet, Noahs Sohn. Dieser zeugte die Stammväter der Waräger, Schweden, Normänner, Engländer, Franzosen, Teutschen (Njemci), Wenden (Venedici) und anderer Völkerschaften durch seine Kinder. Bei der Sprachverwirrung, die diese betraf, teilte Gott alle Völker in 72 Sprachgenossen, und auf diese Weise entstand die slavische Sprache und Nation. Doch hiessen die Slovenen zuerst Norici, kamen nach langer Zeit an die Donau in Ungarn und Bulgarien, und gingen ferner bis an die Weichsel. Hier zerteilten sie sich unter dem Namen der Ljachen in Poljanen, Lutitscher, Mazovssanen, Pomorjanen (Polen und Pommern), Drewitschen, Novogoroder und Sjeverer, und zugleich mit den Slovenen enstanden die Moravinen, Čechen, Serben und Chorutanen, das ist Mähren, Böhmen, Kroaten, Serbier und Kärnter. Dieses ist die Hypothese des ältesten slavischen Geschichtsschreibers, nämlich das Kiewer Mönchs Nestor. (Siehe des heiligen Nestors und der Fortsetzer desselben älteste Jahrbücher der russischen Geschichte, übersetzt von J. B. Scherer, Leipzig 1774, S. 40, 41. Herr Hofrat Gatterer, Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, S. 981.)

Japhets Sohn, Javan oder Janus, zeugte Helisa, den Vater aller jener Slaven, die nach Dalmatien zogen. *(Mart. Cromerus de Origine Polonorum, Ed. 3. 1568. L. I. c. 2.)*

Von einem anderen Sohne Japhets entsprang Aeneas, der trojanische Held, dessen Ururenkel Alanus sich mit seinen vier Söhnen nach Europa wendete. Der älteste Sohn dieses Alanus hiess Vandalus, gab seinen Namen der Weichsel und dem polnischen Lande, und verteilte seine Eroberungen unter seine vielen Söhne, die die mannigfaltigen wendischen Staaten stifteten. *(Cromerus I. c.)*

Nach der Sprachveränderung zu Babel bekamen die Wenden den Namen Sclavoni oder Wortreiche (von Slowo das Wort), weil sie gesprächig waren, und rückten durch Kleinasien über Byzanz in die Bulgarei, stifteten die illyrischen Staaten, und wanderten darauf nach Böhmen und Polen. *(Aen. Sylvius de Bohemorum Origine ac Gestis Historia, Basil. 1575. p. 4.)*

Japhets Enkel, Riphat, hinterliess eine Nachkommenschaft, die sich an den riphäischen Gebirgen ansiedelte, und von diesen stammen die Slaven ab. *(Schurzfleisch res Slavicae.)*

2. Die Armenier. Die Slaven haben besondere Namen für solche Tiere, die in Europa nicht gefunden werden, wie z. B. den Elephanten, das Kameel, den Affen usw. Sie müssen also aus einem Lande hergekommen sein, wo sich diese Tiere befinden oder aus Südasien. Die Lieblingsendigung der Wörter bei den Armeniern „mat", gleicht den slavischen Endigungen „ak" und „at" (z. B. Slovak und Chravat). Man findet unter den slavischen Wörtern manche, die mit den gleichlautenden armenischen Wörtern gleiche Bedeutung haben, und zwar mehrere, als in der griechischen, lateinischen und germanischen Sprache, in welchen auch armenische Wörter angetroffen werden. Es gab nie Völker, die die Namen Sarmat, Skyte und Kelte sich selbst beilegten, wohl aber unter den von den Nachbarn also benannten Völkern zwei Nationen, die sich Serben und Jazygen nannten. Wahrscheinlich enstanden von den Persiern die Armenier, und von einer Kolonie der Armenier, die frühzeitig über den Kaukasus bis an die Wolga und an den Don sich ausbreitete, die angebliche sarmatische Nation, oder der Stamm der ältesten Serben an der Wolga, am Azowschen und Schwarzen Meere. Später begab sich ein anderer Haufen Armenier nach Kappadokien, und aus selbigem entsprangen erst die Thrazier, von diesen aber die Hellenen (Griechen) und Germaner. Von den Serben gingen ab die Budinen, Roxolanen, Udinen und Amazonen, aber die übrigen zerteilten sich in die neuen Serben und in die Jazygen. Die alten Serben, welche von Plinius und Ptolemäus an der Wolga gefunden wurden, verschwanden nachher und sind vielleicht zu den neuen Serben gegangen oder auch von den Schriftstellern mit den Skythen vermischt worden. Die neuen Serben bevölkerten Polen, Böhmen und andere westliche Länder, und müssen sich Sporen genannt haben. Von ihnen kamen die Anten, Wenden oder Slaven (ruhmwürdige), von den Jazygen aber, welche vorzüglich Sarmaten bei den Griechen hiessen, die Sloven, denn da „jazik" in allen slavischen Dialekten die Zunge, und „slovo" das Wort andeutet, so ist es gewiss, dass die Volksnamen „Slovo" und „Jazik" einerlei sind.*) (Erste Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung, ausgearbeitet von Karl G. Anton, Leipzig 1783.) —

3. Die Hebräer. Von diesen leitet, einiger Sprachähnlichkeiten wegen, Frencelius Lib. I. et II. *de Ordinibus Linguae Sorabicae*

*) Diese Etymologie ist ebensowenig begründet, wie »jazik« oder »slovo« als grundlegender Begriff für einen ethnographischen Namen.

(1693, 1696) die Wenden ab. Die ältesten Russen (s. Nestor) behaupteten, dass der Apostel Paulus und Andronicus, ein Jünger Christi, slavisch geredet haben.

4. Die Heniochen in Colchis (Mingrelien und Guriel). Diese hält Pastorius (Orig. Sarmat. p. 25.) für Stammvettern der Heneter (gegen das Zeugnis vom Gegenteile in Strabo und Ptolemäus Erdbeschreibungen) und zugleich für Urheber der Slaven.

5. Die Bürger der colchischen Stadt Pola. Diese verbreiteten sich unter dem Namen der Polen, und ein Stamm nannte sich vom Sclavinis Rumenensi Slaven. (Gundlingiana XI. Stück p. 56.)

6. Die Lazi oder heutigen Lescier und die Zichi in Colchis und Dagestan. (Abels sächsische Altertümer p. 326, *parerga historica* p. 547). Man erklärte diese Völker für uralte Wenden, wegen der Ähnlichkeit des Namens, die zwischen ihnen und den Lechen (Polen) und Čechen (Böhmen) eintritt. Auch die Avaren, Circassen und Chazaren, die später aus der Kobardei auswanderten, sind vom Herrn Prof. Dobner *(Com. ad Hagecium P. II. praef. d. 3. und Cromerus de Orig. Polonor. L. I. C. 1.)* wegen der Sprachähnlichkeit, die sich bei den Kobardinern und Slaven finden soll, von den zuverlässigsten Reisebeschreibern aber geleugnet wird, als Stammvettern der Slaven betrachtet worden.

7. Die Stammväter der Kirgisen (Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen II. B. S. 242) wegen Sprachähnlichkeit, die aber zufällig entstanden sein muss, da die Kirgisen zu den Mongolen oder Tataren gehören.

8. Die Phrygier, von welchen der Argonaut Fenisius oder Polyphemus die jetzige slavische Schrift erfunden, und zu den Geten gebracht haben soll. *(Grubissich Disquifitio in Origines et Historiam Alphabethi Sclavo-Glagolitani, Venet 1766. p. 51. 43.56.)*

9. Die Veneti oder Heneti in Paphlagonien, welche, vermöge des Herodotus, aus Illyrien nach Asien gingen, vermöge des Homerus aber schon vorher in Phrygien ansässig waren, nach Trojens Eroberung eine Kolonie unter dem Anführer Antenor in das Adriatische Meer sandten, und den venetianischen Staat bevölkerten. *(Severini Commentatio historica de veteribus Incolis Hungariae Cis-Danubianae, Sopronii 1767. Cap. 7. de Slavis et Chrobatis p. 86.)* Diese Veneter hatten zwar die Sitten, aber nicht die Sprache der Gallier, wie Polibius B. II. Cap. 17. meldet. Vielmehr müssen sie slavisch geredet haben, weil der Fluss, der slavisch Dwina heisst, von den Griechen Parthenius genannt ward, welche Benennung die Übersetzung von Dwina ist. *(Severini l. c. p. 59.)* Eben diese Griechen

nannten die Venetos auch Enetos, oder die ruhmwürdigen, vom Worte „ainos", das Lob, woraus erhellt, dass der Name Wende eine blosse Übersetzung des wahren Volksnamens Slawni (die Löblichen)*) ist. (Hr. P. Dobner *l. c. P. I. p. 117. de Jordan Orig. Slav. p. 706. Chytraei Vandalia p. 3. Crugeri Orig. Lufat. Fascic. I. p. 144.)* Goropius Becanus gibt an, dass von den Venetianern eine Kolonie nach Gallien, von den gallischen Venetern eine zweite Kolonie nach Wensyssel in Jütland, und aus diesem Lande eine dritte an die deutsche Ostseeküste gesandt, und die letztere die Nation der Wenden und Slaven geworden sei; allein Hr. P. Dobner hält es für wahrscheinlicher, dass die venetischen Kolonien nach Venedig, Gallien und Wendland zu gleicher Zeit aus Asien in ihre Länder gewandert sind. Für alles bürgt bloss die Gleichheit der Namen. Aber verschiedene historische Bemerkungen, die Thunmann (Untersuch. über die alte Geschichte einiger nordischen Völker p. 141.) angeführt hat, widerstreben demselben.

10. Die ältesten Stammväter der Lateiner. Herr l'Evesque *(Effai fur les rapports de la Langue des Slaves avec celle des anciens Habitans de Latium)* findet in der slavischen Sprache viele lateinische Wörter, und vermutet, weil diese fast alle einsilbig, und von der Art jener Benennungen sind, die sich erst alsdann bei einer Nation zeigen, wenn sie den Stand der Wildheit verlässt und sich aufzuklären pflegt, dass die alten Lateiner die Grundtöne ihrer Sprache den Wenden schuldig sind, oder dass die Stammväter der Lateiner und der Slaven sich in den ältesten Zeiten, ehe noch die Trojaner und Veneter von den Slaven ausgingen, und vielleich nicht lange nach der Menschen Zerstreuung von einander getrennt haben müssen. Den Einwurf, dass die Slaven einige Jahrhunderte hindurch unter Lateinern lebten, sich unter ihnen völlig umbildeten, und daher manches ihnen fehlende Wort in ihre Sprache werden aufgenommen haben, glaubt Herr l'Evesque durch die Bemerkung aufzuheben, dass die slavischen und lateinischen Sprachen in Betracht ihrer ferneren Bildungen weit von einander abweichen.

11. Die Pannonier. Weil einige alte pannonische Namen aus der slavischen Sprache sich einigermassen deuten lassen, halten verschiedene Gelehrte *(Severini Commentatio historia de veteribus incolis Hungariae Cis-Danubianae a Morava Amne ad Tibiscum porrectae, Sopronii 1767, p. 59. Ejusd. Pannonia, Lips. 1771. p. 65.)* die Pannonier und ihre Stammväter, die Thracier, für die ältesten Slaven.

Einer der ältesten polnischen Geschichtsschreiber Boguphalus *(de Sommersberg Silesiacarum rerum Script. T. II. p. 19.)* erdichtet

*) Diese Etymologie ist falsch.

folgende Stammgeschichte der Wenden. Slavus, ein Abkömmling des assyrischen Monarchen Nimrod, vom Jan, Japhets Enkel, von dem alle Slaven herstammen, hatte einen Sohn, der sich in Illyrien niederliess, sich nur den Herrn oder Pan hiess, Pannonien bevölkerte, und drei Söhne, Lech, Rus und Czech zeugte. Diese wurden die Stifter der polnischen, russischen und böhmischen Völkerschaften zur Zeit des Königs Ahasverus. Nimrod hatte schon einige slavische Stämme als Knechte behandelt, daher ihr Land von den Gallieren Servia genannt wurde, obgleich es nach dem ersten Könige, Sarban, Sorbien hiess. Schon die Königin des Morgenlandes zu Saba oder an der Sau verteilte ihre europäischen Länder unter ihre Söhne, daher eines dieser Reiche Dalmatien oder Dala macz *(dabat mater)* genannt ist. Der Namen eines anderen Reiches, Rama, kam vom Feldgeschrei Ram! *(Vulnera)* so wie der Name Polen vom *Polo artico* und Grenzschlosse Polan; Cassubien von Huba (eine Falte), weil die Einwohner weite Kleider mit vielen Falten trugen; Drewnane oder Halczste (Holstein), worin Lübeck, Hamburg und Bremen liegt, von dicken Wäldern und dem Trava-Fluss; Kärnten, dessen Einwohner Czernchane heissen, von Akanita (Canalia) und Wtrane (Hungern) vom Flusse Wtra bei Přemislav. Die Wtrane kamen mit dem Hunnenkönige Atilla nach Pannonien, nannten sich a Hinis, Hungaren, erhielten aber, da viele Slaven sich zu ihnen gesellten, den Namen Wandalen.*) — Der Römer Grachus, d. i. Crak, ein lechischer Wojwode, hatte lange zuvor Crakow erbaut, und eine seiner Deszendenten, die Königin Wanda, verschaffte der Weichsel, weil sie in selbiger ertrank, den Namen Wanda, und den daran wohnenden Slaven den Namen der Wandalen. Lestko, ein König der Lechiten in Polen, tötete den römischen Triumvir Crassus, und besiegte den Julius Caesar. Caesar erhielt nachher seine Freundschaft und gab ihm seine Schwester Julia zur Gemahlin, welche in ihrem Landesteile das Schloss Julius oder Lebus, und Julia oder Wolin erbaute. — Ihr Gemahl besass ganz Westfalen, Sachsen, Bayern und Thüringen, und verteilte diese Länder unter zwanzig uneheliche Söhne. Dadurch wird die slavische Macht geschwächt, allein einer seiner Nachfolger, Semovit, ein Sohn Piasts, hob sie wieder empor und eroberte Cassuben, Pommern, Ungern, Sorabien, Rama, Drowina, Szgorzelcia (Brandenburg) und alle Länder an den Flüssen Albea, Odra, Pyana, Doloza, Wtra, Beknicza, Warna, Hawla, Sprowa, Hyla, Suda, Mecza und Trawna nebst den Schlössern Magdeburg, Dalenburg, Lüneburg, Bardewik, Lübeck, Wismar, Ratibor, Gylow, Rostock Bela, Swanowo, Ostrow, Thoszin, Marlow, Bolck, Trzebosszow, Wlogosch, Kaszam und Walmieg oder Julin.

*) Alle diese etymologischen Exkurse sind wissenschaftlich wertlos.

Diese Erzählung verdient bemerkt zu werden, weil sie zeigt, zu welchem Unsinn die auf blosse Etymologie und Wörterableitung gegründeten Mutmassungen leiten können; denn dass hier eine Menge chronologischer und historischer Schnitzer aufeinander getürmt sind, ist keine Folge der Ungeschicklichkeit des Verfassers, sondern des Mangels der historischen Hilfsmittel und Verarbeitungen, der im XIII. Jahrhunderte eintrat. Neuere Geschichtsschreiber, die diese besassen und benutzten, verfuhren vorsichtiger, und leisteten eben das, was er geleistet hatte, oder gaben ihrem Leser eine mögliche für eine wahre Geschichte.

12. Die Illyrier *(Orbini. Regno degli Slavi p. 173)* sind in die Reihe der slavischen Stammväter gesetzt, einmal vermöge einer missdeuteten Stelle eines Aufsatzes des hl. Hieronymus, den einige *(de Jordan T. I. P. I. p. 73)* irrig für einen geborenen Slaven halten (Hofrat Gatterer, Allgemeine hist. Bibliothek, X. B. p. 56) und zweitens aus etymologischen Gründen, welche Thunmann (Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischer Völker p. 1-7 u. f.) und de Peyssonel *(Diss. sur l' Origine de la langue Slavonne pretendue Illirique)* vernichtet haben.

13. Die Dalmatier des I. Jahrhundertes n. Chr. (Reise in Dalmatien des Abbate Alb. Fortis I. 7. p. 65) waren die ersten Slaven vermöge einer Tonähnlichkeit der wenigen uns bekannten dalmatischen Personen- und Ortsnamen mit slavischen Wörtern, die aber schon Mart. Cromerus *(de Origine Polonorum L. I. Cap. 4)* für ein unstatthaftes Beweisstück erklärt hat. Thunmann gibt (p. 138) den angeführten alten dalmatischen Namen keltische Deutungen und Herr Salegius *(de Statu Eccles. Pannonicae Quinque-Eccles. L. I. p. 185 u. 206)* leitet die slavonische, sarmatische, dalmatische, japodische, mösische und teutsche Sprache insgesamt von der gallischen oder altkeltischen Sprache ab.

14. Die Scythen (Hartknoch, Altes und neues Preussen, p. 39). Nach demjenigen, was der Hofrat Heyne von den Scythen oder Skolothen ausfindig gemacht hat (Allgemeine Weltgeschichte nach dem Plane W. Guthrie und F. Gray, III. T., p. 1025 und 1041) ist es nicht unwahrscheinlich, dass aus den skolothischen Völkern, die durch die Cimmerier zuerst vom Borysthenes nach dem Norden getrieben wurden, die Fennischen Nationen, und von den späteren skolothischen Kolonien, die bereits 513 Jahre v. Chr. Polen, Russland, die krimsche Tartarei und Ungarn bis an die Donau besassen, die Wenden abstammen. Die skolothische Monarchie an der Donau wurde im Jahre 430 v. Chr. durch den macedonischen König Philipp vertilgt, und viel-

leicht entstanden aus den Trümmern dieses Reiches bald hernach viele kleine Freistaaten, deren einer der Mutterstaat aller wendischen Völker gewesen sein kann, weil die in den Geschichtsbüchern erhaltenen scythischen Namen sich nur aus der wendischen oder slavischen Sprache einigermassen deuten lassen (p. 1043 und 1062).

15. Die Roxolanen. Dieser, zu den Scythen gerechneten asiatischen Völkerschaft, eignete ein pragischer Professor, Johann Mathias a Sudetis, die Ehre der Stiftung der böhmischen Nation zu, sowohl in einer Schrift, der er den Titel gab: *Bojemorum nationem non ex Slavis, ut Aeneae Sylvio et Joanni Dubravio videtur, sed ex Russia seu Roxalania originem trahere verius esse defendemus 1614,* als auch in den *Subcesivis 1615.* Seine Amtsgenossen, die es nicht zugeben wollten, dass ihre Vorfahren ungesittete Scythen und Barbaren gewesen sein sollten, widersetzten sich seinen Äusserungen mit grosser Heftigkeit, und einer derselben, Troilus, schrieb gegen sie eine *Anti-Roxalaniam 1616. (Jordan, de Orig. Slavicis T. I. p. 696.)* Vermöge der besten Nachrichten, die wir von den Roxolanen haben, gehörte dieses Volk mit den Alanen zu einer alten asiatischen Nation, welche Siracen oder Saracenen hiess, kam im I. Jahrhunderte an die Donau aus der Tartarei, und hatte, wie es scheint, sich im VII. Jahrhunderte bis nach Kurland verirrt, konnte also nicht wohl wendischen Ursprunges sein.

16. Die Finnländer. (Graf Bonde Försök at igenfinna den Finska Nationens och Språkets härkomst, in Kongl. Svenska Witterhets Academie Handlingar 1755, I. T., S. 78. Möller korta Beskrifning öfver Est och Liefland, Westerås 1756.)

17. Die Stavanen des Ptolemäus, die am oberen Don nicht weit von der Oka, und im VI. Jahrhunderte in einem Teile von Russland gewohnt haben sollen *(Jo. Thunmanni Diss. de Stavanis Ptolemaei T. IV. Act. Jablonovianorum),* und von einigen Gelehrten für die Schalauer in Preussen gehalten werden.

18. Eine unbekannte Nation, deren Stämme die Avaren, Bulgaren, Pazzinaciten und Chrobaten waren. (Hr. de Peyssonel *Observat. hist. et geographiques C. I. p. 15.)*

19. Die Bulgaren an der Wolga und am caspischen Meere, (Hr. Hofr. Gatterer allgemeine historische Bibliothek X. Band p. 56, 64.) werden für Slaven gehalten, weil die heutigen Bulgaren slavisch reden. v. Jordan (l. c. P. I. p. 90. P. IV. n. 721.) behauptet, dass von den ältesten Slaven, die die Wolga-Ufer besessen hätten, die Anten, die Bulgaren und die Slavinen ausgegangen wären. Von den Anten sei

schon im III. Jahrhunderte das Ufer der Aluta in Besitz genommen, im VI. Jahrhunderte aber Bosnien, Servien und Slavonien durch drei abgesonderte Heere, und später auch vieles von Dalmatien und Kroatien erobert worden. Die Bulgaren hätten sich von den Anten getrennt, und sich mit einem Teile von Servien begnügt. Die Slavinen hätten unter dem Namen *Sarmatae limigantes* im Jahr 334 sich in den Gegenden an dem Marosch, an der Teis, und an der Donau aufgehalten, wären zum Teil im Jahre 358 nach Krain und Kroatien versetzt, zum Teil aber hätten sie im Jahre 374 unter Czech und Lechs Anführung Böhmen und Polen in Besitz genommen. Diejenigen von ihnen, die im Lande zurückgeblieben wären, hätten sich, da i. J. 424 Pannonien von den Hunnen verlassen worden, zum Teil nach Kroatien und an die Drau begeben, endlich aber insgesamt, weil die von den Bulgaren im Jahre 434 vertriebenen Slavinen ihnen das Land entrissen, sich nach Pannonien gewendet, und das slavisch-mährische Reich gestiftet. Bei dieser Geschichte wird vieles als erwiesen vorausgesetzt, was nicht einmal eine Wahrscheinlichkeit vor sich hat.

20. Die Sarmater. Von den Sarmatern weiss man zuverlässig folgendes. Schon im VI. Jahrhunderte vor Chr. war ein grosses Volk dieses Namens am Don und an dem Meere von Azur vorhanden, welches innerhalb der nächsten vier Jahrhunderte bis zum Dneeper westlich vorrückte, zu Christi Zeit im nördlichen Teile von Polen mit den Teutschen zusammengrenzte, also schon damals das Land besass, welches nach der Zerstörung des skolothischen Reiches im Jahre 340 v. Chr. öde geworden war. In diesem vermischte es sich mit den alten Einwohnern so sehr, dass einige römische Geographen irre wurden, und verschiedene darin wohnende Nationen, die eigentümliche Namen hatten, bald für Sarmater, bald für besondere Völker, und bald für Teutsche ausgaben. Nach und nach zerteilte sich das sarmatische Volk in so viele kleine Stämme, dass der alte Hauptname verschwand, und daraufhin war das sarmatische National-Merkzeichen nicht mehr der Name, sondern eine gewisse Trägheit vermöge deren die Sarmaten keine Häuser bauten, niemals zu Fuss wanderten, sondern stets auf Wagen oder Pferden sassen, sich äusserst schmutzig hielten und sich in lange Kleidern einhüllten. *(Tacitus de Moribus German. Cap. ult.)* Am längsten bewahrten den sarmatischen Namen die Jazygen; ein Stamm, der aus der nogayschen Tartarei nördlich dem azowischen Meere kurz vor Christi Geburt nach Europa kam und sich zwischen Dacien und Pannonien festsetzte. Dieser Stamm hinterliess Blutsfreunde desselben Namens in seiner Heimat, und erhielt von den Römern den Beinamen der um-

herstreifenden Jazygen *(Jazygae Metanastae)*. Ein Haufe desselben ward von den Gothen im Jahre 332 angegriffen, besiegte diese zwar, wurde aber bei der Rückkehr in sein Land im Jahre 334 von seinen Knechten, welche er zur Verteidigung des Landes bewaffnet hatte *(Jazyges Limigantes Picenses et Amicenses)*, zurückgetrieben und nahm seine Zuflucht teils zu den Viktofalen *(Sarmatae Arcaragantes)*, teils zu dem Kaiser Konstantin, der ihn unter sein Heer aufnahm, auch zur Errichtung neuer Kolonien in Thracien, Scythien, Macedonien und Italien gebrauchte. (Schluss folgt.)

M. Žunkovič:

Die Raffelstettner Zollordnung.

Die Nachrichten und Belege über die Existenz der Slaven im Alterlume sowie noch zu Beginn des Mittelalters sind recht spärlich, weil der ethnographische Begriff „Slave" damals noch nicht die heutige sprachlich konzise Determination im grossen Stile in sich vereinigte; es sind daher auch nur wenig Fälle aus ältester Zeit bekannt, in welchen schon das sprachlich-ethnographische Kriterium konkret ausgesprochen wäre. Eine der wichtigsten Urkunden dieser Art ist aber die sogenannte „Raffelstettner Zollordnung", deren Verfassung in die Jahre 903—906 n. Chr. verlegt werden muss, obwohl sie eigentlich handelspolitische Bestimmungen enthält, die schon für die Zeit vor dem Jahre 876 Geltung hatten.

Die Ostmark oder die sogenannte bayerische Grenzmark *(terminus regni Bojariorum in oriente)* ist bekanntlich von Karl d. Gr. nach der Zertrümmerung des avarischen Reiches gegründet worden, in welch letzterem der vorwiegende Teil aus slavischen Unterlanen bestand, die das Gebiet des alten Pannonien, Norikum sowie, wenigstens zum Teile, jenes des heutigen Bayern inne hatten. Aber unter der Frankenherrschaft machte sich die Gegenströmung der deutschen Kolonisation bemerkbar, welche sich in Bayern mit Hilfe des intensiven Aufdrängens der deutschen Sprache und der christlichen Religion geltend machte, und welchem Drucke das Slaventum umso fühlbarer nachgeben musste, als es auch weder im mährischen noch in dem eben sich bildenden böhmischen Reiche eine wirksame Stütze fand. Allerdings wurde der deutschen Vorwärtsbewegung durch den magyarischen Überfall und deren verheerende Züge in der Folge eine starke Schranke entgegengesetzt, unter deren Wucht der slavisch-mährische Staat und für eine Zeit lang selbst die Ostmark aus der Geschichte verschwand.

Unsere Urkunde scheint nun am Vorabende eines der unglücklichsten Ereignisse für Deutschland und die nordösterreichischen

Slavenländer entstanden zu sein, denn an der Abfassung haben noch Personen teilgenommen, die bei dem Zusammenbruche des grossmährischen Reiches (um 905) und der schweren Niederlage der Deutschen i. J. 907 durch die anstürmenden tatarischen Horden noch lebten. Sie kann daher einerseits nicht vor dem Jahre 903 verfasst worden sein, da der darin erwähnte Bischof Burckardt von Passau diese Würde erst seit dem genannten Jahre bekleidete, hingegen führte Graf Aribo nur bis zum J. 906 den Titel eines Grafen der Ostmark; überdies ist der beteiligte Erzbischof Thietmar von Salzburg schon i. J. 907 gestorben.

Der unmittelbare Anlass zur Verfassung dieser „Zollordnung" war folgender. — Die Bevölkerung Bayerns, dann alle Interessenten, welche zur Ostmark *(oriens, orientalis plaga, marchia orientalis, partes orientales)* Beziehungen hatten, klagten allgemein über die ungerechten Zölle und Abgaben. Dies drang nun auch zum König Ludwig das Kind (900-911), welcher diese Beschwerden berechtigt fand und anordnete, dass der Markgraf Aribo unter Beiziehung der Ortsbehörden und erfahrener Leute das Zoll- und Abgabenwesen gerecht regele. Dies geschah auf einem in das Städtchen Raffelstetten im Traungau einberufenen Landtage, wo in Anwesenheit der interessierten kirchlichen Würdenträger und der sonst angesehensten Männer die Stellen für die Zollabgabe und die Höhe des Zolles genau bestimmt wurden.

Von der Zollordnungs-Urkunde werden aber nachstehend nur jene Punkte angeführt, die für die Slaven ein besonderes geschichtliches oder kulturelles Interesse haben.

Punkt 3. Wenn ein freier die normierten Marktplätze umgeht ohne zu zahlen oder ohne eine Meldung zu machen, so wird er, wenn es entdeckt oder bewiesen wird, bestraft u. zw. wird ihm sein Schiff mit allen Waren eingezogen. Ist es aber ein Knecht, so wird er ausserdem noch so lange in Haft gehalten, bis sein Herr sich meldet und ihn auslöst.

Punkt 4. Die Bayern und Slaven, die zum Königreiche gehören, haben das Recht der freien Einfuhr in die Ostmark und dürfen dort überall alle Lebensmittel, auch Dienstboten, Pferde und Ochsen abgabenfrei erkaufen. Im Falle, dass sie aber die obgenannten Handelsplätze (d. i. Rossdorf und Linz) passieren, müssen sie in der Mitte des Wasserweges fahren, ohne etwas zu kaufen oder zu verkaufen;

§ 3. Si autem liber homo aliqu's ipsum legittimum mercatum transierit nichil ibi solvens vel loquens, et inde probatus fuerit: tollatur ab eo et navis et substantia. Si autem servus alienius hoc perpetraverit: constringatur ibidem, donec dominus eius veniens dampnum persolvat et postea ei exire liceat

wenn sie aber den Marktplatz besuchen wollen, um am Handel teilzunehmen, dann sind sie verpflichtet den festgestellten Zoll zu zahlen, worauf sie dann kaufen dürfen, was ihnen beliebt.

Punkt 6. Was die Slaven anbetrifft, die aus Rugi oder aus Böhmen des Handels wegen kommen, so haben sie das Recht, überall an den Ufern der Donau, auch in der Rötel und in der Riedmarch zu handeln, aber sie sind verpflichtet, Zoll zu zahlen.

Wenn sie Wachs einführen, so haben sie von jeder Last zwei Mass Wachs im Preise von je einem Scoti und von der Traglast eines Menschen — eine Mass im selben Werte zu zahlen. Wenn sie aber Dienstboten und Pferde einführen, so haben sie von einer Magd eine Tremisse zu entrichten, von einem Hengste ebensoviel, von einem Knechte eine Saiga und ebensoviel von einer Stute. — Die Bayern und die Slaven desselben Reiches haben das Recht abgabenfrei zu kaufen und zu verkaufen.

Punkt 8. Wenn jemand nach Mähren in Handelsangelegenheiten geht, so hat er bei der Abreise dahin einen Solidus zu entrichten für ein Schiff; bei der Rückkehr hat er nichts zu zahlen.

Punkt 9. Kaufleute von Beruf, d. i. die Juden und sonstigen Händler aus Bayern oder sonstigen Orten haben für die Dienstboten und sonstigen Dinge die entsprechende Abgabe zu zahlen, wie es in früheren Zeiten üblich war.

Aus alledem ist zweifellos zu ersehen, dass im IX. Jahrhunderte in Bayern die Slaven noch genau dieselben Rechte hatten wie die

§ 4. Si autem Bawari vel Sclavi istius patrie ipsam regionem intraverint ad emenda victualia cum manicipiis vel cavallis vel bobus vel ceteris supellectibus suis: ubicunque voluerint in ipsa regione sine theloneo emant que necessaria sunt. Si autem locum mercati ipsius transire voluerint, per media plateam transeant sine ulla constrictione, et in alliis locis ipsius regionis emant sine theloneo que potuerint. Si eis in ipso mercato magis conplaceat mercari, donent prescriptum theloneum et emant quecunque voluerint et quanto melius potuerint.

§ 6. Sclavi vero, qui de Rugia vel de Boemanis mercandi causa exeunt, ibucunque iuxta ripam Danubii vel ubicunque in Rotalariis vel in Reodariis loca mercandi obtinuerint, de sogma una de cera duas massiolas, quarum uterque scoti unum valent; de onere unius hominis massiola una eiusdem precii. »Si vero mancipia vel cavallos vendere voluerint, de una ancilla tremisam I, de cavallo masculino similiter; de servo saigam I, similis de equa. — Bawari vel Sclavi istius patrie ibi ementes vel vendentes nichil solvere cogantur.

§ 8. Si autem transire voluerint ad mercatum Marahorum, iuxta estimationem mercationis tunc temporis exsolent solidum unum de navi et licenter transeat; revertendo autem nichil cogantur.

§ 9. Legittimi mercatores, undecunque venerint de ista patria vel de alliis patriis, justum theloneum solvant tam de manicipiis quam de alliis rebus, sicut semper in prioribus temporibus regum fuit.

Deutschen, sie müssen sonach damals noch ein maßgebendes Kontigent der Landesbevölkerung gebildet haben.

Besonders notwendig ist hier die Aufklärung der Begriffe „servus" und „mancipium". Überall liest man diese als „Sklave" erklärt und folgert daraus sofort, dass in jener Zeit in Bayern, der Ostmark, Böhmen, Mähren usw. noch ein regelrechter Sklavenhandel betrieben wurde. Wie jedoch die Textstellen selbst sowie deren Zusammenhang erweisen, handelt es sich aber hier nur um Bedienstete, denn es wird doch von der Magd und vom Knecht gesprochen, und das „mancipium" ist doch nichts weiter als der Lohnvertrag mit Dienstboten, die durch ein Angeld („ara" bei den Slovenen wie auch im Spätlateinischen „arrha" genannt) zu einer Denstleistung für eine bestimmte Zeit, zum mindesten aber auf ein Jahr, verpflichtet wurden. Dass man aber für die Dienstboten, die sich in ein anderes Land verdingten, eine Steuer an der Landesgrenze aussetzte, ist sehr naheliegend, denn man wollte bei der einstigen Leutenot nicht leichterdings Arbeitskräfte verlieren, was man auch daraus ersieht, dass hingegen die Bayern, wenn sie Dienstboten in die Ostmark brachten, keine Steuer zahlten, um den Import von Arbeitskräften zu fördern.

Bei diesem Anlasse kann auch der Zweifel, wo das Gebiet „Rugi" lag, erledigt werden. Die Geschichte erzählt allerlei Phantastereien über dieses Volk. Die Rugier wohnten angeblich zuerst auf Rügen, zogen dann gegen Süden, und fielen dabei unter das Hunnenjoch; sie lebten dann an der mittleren Donau und im Norikum; von dort vertrieben, verloren sie sich zum Schlusse gänzlich unter den Herulern, Longobarden und Byzantinern. Nun die Tatsache ist aber eine wesentlich andere. Es gab „Rugi" an den verschiedensten Punkten, wie es ja auch Kroaten, Serben, Wenden u. a. in den divergirendst gelegenen Gegenden gibt, ohne dass sie deshalb je demselben Volksstamme im modernen Sinne angehört hätten. Nachdem aber diese Zollordnung am linken Donauufer ausdrücklich von Böhmen, dem böhmischen Wald (Šumava) und Mähren spricht, dürfte das „Rugiland" am rechten Donauufer, also im einstigen Norikum, vermutlich westlich des Traungaues gelegen sein, ein Beweis, dass Slaven damals auch im Raume von Ober- und Niederösterreich wohnten, was ja auch durch andere Quellen bestätigt erscheint. Übrigens ist der alte Name „Husruke" noch im heutigen „Hausruck"-Gebirge (Oberösterreich) erhalten.*)

* Paulus Diakonus ist der einzige Chronist, der von einem mährischen »Rugiland« spricht; wie aber da »mährisch« aufzufassen ist, wäre erst zu erforschen, da »marchia, marca u. ä. auch Grenze im allgemeinen bedeuten kann.

Allen Ernstes hat man auch behauptet, dass hiemit die Handelsbeziehungen Russlands mit Bayern wie der Ostmark unter Einbeziehung der Donau als Handelsweg erwiesen seien, namentlich weil man die Fürstin Olga von Russland († 969) als „regina Rugorum" bezeichnete. Dies ist unbedingt abzuweisen, denn, wie schon erwähnt, wiederholen sich ethnographische Namen ganz unbeeinflusst von einander; überdies handelt es sich hier fast ausschliesslich um den Salzhandel, und da haben die Russen, abgesehen von der geographischen Desorientierung über ihre Handelswege, weit nähere Bezugsquellen für diesen Artikel als etwa Oberösterreich, Salzburg oder Bayern.

Aus alledem geht hervor, dass die Raffelstettner Zollordnung wohl nur die Interessen des lokalen Handels in der Ostmark vertrat, hingegen besitzt sie textlich in kulturgeschichtlicher wie ethnographischer Hinsicht für die altslavische Kulturgeschichte einen hervorragenden Quellenwert.

M. Žunkovič:

Die Azbuka in der Edda.

Die nordische „Sämundar Edda", die übrigens mit dem 4. Teile der indischen „Veda", genannt „Atharvaveda", auch einen inhaltlich nicht ganz abzuleugnenden Zusammenhang aufweist, ist von hervorragender Bedeutung für die sprachliche Ursprungsfrage der Runenschrift. Aus dem Abschnitte „Runatals thättr Odhins", d. i. „Wodans Runenkunde", wo es offenkundig ist, dass die „Edda", richtiger „Veda" (Wissen, nicht „Grossmutter" oder „Poetik", wie man das Wort ansonst deutet) einst tatsächlich ein Lehrbuch war, geht der didaktisch-pädagogische Zweck derselben in jeder Hinsicht zweifellos hervor.

Jene „germanische" Edda bringt aber sonderbarerweise dem Schüler Lodfafner kein lateinisches, griechisches oder germanisches Alphabet, sondern das altslavische (glagolitische), d. i. die „Azbuka" in Form eines Runennamengedichtes bei, denn die einzelnen Runen werden in der altslavischen Reihenfolge angeführt und die Buchstabennamen selbst sind, wie sie in den Strophen umschrieben werden, identisch mit den altslavischen. Die Reihenfolge ist allerdings vom 7. Buchstaben an unterbrochen, weil das Edda-Alphabet erst 18, das glagolitische aber schon 40 Lautzeichen kennt.

Dieses Alphabet muss aber schon zu einer Zeit in die germanische Edda gelangt sein, als die Azbuka noch nicht mehr als 18 Lautzeichen hatte, denn im X. Jahrhunderte hatte sie schon 43 Zeichen. Allerdings kann man nicht wissen, ob dem Übernehmer nicht schon die 18 Buchstaben für seine Zwecke genügten, denn nach dem, wie wir heute die ältesten Handschriften inbezug auf ihr Alter taxieren, besteht darin keine Konsequenz, da z. B. die Grünberger Handschrift (Prag), die man in die Zeit des VI.—IX. Jahrhundertes verlegen muss, auch nur 18 Buchstaben kennt, und nicht in Runen geschrieben ist, aber die Schriftzeichen sind jenen der Bibel Ulfilas sehr ähnlich; diese letztere hat aber, obschon sie dem V. Jahrhunderte angehört, hingegen bereits 24 Buchstaben im Alphabete. Wahrscheinlich ist es daher, dass man seinerzeit genau so wie heute, zu gleicher Zeit verschiedene Schriftarten und Alphabete anwendete, was übrigens aus einem Briefe des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitier (VI. Jahrh.) hervorgeht, der einem gewissen Flavius schreibt, er möge, sofern er etwa nicht lateinisch schreiben wolle, mit „barbarischen" Runen schreiben, worunter man einst, wie dies aus verschiedenen analogen Anwendungen hervorgeht, nur slavisch gemeint haben kann.

Die jeden Laut mit seinem Gattungsnamen rätselartig umschreibenden Verse in der „Edda" müssen einmal mnemonischen Zwecken gedient haben, und diese Schüler können nur Slaven gewesen sein, denn sonst hätte man den Schülern unverständliche Begriffsbenennungen beibringen müssen. Und doch mussten diese originalslavischen Lautbezeichnungen beim Lese- und Schreibunterrichte unverändert gebraucht worden sein, weil sich der Schreiber oder Lehrer bei den drei letzten Runen, die mehr erotischer Richtung sind, förmlich damit entschuldigt, dass sie der Schüler ob seiner Jugend noch nicht verstehe, da er beifügt:

Sind diese Lieder auch, Lodfafner,
dir auf lange wohl noch unerkennbar;
freu dich, erfährst du sie,
nutz es, vernahmst du sie!

Dass es sich aber hier wirklich um einen Lernbehelf handelte, ersieht man aus dem Schlussverse:

Heil ihm, der es lehrt,
Heil ihm, der es lernt,
Das Heil, all ihr Hörer,
Nehmt euch zu Nutz!

Die einzelnen Memorierstrophen lauten (nach H. v. Wolzogen):

1. Hilfreich zu helfen verheißt dir das Eine
In Streit und in Jammer und jeglicher Not.

Erklärung: „a", benannt „az" Gott.

2. Ein Anderes lernt ich, das Leute gebrauchen,
Die Ärzte zu werden wünschen.

Erklärung: „b", benannt „buki" = Buch.

3. Ein Drittes kenn' ich, das kommt mir zu gut
Als Fessel für meine Feinde;
Dem Widerstreite verstumpf ich das Schwert,
Ihm hilft keine Wehr und keine Waffe.

Erklärung: „v" (und „u"), benannt „vedi" Wissen, die überzeugende rhetorische Kraft.

4. Ein Viertes noch weiß ich, wenn man mir wirft
Die Arm und die Beine in Bande;
Alsbald ich es singe, sobald kann ich fort,
Vom Fuße fällt mir die Fessel,
Der Haft von den Händen herab.

Erklärung: „g", benannt „glagol" = Gesang.

5. „Ein Fünftes erfuhr ich: wenn fröhlichen Flugs
Ein Geschoß auf die Scharen daherfliegt,
Wie stark es auch zuckt, ich zwing es zu stehn,
Ergreif ich es blos mit dem Blicke."

Erklärung: „d", benannt „dobro" = tapfer, mutig.

6. „Ein Sechstes ist mein, wenn ein Mann mich sehrt
Mit wilden Baumes Wurzel;
Nicht mich versehrt, den Mann verzehrt,
Das Verderben, mit dem er mir drohte".

Erklärung: „e, je", benannt „jet" Gift. Es ist hier nicht das einfache „e" sondern „je" genommen, da sonst im glagolitischen Alphabete eigene Zeichen hiefür sind.

7. Ein Siebentes brauch ich, seh ich den Brand
hoch um der Menschen Behausung;
wie breit es auch brenne, ich bring ihn zur Ruh
mit zähmendem Zaubergesange.

Erklärung: Im glagolitischen Alphabete folgen nun drei „z" bezw. „ž"-Laute, die als „živĕte, zelo" und „zemlja" benannt sind. Welcher Begriff hier die Lösung geben soll, ist nicht klar.

8. Ein Achtes eignet mir, Allen gewiß
am Nötigsten zu benützen:
wo irgend Hader bei Helden erwächst,
da weiß ich ihn schnell zu schlichten.

Erklärung: hier müsste der Laut „i", im Alphabete als „iže" und „ižica" benannt, folgen. Hierin scheint das Wort „Joch" enthalten zu sein („iżes, igo"); es passt für die ersten zwei Zeilen; für die zwei restlichen aber nur im figürlichen Sinne als: bändigen.

9. Ein Neuntes versteh ich, wenn Not mir entsteht
mein Schiff auf den Fluten zu schützen;
da still ich den Sturm auf der steigenden See
und beschwichtge den Schwall der Wogen.

Erklärung: hier muß der Laut „k" folgen, im glagolitischen Alphabete „kako" (= wie?) benannt; offenkundig ist dies gleichbedeutend mit dem lateinischen *„Quos ego!"*, womit die Wogen gebannt wurden.

10. Ein Zehntes verwend ich, wenn durch die Luft
spukende Reitrinnen sprengen;
fang ich den Zauber an, fahren verwirrt
sie aus Gestalt und Bestreben.

Erklärung: hier folgt der Laut „l", benannt „ljudi" (oder „ljuti") = Leute, Menschen oder: Böse, Furien.

11. Ein Elftes kann ich auch noch im Kampf,
wenn ich den Liebling geleite;
ich sings in den Schild, und er siegt in der Schlacht,
zieht heil dahin und heil wieder heim,
verharrt im Heil allenthalben.

Erklärung: hier folgt der Laut „m", benannt „mislite" = erwäget, seid vorsichtig!

12. Ein Zwölftes hab ich, hängt am Baum
droben einer erdrosselt;
ritz ich es dann mit Runen ein,
herab steigt der Mann und redet mit mir.

Erklärung: hier folgt der Laut „n", benannt „naš": Etymologie unverständlich, dürfte jedoch ein Zauberwort gewesen sein.

13. Ein Dreizehntes nenn ich: netz ich den Sohn
eines Edlen im ersten Bade,
so komm er in Kampf, er kann nicht fallen,
es schlägt kein Schwert ihn zu Boden.

Erklärung: hier folgt der Laut „o", benannt „on". Ist in dieser Form etymologisch unverständlich; slovenisch bedeutet „onaditi" mit Stahl belegen; „on" muß also einst Stahl bedeutet haben. Vergl. auch das lat. „onero" = bewaffnen.

14. Ein Vierzehntes sing ich versammeltem Volk
beim Nennen der göttlichen Namen,
denn aller der Asen und Alben Art
kenn ich so gut wie keiner.

Erklärung: hier folgt der Laut „p", benannt „pokoj"; Ruhe, Friede.

15. Ein Fünfzehntes zähl ich, das Volkrast, der Zwerg
sang vor den Toren des Tages
den Asen zur Stärkung, den Alben zur Kraft
mir selber die Stimme zu klären.

Erklärung: hier folgt der Laut „r", benannt „rci"; es dürfte dies ein Übungswort zum Aussprechen des „r" gewesen sein; ansonst scheint es „mit Worten bezaubern, beredt sein (russ. ‚rječitj')" zu bedeuten; in der Königinhofer Handschrift „rci" beteuern, versichern.

16. Ein Sechzehntes sprech ich bei spröder Maid
mir Gunst und Glück zu erlangen;
das wandelt und wendet mir Wunsch und Sinn
der schwanenarmigen Schönen.

Erklärung: hier folgt der Laut „s", benannt „slovo" das gegebene Wort, das Heiratsversprechen.

17. Ein Siebzehntes hilft mir bei holder Maid,
das nimmer sie leicht mich verlasse.

Erklärung: hier folgt der Laut „t", benannt „tvrdi, tvjordij hart; weist schon inhaltlich wie auch bildlich — mit Rücksicht auf die Form der Rune „t" — auf die Manneskraft.

18. Das Achtzehnte werde ich ewig nie
einem Weib oder Mädchen melden;
das bildet der Lieder besten Beschluß,
was Einer von Allen nur weiß
außer der Frau, die mich ehelich umfängt
oder auch Schwester mir ist.

Erklärung: Dies müßte der Buchstabe „h" oder „ch" sein, benannt „chjer, kher", da nur dieser mehr dem vollständigen alten Runenalphabete fehlt. Russisch heißt „chjeritj" abschließen, das Kreuz machen, fertig sein. —

Die Edda war sonach einst wohl nur ein slavisches Schullesebuch und deutet unbedingt auf keine germanisch-nordische Originalität. — Die vielen krassen Unnatürlichkeiten, wie z. B. in der Schöpfungsmythe, sowie sonstige phantastisch-groteske Stellen machen überdies den begründeten Eindruck, daß jemand, der nicht mehr gründlich Slavisch verstand, slavische Volksdichtungen sowie pädagogische Behelfe unkritisch zusammenraffte und in die eigene Sprache übertrug, was später zum Verleugnen oder zum unbewußten Vergessen der sprachlichen Priorität führte.

Die Edda ist aber auch sonst von hervorragendem Interesse für die slavische Sprache und Urgeschichte, denn darin finden sich zahlreiche reinslavische Begriffe, die schon deshalb leicht zu erkennen sind, weil die Übersetzung zugleich die Erklärung bietet, denn wer „Yggdrasil" als „Schreckfuß", „Skogul" als „Sprungfertig", „modhi" als „Mut" kommentierte, muss noch so viel Slavisch verstanden haben, dass die Begriffe „ustrašil, skokal, moč" nur so richtig zu etymologisieren sind. Begriffe wie „brisin gamen", d. i. Bernstein, womit sich Freya schmückte, erkannte er aber z. B. schon nicht mehr, dass er slavisch ist und Uferstein bedeute, nachdem das Mineral doch immer am Ufer gefunden wird, und erkannte auch das alltägliche Wört „gamen" nicht mehr, weil er es nicht mehr als „kamen" geschrieben fand, d. h. er hat es unrichtig gelesen, da in der älteren Runenschrift für das „g" wie „k" das gleiche Zeichen gilt.

Die Edda bildet daher ein sehr lohnendes Gebiet für eine Durchforschung der Provenienz und der sprachlichen Grundlage ihrer Theogonie, sowie der epischen und didaktischen Dichtungen im allgemeinen. Ein Zusammenhang mit dem Slavischen ist da unabweisbar und scheint es, dass hier so manches auf ein slavisch beschriebenes Pergamentblatt verzeichnet wurde, ehe die primäre Schrift gründlich unleserlich gemacht worden war. —

M. Žunkovič:

»Schwayxtix«.

Ein Schulbeispiel oberflächlicher Forschungspflege.

Schon im böhmischen Handschriftenstreite hatte der Verfasser Gelegenheit auf einen einfachen Lesefehler („stojieši" statt „stogeši") im sogenannten „Vyšehrad-Liede" aufmerksam zu machen, welcher

durch jedermann, der den Originaltext nur einmal normal liest, hätte berichtigt werden können; und doch geschah dies durch 94 Jahre nicht, ja, im Gegenteile: weil diese Stelle als unsinnig erschien, erklärte man gleich die ganze Handschrift für gefälscht und unterschoben, worauf sie im böhmischen Landesmuseum in die nun schon berüchtigte Schublade für „Falsifikate" versenkt wurde.

Damals (1912) war nicht anzunehmen, daß sich ein ähnlicher Lapsus überhaupt noch sonst wo bieten oder wiederholen könnte, und doch ergab sich kurz darauf ein noch krasserer Fall mit gleicher Folgewirkung.

Beim Studium der sogenannten „Rjetra"-Altertümer, einem Funde von eigenartigen Bronzegegenständen mit wendischen Runenschriften traf der Verfasser auf die als „Schwayxtix" benannte Statuette und konnte sich nicht zurechtfinden, wie man je zu dieser Lesung gelangen konnte, da sich doch jeder, der das wendische Runenalphabet kennt oder dem man es nur *ad hoc* vorweist, leicht überzeugen kann, daß jenes Wort dort absolut nicht steht. Weil aber hier ein „sch" gelesen wurde, also eine in älterer Zeit ganz undenkbare und unmögliche Lautkombination, wurde sofort das Todesurteil gefällt: diese Altertümer seien nicht alt, sondern Fälschungen der Neuzeit!

Man möchte nun als selbstredend voraussetzen, daß bei einem so exotischen Funde und der großen Zahl verschiedenster Objekte (66) doch gewichtige Bedenken aufsteigen müßten, ob das eingravierte Wort vielleicht doch nicht anders lautet, denn daß ein so genialer Künstler, wozu gerade ein divinatorisches Wissen notwendig war, einen so läppischen Fehler gemacht hätte, erscheint rundweg ausgeschlossen, und dies umsomehr, da der „sch"-Laut bis zum XII. Jahrhunderte gänzlich unbekannt war, sowie daß weder die Runen- noch die slavischen Alphabete diese Buchstabenkombination überhaupt kennen. Diese Umstände mußten unwillkürlich jedermann stutzig machen und zur Vorsicht mahnen, denn der Fälscher konnte nur ein Slave gewesen sein, der die altwendische Sprache vorzüglich beherrschte, und der soll nicht gewußt haben, daß die slavischen Sprachen kein „sch" kennen!?

Diese Altertümer wurden in der Zeit von 1687—1697 in Prilwitz (Mecklenburg) bei einer Grubenaushebung gefunden; doch erst im Jahre 1768 wurde ihnen durch das Interesse des Herzogs Carl

von Mecklenburg die erste wissenschaftliche Behandlung zuteil. Die Runeninschriften wurden damals mit Hilfe der gangbarsten Alphabete (von Cluver und Arnkiel) transkribiert; da aber den Text niemand verstand und man vermutete, daß er mit Rücksicht auf die Sprache der Urbewohner daselbst slavisch sei, wurde der Oberpfarrer Letochlěb aus Peitz, der des Böhmischen kundig war, zu Rate gezogen, und bot dieser auch eine im großen zutreffende Auslegung. Aber schon bei dieser ersten Transskription muß ein Fehler gemacht worden sein, und seither folgte jeder blind, wie die Schildaer ihrem Bürgermeister in den offenen Brunnen, derselben Lesung nach und sah hier immer, wie hypnotisiert, ein „Schwayxtix". Freilich kam gerade diese Lesung der Tendenz, diese altehrwürdigen Kulturbelege tunlichst geräuschlos wegzueskamotieren, sehr willkommen und sie wurde auch voll ausgenützt.

Mögen nun auch die früheren Ausleger und die später sich einmischenden Neider dieses falsch transskribiert und gelesen haben, sie hätten es doch nicht berichtigt, da es fast durchwegs des Slavischen unkundige Deutsche waren; betrübend ist es aber, wenn sich viel genannte Slavisten mit der Kontrolle dieser Inschriften eingehend beschäftigen und dabei doch nicht den handgreiflichen Fehler sehen oder erkennen, und wenn ja, nicht berichtigen wollen, denn sobald man ausdrücklich von Fälschungen spricht, muß man doch auch das Vorhandensein eines Originals zugeben, und dann ist die Fälschung keine Fälschung mehr, sondern lediglich eine Vervielfältigung.

Ein solcher ernster Vorwurf muß in dieser oder jener Richtung hier dem bekannten Slavisten Prof. V. Jagić gemacht werden, der als einer der letzten Gegner in dem Aufsatze „Zur slavischen Runenfrage" (Archiv f. slav. Philologie, 1881) alle seine Autorität einsetzte, um über die Rjetra-Altertümer ebenso autokratisch den Stab zu brechen, wie später in unglaublicher Verblendung auch über die altböhmischen Handschriften.

Wir legen hier seine eigenen Bekenntnisse zur Grundlage. Im erwähnten Aufsatze erteilt er (S. 195) anderen die Lehre: „Nichts ist gefährlicher für die Erkenntnis der Wahrheit, als die urteilslose Wiederholung fremder Äußerungen", und fügt zugleich noch zu, er habe sich, um sicher zu gehen, sogar die Originale in Neu-Strelitz selbst angesehen, wobei für ihn nicht die Kunstfertigkeit des Gelbgießers, sondern die darauf angebrachten Runenschriften das Wichtigste waren.

Nichtsdestoweniger ist Jagić in den eben gerügten Fehler selbst gefallen, denn er findet dort auch die Aufschrift „Schwayxtix". Hat er nun diese Figur selbst gesehen und gelesen, was wir seinen Äußerungen gemäß doch nicht bestreiten dürfen, so mangelten ihm hiezu wohl die notwendigen Runenschriftkenntnisse, was auch zuzutreffen scheint, da er nur die Alphabete von Cluver, Arnkiel und Masch anführt. Nun schrieb Masch jenes von Arnkiel ab, Arnkiel von Cluver und Cluvers Alphabet ist unvollständig und dabei bedenklich falsch. Unter diesen Prämissen und der Tatsache, daß es doch sonst genug alte und ausführlichere Runenalphabete gibt, war aber Jagić noch gar nicht berechtigt, alles kurz und klein als eine Fälschung zu verrufen, den Brüdern Grimm zugleich den „Mangel einer festen wissenschaftlichen Überzeugung" abzusprechen, weil sie sagten, „jeder der die Rjetra-Figuren mit eigenen Augen sah, hat sich noch für ihre Echtheit entschieden", und schließlich pathetisch zu erklären (S. 214), daß die Fälschung selbst der ältesten Stücke nicht vor das Jahr 1737 fallen kann".

Nun steht aber auf der genannten Statuette (Rückseite), wie die beigegebene Figur zeigt,*) durchaus nicht

SCHWAYX		LICJEVAJAM
TIX	sondern	TIM
BELBOCG		BILBOCG

*) Das Original ist eine Handzeichnung des Hofmalers Daniel Woge aus dem Jahre 1770, und wie er selbst beifügt »nach den Originalien auf das genaueste gemahlet und in Kupferstichen ausgegeben«. — Die Redaktion ersuchte aber trotzdem die Verwaltung der Großherzoglichen Sammlungen in Neustrelitz um die Bewilligung einer photographischen Reproduktion dieser Statuette, um sie der Handzeichnung gegenüberstellen zu können. Diese Bitte wurde am 22. Februar l. J. rundweg abgeschlagen und hiezu noch der Satz beigefügt: »Im übrigen wird die Frage um die Prillwitzer Idole als wissenschaftlich längst erledigt betrachtet.« — Dieser aktuell doppelt deplazierte Beisatz des Kustos Dr. v. Buchwald zeigt, daß da wohl subtile Gründe für die Fernhaltung der Aufklärung vorhanden sein müssen, weil man diese »Fälschungen« so ängstlich abschließt, welche die Fürsten von Mecklenburg-Strelitz als wahre Freunde der Wissenschaft einst so opferfreudig zusammengetragen haben; überdies gilt im menschlichen Wissen nichts als definitiv erledigt. — Ob diese Bronzegegenstände schon überhaupt je seit der Erfindung der Photographie reproduziert wurden, war auch nicht zu erfahren möglich; auf eine frühere Bitte um Behelfe in gleicher Sache erhielt der Verfasser von derselben Stelle nur eine kurze, unhöfliche Antwort. — Vielleicht hat nun Prof. Jagić oder irgendeine Akademie mehr Glück in dieses verzopfte Geheimnis einzudringen, obschon auch noch niemand behauptet hat, daß die Zeichnung Woges mit der Schrift auf der Figur selbst irgendwie nicht übereinstimmen würde.

d. h. „ich stelle hiemit den Bilbog dar", denn der Begriff „licjovajatj" *) bedeutet im Russischen noch heute: darstellen, Umrisse machen, modellieren.**) — Auf welche Funda-

*) Zitate aus Sprachen mit besonderer Schrift (Russisch, Griechisch u. ä.) werden im »Staroslovan« ausschließlich in lateinischer Transskription gegeben, da dies für die Wissenschaft keinerlei Einbuße bedeutet, manchem Leser aber doch Erleichterungen bietet.

**) Der Fall, daß der Künstler sein »fecit, pinxit, sculpsit« seinem Werke beifügt, wiederholt sich bei den nordeuropäischen Runendenkmälern sehr häufig, denn in anderen Fällen heißt es wieder: »raet runa, runoh varitu, vrtal, pisar-runar u. ä.

mente oder Einflüsse hin nun Jagić sein Anathema aufbaute, ist aus nichts zu ersehen und übrigens heute bereits belanglos; Tatsache ist aber, daß man sich seit jener Zeit in slavenfeindlichen Kreisen trotzdem stets mit großer Sicherheit auf die Entscheidung dieser „Autorität" beruft.

Sieht man aber auch von der mangelnden Gewissenhaftigkeit bei dieser wissenschaftlichen Nachkontrolle im allgemeinen ganz ab, so ist es an sich ein Unsinn hier die Möglichkeit einer Fälschung nur zu vermuten, denn wer da weiß, daß hier zahlreiche, mit verschiedensten schönen Reliefs versehene vorchristliche Devotionalien modelliert, gegossen, beschrieben, nach der großen künstlerischen und kostspieligen Arbeit aber gleich wieder in ein starkes Feuer geworfen wurden, so daß sie zum großen Teile wieder bis zur Unkenntlichkeit abschmelzten, der muß doch zugeben, daß kein Vernünftiger auf eine so pathologische Art altslavische Kulturbelege herbeischaffen wird.

Ein höchst betrübendes Symptom für die Forscherkreise ist es nun auf jeden Fall, wenn ein so einfacher, geradezu nach einer Nachprüfung schreiender Fehler durch 145 Jahre nur deshalb nicht aufgefunden und berichtigt werden konnte, weil sich der Nachfolgende immer *bona fide* darauf verließ, daß der Vorgänger die Sache schon gründlich geprüft habe; einem solchen Bequemlichkeits-Optimismus verdankt daher ein gewöhnlicher Lesefehler seine ungetrübte Existenz durch fünf Gelehrten-Generationen!*)

*) Etwas Ähnliches spielte sich vor kurzem in Prag ab. Als i. J. 1911 der Streit um die Echtheit der böhmischen Handschriften von neuem heftig entbrannte und die philosophische Fakultät der böhm. Universität in Prag, — als historische Gegnerin der Handschriften schon seit dem J. 1886 — nach der dargelegten Nichtigkeit aller Verdächtigungen in eine peinliche Enge geriet, da erklärten 52 Professoren und Dozenten in einer öffentlichen »Kundmachung« am 31. Dezember 1911 als »Fachmänner« die Handschriften als zweifellos gefälscht. — War nun schon die Form an sich keine gut gewählte, so stellte sich noch kurz darauf heraus, daß möglicherweise kein einziger dieser Manifestanten je im Leben die »gefälschten« Handschriften selbst näher gesehen oder gar eingehend studiert hat, denn auf eine Anfrage erklärte der langjährige Bibliothekar des Landesmuseums, Dr. Zibrt, der die Handschriften unter Sperre hält, daß in den letzten 20 Jahren nur 3, vielleicht 4 Personen bei ihm mit dem Wunsche erschienen, sich die Handschriften näher besehen zu wollen. — Nun wissen wir aber, daß darunter auch Interessenten waren, die auf der »Kundmachung« nicht unterzeichnet sind; es können sonach bestenfalls von allen 52 »Fachmännern« nur 1—2 die Handschriften näher gekannt haben; alle übrigen gaben aber öffentlich ein Zeugnis carta bianca ab.

War es daher nur ein bedauerlicher Irrtum aus Nachlässigkeit, aus blindem Vertrauen auf die Tradition oder aus Unwissenheit, so ist derselbe nun richtiggestellt, und sind hiemit, umsomehr als die „Schwayxtix"-Figur stets als das Hauptargument gegen die Echtheit angesehen wurde, diese altslavischen Kulturdokumente zugleich auch rehabilitiert. —

M. Žunkovič:

»Jus primae noctis« bei den Slaven.

Ein Musterbeispiel eines bedenklich plumpen wissenschaftlichen Irrtums gibt die Forschung und Nachprüfung, ob bei den Slaven je das *„Jus primae noctis"*, d. i. das Recht des Landes-, Lehens- oder Grundherrn auf den ersten Beischlaf jeder neuvermählten Jungfrau bestanden habe, denn es zeigt sich hier drastisch, wie rasch und leicht ein logischer Denkfehler, oberflächliche Forschungspflege und ein infantiles Sprachwissen ein kulturhistorisches Märchen aufbauen und einen Sprung ins Extreme machen kann, und welche Mühe hingegen die Wissenschaft aufwenden muß, um zu überzeugen, daß nur Vorurteile und falsche Deduktionen diese Märchenbildung ermöglichten.

Die außerslavische Gelehrtenwelt befaßt sich mit der Aufklärung dieser Rechtsfrage seit Dezennien in intensivster Weise. Zahlreiche Werke, welche schon kleine Bibliotheken füllen könnten, wurden bereits über dieses Thema geschrieben, denn die einen halten fest daran, daß es seit den ältesten Zeiten ein solches Recht gegeben, die anderen bestreiten dies wieder mehr oder weniger überzeugend.*) Wer jedoch darüber nüchtern denkt, hält es mit diesem Streitobjekte genau so wie die Weltgeschichte mit allen ihren nebelhaften Vorkommnissen; sie alle gleichen einer Statue auf drehbarem Sockel und jeder wendet sie nach Belieben bald dem Lichte zu, bald zur Schattenseite hin, je nachdem der Einzelne oder die momentane Zeitströmung fallweise hiebei Licht oder Schatten vorzieht, wobei allenthalben und bis zu einer gewissen Grenze sogar jeder im Rechte verbleibt.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen, Meinungen und Gelehrten-Katzbalgereien ist aber in Extraktform folgendes:

ein solches Recht hat im juristischen Sinne nicht bestanden; *„jus primae noctis"* war lediglich der rechtstechnische Begriff für die

*) Eine übersichtliche Arbeit dieser Art verfaßte z. B. Dr. Karl Schmidt *„Jus primae noctis"*. Freiburg i. B. 1881. Hiezu Anhang »Slavische Geschichtsquellen zum *J. pr. n.*« — Posen 1886.

formelle Einwilligung des Grundherrn zu einer legalen Eheschließung, wofür normal eine Ehetaxe eingehoben wurde;

das *„jus primae noctis"* war mitunter eine Art demonstrativen Rechtssymboles, denn dadurch, daß die Tochter, die anläßlich der Heirat in die Zugehörigkeit eines anderen Grundherrn gelangte, die Brautnacht in der Wohnung des Vaters verbrachte, wahrte sie sich auch das Erbrecht auf das väterliche Gut, da ihre Nachkommen hiemit, als in der alten Hofhörigkeit gezeugt, angesehen wurden; es war dies also ein mit der Brautnacht erworbenes Recht;

wo es in unmoralischem Sinne ausgeübt wurde, war es nur ein Recht des Stärkeren, daher kein Recht, sondern eine Willkür, Gewalt oder Übergriff im allgemeinen, der sich durch die Extreme der sozialen Stellung der Menschen von selbst ergibt und woran sich, so lange es Herrschende und Dienende geben wird, kaum je etwas wesentlich ändern kann.

An ein *„jus primae noctis"* ist aber auch aus physischen wie moralischen Gründen nicht zu denken, denn die Grundherrn waren doch vielfach nur juristische Personen, dann Frauen (z. B. Äbtissinen), Witwen, Kinder, Greise, charaktervolle oder glücklich verheiratete Männer, welche von dem „Rechte" im unmoralischen Sinne naturgemäß keinen Gebrauch machen konnten und auch nicht wollten. Nebstbei konnte ein solches Recht schon biologisch nicht von Kontinuität sein, und war doch auch die Qualität der Braut, ihr Äußeres und ihr Alter hiebei maßgebend, was schließlich auch den größten Wüstling beeinflußt. Übrigens wird ein despotischer Grundherr wohl nicht erst auf die Brautnacht gewartet haben, falls er einmal für die Befriedigung seiner sexuellen Gelüste eine bestimmte Wahl unter den Schönen seines Untertanenbereiches getroffen, also Umstände, die alle auf das Entschiedenste gegen eine, selbst beschränkte Allgemeinheit eines solchen „Rechtes" sprechen.

Hingegen gibt es doch auch heute allerlei gesetzliche Hindernisse zur vollgültigen Eheschließung, wie: Blutsverwandtschaft, eine untere Altersgrenze, Militärdienstpflicht, Aufnahme in die Matriken u. a., daher die Ehebewerber immer zuvor einige kirchliche und juristische Formalitäten in verschiedenen Ämtern erfüllen müssen, die ja auch an diverse Geldleistungen gebunden sind. Genauso waren aber auch ehedem mancherlei Gründe vorhanden, welche den Gutsherrn bemüßigten, sich über die Eheschließung seiner Hörigen oder Leibeigenen das Entscheidungsrecht vorzubehalten, da schon die Heirat einer Vasallentochter auf die Rechte des Lehensherren von

fühlbarer Bedeutung sein konnte. So hätte bei völlig freier Wahl des Gatten ein Unwürdiger oder gar ein Todfeind des Lehensherrn durch Heirat in den Besitz des Lehens gelangen können; es entsprach daher schon der Pflicht der Lehenstreue, daß ein Vasall seine Tochter nur mit Zustimmung des Lehensherrn verheiratete; der Grundherr durfte sich also schon aus Selbsterhaltungsgründen nicht seines unbedingten Einflusses auf die Ehegründungen begeben.

Überdies kam es doch häufig zu Eheschließungen zwischen Hörigen und Freien, wobei sich der erstere loskaufen mußte; desgleichen heirateten oft Ungenossen, also Hörige verschiedener Herrschaften, welche nun die Genehmigung beider Grundherrn einholen mußten, denn der Hofbesitzer galt schon an sich als Vormund eines jeden Hörigen. Eine Heirat, selbst unter den Ärmsten, konnte daher nicht so stillschweigend vor sich gehen, denn es handelte sich dabei immer um die Regelung gewisser persönlicher sowie vermögensrechtlicher Angelegenheiten der Brautleute; desgleichen hatte der Grundherr schon aus wirtschaftlichen Gründen ein besonderes Interesse daran, daß namentlich nicht zu viele aus seiner Hörigkeit ausschieden, weil er dadurch immer junge Arbeitskräfte verlor. – Alle Heiratsabgaben erklären sich daher lediglich als Gegenleistungen für die grundherrliche Ehebewilligung. Daß diese oft ganz erlassen wurden oder genau präzisiert waren, ist gewiß ebenso wahr, wie daß habgierige Beamte dieselben willkürlich erhöhten, diese Lage zu Erpressungen ausnützten oder gar allerlei menschlich unwürdige Bedingungen stellten.

Die Heiratsabgaben hatten örtlich auch eigene typische Bezeichnungen, die uns aber heute in bezug auf die sprachliche Bedeutung zum Teile nicht mehr verständlich sind. Sie hießen z. B. „bedemund" in Westphalen; „Brautgeld, Brautgulden" in Bayern; „Brautlauf" in Schwaben; „bumeda, burmede" bei den Wendinnen; „Freudengeld" bei Merseburg; „Hemdlaken" in Niedersachsen; „Klauentaler" in Mecklenburg; „Nagelgeld" in der Grafschaft Ravensburg; „Schürzentaler" in der Rheinpfalz, „Bunzengeld, Punzengroschen" im ehemaligen Fürstentum Querfurt u. a. Letztere Bezeichnung ist für die Slaven etymologisch besonders interessant, denn darin steckt das slavische Wort „punca" M ä d c h e n, J u n g f r a u, wie es sich bei den Slovenen und Basken bis heute erhalten hat, und auch im Deutschen als Vulgärausdruck und Schmähwort in der Form „Funze, Pfunze" (= sprödes Mädchen) gebraucht wird.

Alles dies mußte vorausgeschickt werden, um nun auf dieser Basis darzulegen, wie sich die Verhältnisse mit dem *„jus primae*

noctis" bei den Slaven gestaltet haben. Doch bieten sich auch da keine wesentlichen Unterschiede, denn auch hier hat die Gelehrtenwelt eine unglaubliche Verwirrung angerichtet, weil leider die slavische Philologie, welche es leichter hatte gewisse fälschlich kommentierte Gebrauchsbegriffe aufzuklären, Fehler machte, die nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu traurigkomisch erscheinen.

So erzählt die älteste russische Chronik, die den ersten urkundlichen Beleg für eine Heiratssteuer bei den Russen bietet, von der Fürstin Olga i. J. 964: *„togdaž otriešč Olga knjažeje, i uložila brat ot ženiha po čornie kunie, kak knjaziu tak bojarinu ot jego poddanago."* Man legte sich dies folgend aus: „damals schaffte Olga das Fürstliche ab und verordnete, von dem Bräutigam je einen schwarzen Marder zu nehmen, dem Knjaz sowohl als dem Bojar von seinem Untertane" und meinte, Olga habe als Frau naturgemäß auf das fürstliche Recht, daß die Braut die erste Nacht dem Fürsten gehöre, zugunsten der Adeligen verzichtet, die nun für die Erteilung der Ehebewilligung einen schwarzen Marder nehmen durften.

Die Auslegung wäre ja nicht abzuweisen, denn es liegt doch nahe, daß eine Regentin die einem Weibe ganz widerstrebende Sitte abschafft; aber jener Satz hat den wesentlich anderen Inhalt: „damals schaffte Olga das Fürstliche (die Ehetaxe an den Landesfürsten) ab und verordnete vom Bräutigam eine gewöhnliche „kuna" (Normalmünze) u. zw. sowohl dem Knjaz wie dem Bojar von seinem Untertane zu nehmen".

Die Konfusion rührt vor allem daher, weil niemand beachtete, daß man die älteste russische Münze oder Münzeinheit „kuna" nannte, sowie daß „černi, čornij" nicht nur schwarz, sondern auch steuer-, frohn- oder abgabepflichtig, wie auch gewöhnlich bedeutet, bezw. einst bedeutete, denn jedes russische Wörterbuch führt diese Bewertungen als bekannt, wenn auch zugleich als veraltet an. — Die Abgabe selbst bezeichnete man offenkundig als „kuničnoje" (Ehetaxe), weil dieselbe eine „kuna" (Geldmünze) betrug, nur führte der Umstand eine Verwirrung herbei, weil „kuna", richtiger „kouna" (oder „kona"), zugleich den Marder bezeichnen kann; überdies benennen alle Slaven die weibliche Scham (vulva) auch so und führt der älteste bekannte Beleg, d. i. die „Lex Salica" aus dem V. Jahrhunderte (Handschrift von Sens-Fontainbleau-Paris), auch schon „kuna" wie „kunda" an.

Diese Geldsteuer war sonach nichts weiter, als das amtlich erworbene Recht auf die Eheschließung, und eben auf diese Abgabe,

die bis nun den Landesfürsten zu zahlen war, verzichtete Olga zugunsten der Grundherrn. Ob aber „kuničnoje, kuna, kunica“ an diese oder jene der drei Bedeutungsmöglichkeiten gelehnt ist, bleibe hier unerörtert, doch ist es Tatsache, daß auch andere Slaven unter „kunigovanje“ — Hochzeit, die Litauer im besonderen aber den Mädchenabend, Polterabend verstehen; überdies darf bei einer Ehebewilligungssteuer auch eine geschlechtliche Anspielung in etymologischer Richtung durchaus nicht auffallen oder prüde aufgenommen werden.

Ob nun der Deutungsfehler „černaja kuna“ zu schwarzer Marder aus Unwissenheit oder böser Absicht geschah, wer soll heute darüber zu Gerichte sitzen! Aber die Folgewirkungen dieser Entgleisung müssen als eine bewußte Fälschung geschichtlicher Tatsachen aufgefaßt werden, denn man schloß gleich daraus, daß unter Olga (945—969) die Russen noch höchst unkultiviert waren, weil sie damals noch kein Geld kannten und ihnen als Zahlungsmittel noch Häute oder Pelze von Mardern, Eichhörnchen usw. dienten. Um dies glaubwürdiger zu machen, erzählte man weiter, daß um das Jahr 996 in Rußland noch bemalte (!) Lederstücke des Marders als Münzsurrogate galten, und folgerte dies aus einem Passus der ältesten russischen, sogenannten Nestorschen Chronik, wo es heißt, Fürst Vladimir ließ zum Andenken an den Sieg über die Pečenegen eine Kirche erbauen und veranstaltete zugleich ein großes Volksfest, wozu 300 Fäßchen Honig verwendet wurden; überdies ließ er die Armen zu Hofe kommen; nebst Speisen und Trank durfte sich ein jeder zum Schlusse auch ein Stück „kuna“ aus der Kassa nehmen.

Diesen haarsträubenden Stumpfsinn erzählt man aber ruhig weiter, um hiemit darzulegen, auf welchem Tiefstande die altslavische Kultur noch im X. Jahrhunderte war, da man noch gar kein Hartgeld kannte. Alles dies ist jedoch unmöglich wahr, denn, ganz abgesehen davon, daß der Marder überhaupt nicht schwarz sondern braun ist, bleibt

a) ein in kleine Stücke geschnittenes Marderfell, selbst wenn es bemalt wäre, da es bei dieser „Unkultur“ wohl keine Kunstminiaturen gewesen sein konnten, an sich absolut wertlos; wie hätte übrigens ein solches Zahlmittel nach einiger Gebrauchszeit ausgesehen!

b) Gab es damals viele Edelmarder, so hatten auch ganze Felle wenig Wert; gab es wenige, so wird sie niemand zerschneiden,

da das Fell doch als Ganzes am wertvollsten ist; überdies konnte sich da jeder Geld nach Belieben selbst machen, denn er brauchte nur Marder zu fangen; und so wäre schließlich jedes Stück Fell zur Münze geworden und wer soll dies dann als Kaufmittel angesehen haben?

c) Gab es auch „marcas cunarum". Herzog Boleslav von Krakau entschied z. B. im Jahre 1259 einen Streit dahin, daß der Sachfällige „20 marcas cunarum" zu zahlen habe; Marderfelle waren dies also gewiss nicht, und wenn die Strafen auf dieser Grundlage bemessen worden wären, so gäbe es schon seit Jahrhunderten keine Edelmarder mehr.

Nun gab es aber unter Olga schon Münzen, wie die beigegebene Figur zeigt, die bisher auch noch niemand als gefälscht bezeichnet hat. Es ist dies eine Silbermünze (Museum Berlin), die auf der Aversseite die Fürstin mit ihrem Sohne Svjatoslav darstellt; auf der Reversseite steht jedoch der Gattungsname der Münze selbst, lautend „Rusov kouna", d. i. russische Münze, deutlich und für jedermann lesbar geprägt.

Russische „kouna"-Münze.

Eine weitere, noch unvergleichlich ältere Münze ist die nachstehend abgebildete mit der Aufschrift „kunic".

Münze „kunic".

Die Wissenschaft hat sich in diesem Falle hinweggeholfen, indem sie erklärte, es sei dies eine zum Andenken an die Vermählung Gunhildens, der Tochter des Polenfürsten Mscislav I. (962—992) mit dem Dänenkönig Svein Haraldson geprägte Münze. Tatsächlich bedeutet dies „kunica" (= kleine „kuna"), woraus zugleich zu ersehen ist, dass es auch Münzabstufungen gab.

Da aber das Alter der letztgenannten Münze viele Jahrhunderte höher sein kann als jene der Olga, die Zeit aber doch nicht näher

bestimmbar ist, so sei nur noch angeführt, dass es doch schon mindestens 100 Jahre vor der Fürstin Olga in Russland Münzen gab, wie die beigegebene Figur mit der Runenaufschrift „Rurik" zeigt.

„Rurik"-Münze.

Daß aber gerade diese erhaltene auch zugleich schon die erste Münze war, ist höchst unwahrscheinlich; überdies zeigt die Prägung eine höhere künstlerische Ausführung als so manche späteren Münzen anderer Länder. — So oder ähnlich wird über altslavische Kulturverhältnisse geschrieben, trotzdem greifbare Beweise dagegen sprechen, und slavische Schriftsteller bestätigen ruhig solche Märchen oder verbreiten sie gar selbst ungeprüft weiter.

Daß „knjažnoje" wirklich eine Steuer kennzeichnete, ersieht man auch aus Analogieformen, wie „kuničnoje". — Auch in Russisch-Polen gab es Ehebewilligungssteuern, wie „dzevycze" (virginale, Jungfernsteuer), „wdovyne" (viduale, Witwensteuer — bei einer Wiederverheiratung) und „pasterne" (Stieftochtersteuer)*), doch wurden diese Taxen bereits im Jahre 1262 für ganz Polen aufgehoben.

Doch auch anderen rechtsfachlichen Begriffen in dieser Richtung wurde eine ähnliche Tendenz beigelegt. — So kennen und gebrauchen alle Slovenen den Ausdruck „jutrnja" für Ehevertrag. Auch darin wollte man eine Anspielung auf das *„jus primae noctis"* finden, meinend, es besage dies, daß die Braut erst am nächsten Morgen („jutro") dem Bräutigam gehöre; der sonderbare deutsche Begriff „Morgengabe" ist daher nur eine falsche Interpretation von „jutrnja" (statt „Lebenssicherungsgabe"). Das Wort ist nämlich nicht aus „jutro" sondern aus „jutiti" gebildet, das im Russischen noch immer: sicherstellen, Zufluchtsstätte geben, sich einnisten bedeutet. Da aber der notarielle Ehevertrag tatsächlich die Sicherstellung der Zukunft der Braut und deren vermögensrechtliche Verhältnisse regelt, kann daher weiter über die Etymologie dieses originellen Rechtsbegriffes, dessen gemeinsprachliche Existenz sich doch auch im lateinischen „jus" widerspiegelt, kein Zweifel mehr obwalten.

*) Den Begriff »pasterne« hielt man bisher allgemein für einen Schreibfehler in den Urkunden, da man keine sprachliche Erklärung für denselben finden konnte; der Slovene gebraucht ihn aber noch heute in der Bedeutung Stieftochter (auch Ziehtochter) in der Form: pasterka, pastorka, pasterna.

Einen ähnlichen Sinn legte man auch den in altfranzösischen Urkunden wiederholt erwähnten Rechtsbegriffen *„droit de fougage“* (Toulouse) und *„merdolade“* (Tulle) bei. Aber auch hier kann von besonderen Rechten auf die Brautnacht keine Rede sein, nachdem man ja weiß, daß das erstere in einer Steuer aller Verheirateten (während des ehelichen Geschlechtsverkehres), das zweite in einer Abgabe nur im ersten Ehejahre bestand. — In diesen Begriffen erkennt man aber noch immer die slavischen Anthropophyteia „fukati“ (slovenisch) und „mrdati“ (böhmisch), nur bleibt die Frage offen, wie sich diese heute nur obszön gebrauchten Ausdrücke in Südwestfrankreich einbürgern konnten, ein weites Feld der Erwägungen über die einstige Verbreitung der slavischen Sprache. Doch ist auch dies kein vereinzelter Fall. — Salomo ben Isak, Rabbiner in Troyes (a. d. Seine), geb. 1040, gest. 1105, führt in seinen religiösen Schriften eine Menge slavischer Wörter an, die er offenkundig beim Unterrichte verwendete, wie: „oplatki“ (Oblaten; der deutsche Begriff ist also ein Slavismus), „dlota“ (Meisel), „sní“ (Schnee), „guna“ (Filzdecke), „dohet“ (Teer), „krokim“ (ein ziemlich großer Käfer; wahrscheinlich Maikäfer, da er slavisch „hrošč“ heißt), „pripojiti“ (anfügen) u. a. m. — Desgleichen weisen die Schriften des Zeitgenossen Isaks, des Rabbiners Josef ben Simon Kara in Troyes, slavische Glossen auf, ein Beweis, daß es sich hier durchaus um kein zufälliges Eindringen slavischer Begriffe handeln kann.*)

Schon diese wenigen Beispiele zeigen in betrübender Weise einerseits, wie oberflächlich bearbeitet und gedankenlos entstellt die altslavischen Rechtsbegriffe sind, andererseits bieten sie zugleich einen kleinen Einblick in die Qualität jener Beweise, welche konstruiert wurden, um das Märchen von der Unkultur und Minderwertigkeit der Altslaven glaubwürdiger zu machen.

Wissenschaftliches Allerlei.

Der Grabstein der kroatischen Königin Jelena († 976).

Die äußerst rührige archäologische Gesellschaft „Bihać“ in Spljet (Spalato), welche sich die Erforschung der kroatischen Geschichte zur besonderen Aufgabe stellte, machte vor etlichen Jahren einen hochinteressanten Fund in Solin (Salona). Im Atrium der großen Basilika

*) Mitteilungen des Dr. J. Freimann, Rabbiners in Holleschau (Mähren).

stieß man bei den Ausgrabungen auf einen Sarkophag mit einem umfangreichen lateinischen Epitaph. Obschon aber die Schriftseite in 90 Stücke zertrümmert war, gelang es den äußerst mühsamen Kombinationen der heimischen Archäologen Don Bulić, Prof. Kržanić und Barač schließlich doch den Text verläßlich zu entziffern und festzustellen, daß hier die irdischen Überreste der i. J. 976 verstorbenen kroatischen Königin Jelena verwahrt liegen.

Der wissenschaftliche Erfolg dieser Inschriftlösung ist aber nicht nur vom Standpunkte der nun historisch beglaubigten Existenz der Königin Jelena (Helena) an sich bedeutend, da über diese bisher nur Sagenhaftes bekannt war, sondern hiemit wurde zugleich eine größere, in der kroatischen Geschichtschreibung unklare Epoche aufgehellt. Jelena war, der Inschrift nach, die Gemahlin des Königs Stjepan und die Mutter des Königs Mihajlo. Nun kennt aber die Geschichte keine kroatischen Könige dieses Namens im X. Jahrhunderte. Das Rätsel besteht jedoch darin, daß die kroatischen Herrscher nach der Christianisierung zwei Namen führten, u. zw. einen nationalen oder offiziellen Regenten- und einen Taufnamen. Im kirchlichen Gebrauche und bei christlichen Chronisten wurde nur vorwiegend der Taufname, im äußeren, sogenannten diplomatischen Verkehre und mit Nichtchristen hingegen der nationale Name angewendet. Man weiß aber, daß Konst. Porphyrogenetos, der das Werk *„De administrando imperio“* in den Jahren 949 952 schrieb, die Könige Krešimir und Miroslav jener Zeit erwähnt, er kann somit unmöglich Könige gleichen Namens vom XI. Jahrhunderte gemeint haben. Nachdem aber auch andere Chronisten erwähnen, daß Miroslav der Sohn des Krešimir war, dann daß Stjepan I. auch Miroslav hieß, ist es nun erwiesen, daß die Angaben auf dem Epitaph richtig sind, und war Jelena eben die Gemahlin des Krešimir-Mihajlo und die Mutter des Miroslav-Stjepan, womit der Zweifel betreffs der Doppelnamen vollkommen geklärt und die Konfusion behoben ist, die noch durch den Zufall verstärkt wurde, daß die Gemahlin des Königs Krešimir II. (1018—24) auch Jelena hieß.

Dieses Vorkommnis, daß durch Doppelnamen geschichtliche Daten verwirrt werden können, wird hier bewußt und zum didaktischen Zwecke ganz besonders hervorgehoben, weil es in der Geschichte der anderen slavischen Nationen auch ähnliche Situationen geben kann, daher bei der Entwirrung eines Namensknäuels auch diese Möglichkeit nicht unbeachtet belassen werden soll.

Ein inferiores Interesse hat aber die historische Beglaubigung des kroatischen Namens Miroslav im X. Jahrhunderte auch für die

Böhmen. Man warf nämlich Hanka vor, er habe in „*Mater verborum*“ (ein lateinisches Wörterbuch aus dem XIII. Jahrh.) die Notiz „Miroslav malíř“ zu dem Zwecke eingeschmuggelt, um den Böhmen originalslavische Namen herbeizuschaffen oder aufzudrängen. Doch war dies durchaus nicht notwendig, denn wer kann heute entscheiden, ob der Name „Miroslav“ früher bei den Süd- oder Nordslaven gebräuchlich war, denn die Ortsnamen „Miroslav“ oder „Miroslava“, die doch nicht gar so selten sind, besagen, daß dieser Name altslavisch ist, d. h. einst allen Slaven gemeinsam war.

Den Besuchern Dalmatiens vermag im allgemeinen die Besichtigung des instruktiv geordneten und rationell geführten Museums in Spljet auch verschiedene neue Anregungen in bezug auf die altslavische Archäologie bieten.

Dr. A. Kovačić.

„Juterbog.“

Ein typischer Fall, wie gedanken- und grundlos mythologische Elemente konstruiert und etymologische Deutungen geschaffen werden, zeugt der Stadtname „*Juterbog*“ in der preußischen Provinz Brandenburg. Daß der Name slavisch sei, darüber bestand wohl niemals ein Zweifel, da doch durchwegs wendische Ortsnamen daselbst obwalten, und unter diesem Eindrucke übersetzte man auch den Namen in Morgengott („*jutro*“ Morgen, „*bog*“ Gott). Daß es sich hier um einen mythologischen Namen handeln müsse, suggerierte schon der Begriff „*bog*“ und dies ist sodann zum Ausgangspunkte aller weiteren Phantastereien geworden.

Dr. Friedrich Wagner schreibt nun unter dieser Prämisse in der Abhandlung: „Die Tempel und Pyramiden der Urbewohner auf dem rechten Elbufer“ (Leipzig, 1828) S. 45: „Wenn man bedenkt, daß Juetre-Bog aus den beiden alten, wendischen Wörtern „juetre“ Morgenröte, und „Bog“ Gott, zusammengesetzt ist, man also die Morgenröte unter irgendeinem Götzenbilde hier verehrte, so wird dies umso wahrscheinlicher, da der „Golmberg“ (10 *km* östlich Juterbog) der allerhöchste Punkt in einer viele Meilen weiten Umgebung ist, und man also von hier aus die Morgenröte selbst am frühesten und herrlichsten erblicken konnte, bei welchem Anblick gar leicht das Bild selbst vergessen und die Morgenröte unmittelbar als Gottheit gedacht und verehrt werden konnte.“ Dann S. 62: „Wo der Gott der Morgenröte stand und verehrt wurde, ist klar erwiesen und gesagt, aber nicht unter welchem Bilde, wovon aber auch nichts Bestimmtes nachgewiesen werden kann. Wahrscheinlich ist es, daß man

bei Verehrung des Morgengottes oder der des Gottes der Morgenröte (Jutribog) gar kein Bild vor Augen hatte, sondern die erscheinende Morgenröte selbst als solches betrachtete, und darin das Höhere, verehrbare Wesen fand, denn der eine Punkt, wo die Verehrung solcher Götter stattfand, war der Golmberg, der am höchsten gelegene Ort in einer weiten Umgebung." Dann S. 63: „Zwar stand auch in Juterbog selbst, also in einer tiefgelegenen Gegend, ein Tempel der Morgengöttin, aber ebenfalls auf einem künstlich errichteten Berge" u. s. w.

Nun muß aber jeder alte Chronist offen bekennen, daß man die Gestalt dieses Gottes überhaupt nicht kennt, weil an keinem Punkte, wo er angeblich verehrt wurde, irgendeine Bildsäule, eine Inschrift oder ein sonstiger Existenzbeweis zu finden war. Dies ist aber sehr natürlich, denn einen solchen Gott gab es eben nie, sondern er wurde aus der falschen Etymologie von „jutro" statt „jut" (Recht, Schutz) geschaffen; „Juterbog" bedeutet also: Schutzherr, Beschützer.

Daß in jener Gegend der isolierte „Golmberg" sowie der „Tanzberg" auf dem „Neumarkte" in Juterbog, die man beide als von Menschenhand errichtet ansieht wahrscheinlich handelt es sich aber um eine Abgrabung, um sie sturmsicherer zu machen als Sitz des Schutzherrn jener Gegend diente, oder daß man sich bei feindlicher Gefahr daselbst zusammenscharte, ist doch naheliegend, umsomehr als Ausgrabungen auf beiden Punkten zahlreiche alte Kulturresiduen an den Tag förderten.

Daß „jutitj" im Russischen sichern, beschützen bedeutet, wurde schon beim Artikel *„Jus primae noctis"* erwähnt. So sind auch die „Joten", die Riesen der germanischen Mythologie, nichts weiter als die Schutzherren einer bestimmten Gegend; sie wohnen auf Höhen („Jotenheim") und bauen Verschanzungen gegen die mächtigen Erdensöhne, d. h. sie sorgen für den Gegend- und Landesschutz, sind also die Grenzbeschützer, Grenzverteidiger der ältesten sozialen Organisation.

Auf solche Art kommt allmählig Licht in die oft so groteske Genesis der Götterlehren.

„Pripegala."

Noch sonderbarer ist die Entstehung des Gottes „Pripegala", der bei den Elbeslaven als Gott der Wollust verehrt worden sein soll. Man erzählt, daß ihm Menschenopfer dargebracht wurden, daß er umso zufriedener war, je mehr Christenköpfe man ihm brachte, weiß

aber nicht einmal, wie er dargestellt wurde. Selbstredend ist alles ein leeres Phantasiegebilde, denn die erste Erwähnung dieser so nebelhaften Gottheit stammt erst aus dem 12. Jahrhunderte, als alle Anhaltspunkte für die sprachliche Erklärung des Namens bereits geschwunden waren. Das Grundwort ist nämlich das slavische „pribeg" (Schutz, Zuflucht), „pribegala" bedeutet sonach: Zufluchtsort, Schutzstätte. In Juterbog selbst war angeblich eine Höhe dem Gotte „Pripegala" geweiht, d. h. eine solche Höhe diente der Stadt als Zufluchtsstätte bei feindlicher Gefahr. M. Žunkovič.

Zur Körperreinlichkeit der Slaven.

Im Dezember 1910 hielt ein Prager Universitätsprofessor in Olmütz einen volksbildenden Vortrag, in welchem er allen Ernstes die alte Erzählung, daß die Slaven den Leibesschmutz geradezu als Präservativmittel gegen Krankheiten ansehen, wieder erneuerte. Diese allgemeine Behauptung, die allerdings schon lange Zeit von Geschichtsschreibern und Kulturhistorikern wiederholt wird, ist durch nichts begründet und eine Einzelerfahrung berechtigt noch niemanden zu generalisieren. Die Körperreinlichkeit ist bei allen Völkern mehrweniger von den lokalen Wasserverhältnissen abhängig, denn die Bewohner an Flüssen, Seen und Meeren baden bekanntlich sehr viel; Orte mit heißen Quellen werden allgemein, und je nach der Entfernung mehr oder weniger oft aufgesucht; der Türke wäscht sich viermal des Tages; der Karstbewohner, der im Hochsommer oft stundenweit Wasser herbeiholen muß, erscheint stets in reinlichster Verfassung in der Kirche, da es als ein stilles Gebot gilt vor Gott rein zu erscheinen. Im Großen bleibt es daher noch recht fraglich, ob die Kulturvölker im allgemeinen mehr baden als manche Naturvölker.

Was jedoch die Slaven im besonderen betrifft, so ist jene Behauptung noch weniger zutreffend. Die Urheimat des Dampfbades ist doch Rußland, wo der Wasserdampf noch primitiv durch Begießen von Kieselsteinen, die auf glühende Ofenplatten gelagert sind, erzeugt wird. Diese Badeanlage ist aber wieder ähnlich jener der Skythen, die doch allgemein als ein slavisches Volk angesehen werden; Herodot (geb. um das Jahr 500 v. Chr.) beschreibt sie in analoger Weise. — Auch Ibrahim ibn Jakub, der um das Jahr 965 n. Chr. Mitteleuropa bereiste, schildert die Dampfbäder, wie er sie bei den Nordslaven selbst gesehen, ohne sich dabei auf Herodot oder eine sonstige Quelle zu berufen. Man soll daher nicht alles gedankenlos nachsprechen, zumal wenn, wie hier, geradezu verschiedene, gegenseitig unbeeinflußte Beweise das reine Gegenteil bezeugen.

V. Sokol.

Die Entdeckung des „Zacherlins".

Der bekannte Insektenpulverfabrikant Zacherl stand in jungen Jahren in Dalmatien im Militärdienste. Gelegentlich fragte er die Einheimischen, woher sie das so erfolgreiche Insektenpulver gewinnen und erfuhr, daß hiezu die Blütenköpfe einer vorwiegend in Dalmatien und Montenegro wachsenden Kamille, genannt *„buhač"* (Flohblume; *Chrysanthemum cinerariaefolium)*, verwendet werde. Er griff diese Erfahrung und Maßregel, die bei den Dalmatinern schon seit undenklichen Zeiten bekannt und erprobt war, auf und wurde auf diese Weise Millionär. V. Sokol.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschließlich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 1. In das grosse Programm der Bibliothek „Staroslovan" sind im allgemeinen folgende Werke aufgenommen:

Slavische Runendenkmäler.
Etymologisches Ortsnamenlexikon.
Altslavisch-deutsches und deutsch-altslavisches Wörterbuch.
Altslavisches Lehr- und Lesebuch.
Sammlung von Sprachidiotikons.
Slavische Archäologie.
Slavische Urgeschichte.
Altslavische Kulturgeschichte.
Altslavische Flurverfassung.
Altslavische Wehr- und Schutzbauten.
Altslavische Rechtskunde.
Altslavische Münzkunde.
Altslavische Geographie.
Atlas mit den ältesten slavischen, also Original-Ortsnamen.
Altslavische Handelswege.
Altslavische Volks-Pharmakologie.
Altslavische Geheimwissenschaften.
Slavische Volksgebräuche.
Die Volksepik der Slaven.
Die Volkslieder der Slaven bei Zurückführung der Varianten auf den Ursprung.

Slavische Mythologie.
Altslavische Religionsgeschichte.
Altslavische Schriftdenkmäler:
a) profane,
b) kirchliche.
Sammlung alter slavisch-diplomatischer Urkunden.
Ausgabe noch nicht edierter oder vergessener, für die Slaven wertvoller Werke.
Denkmäler der ausgestorbenen slavischen Sprachen.
Altslavische Ornamentik.
Geschichte der slavischen Trachten.
Monographien verschiedener sonstiger Wissenszweige, soweit sie Altslavisches tangieren.
Reallexikon der slavischen volkstümlichen Terminologie.
Slavische Kriegskunst und Kriegsgeschichte u. a. m.

Schon diese Reihenfolge zeigt, mag sie bei der Durchführung des Planes auch nicht voll eingehalten werden können, dass die ersten zwei Werke vornehmlich bezwecken den Glauben an die grosse weltgeschichtliche und kulturelle Vergangenheit der Slaven zu verkündigen und zu verbreiten, sowie ihn demonstrativ zu festigen; die weiteren Werke hingegen sollen teils die Mittel zum Studium in dieser Richtung bieten, teils aber zu weiteren Detailforschungen anregen oder zur Nutzanwendung der gemachten Erfahrungen dienen. —

Da wir aber einerseits als sicher annehmen können, dass eine deutsche Akademie kaum Werke dieser Richtung ausgeben wird, sowie dass andererseits die slavischen Akademien vor allem ihrem sprachlichen Wirkungskreise Rechnung tragen werden, ist es naheliegend, dass sonach niemand weiter da ist, der nun dieses Wissen auch Nichtslaven zugänglich machen könnte, daher die Mission des „Staroslovan" gewiss eine tiefe, da zweifache bildungsorganische Berechtigung hat.

Wir fragen uns nun öffentlich an, wer vor allem die Verfassung des altslavisch-deutschen Wörterbuches sowie eines solchen Lehr- und Lesebuches übernehmen würde? (Einige Mitarbeiter haben sich für das Wörterbuch bereits gemeldet.) Für beide Werke sind wohl schon wertvolle Vorarbeiten, wie: Miklosich, Leskien, Vondrák vorhanden, doch müssten die neuen Arbeiten dem Fortschritte der Wissenschaft bis heute und bis zu einer gewissen Grenze auch der Aufnahmsfähigkeit in den Volksschichten mittlerer Schulbildung angepaßt werden. — Gleichzeitig fordern wir auch alle Forscher und

Fachschriftsteller auf, die sich für die Ausarbeitung des einen oder anderen sonstigen Werkes berufen oder vorbereitet fühlen, sich schon jetzt zu melden, damit die bevorstehende immense Arbeit baldigst in eine gewisse didaktische Relation zu ihrem großen Zwecke gebracht werden könne. — Die gegenseitigen Bedingungen werden dann schriftlich ausgetauscht. Da eine jede solche gut angelegte Arbeit sodann begründete Aussicht hat auch in andere Sprachen übernommen zu werden, hat der Verfasser mehrfache Möglichkeit durch seine Arbeit nutzbringend zu wirken und die allgemeine Bildung zu heben.

Frage 2. Mehrere Anfragen aus Mitgliederkreisen lauten dahin, ob sich der „Staroslovan" auch mit der Echtheitsfrage der böhmischen Handschriften befassen wird.

Antwort: Eingehender nur in dem Falle, als etwa noch eine seriöse Einwendung gegen die Echtheit vorgebracht würde, denn wir wollen doch niemand zwingen, daß er etwas glauben soll, was er nicht glauben will, und naive Zweifler oder Uneingeweihte mögen sich selbst folgendes beantworten. Die herrlichen altböhmischen Dichtungen sind unbedingt da, es muß sie also jemand u. z. ein hervorragender Dichter geschaffen haben; um 1817 gab es aber nicht einmal einen solchen von bescheidener Mittelmäßigkeit. Angenommen jedoch, jener Dichter hüllte sich in Anonymität; woher kannte er die altböhmische Sprache so vorzüglich, wie um das Jahr 1817 niemand; woher hatte er diese ohne Lesebuch oder Lehrer unmöglichen Kenntnisse, denn Dobrovský, der im äußersten Falle dabei in Kalkül gezogen werden könnte, verstand selbst viele Stellen der Dichtungen nicht und erkannte sie bis zum Jahre 1911 niemand. Pergament und Schrift sind alt und waren zur Zeit der Auffindung natürlich alt; und wer kann dem Zahn der Zeit Konkurenz machen?! —

In welcher unwürdigen, fern von Wissenschaft oder Wahrheit liegenden Weise man überdies die Handschriften zu diskreditieren sucht, war erst kürzlich in verschiedenen deutschen Tagesblättern zu lesen. Es starb der pensionierte Universitätsbibliothekar Anton Zeidler, bei welcher Gelegenheit erst des Geheimnis gelüftet wurde, daß dieser es war, der i. J. 1858 Hanka anonym der Fälschung der Königinhofer Handschrift beschuldigte. Da Hanka nun den Schutz seiner Ehre beim Gerichte suchte, wurde der damalige Redakteur des „Tagesbote für Böhmen", David Kuh, welcher die Denunzierungen veröffentlichte, in erster und zweiter Instanz verurteilt, in

dritter jedoch freigesprochen, was nun dahin ausgelegt wurde, Hankas Fälschungen seien auch gerichtlich bestätigt worden. Hiemit wurde jedoch der wahre Sachverhalt der Öffentlichkeit entstellt geboten, denn der Oberste Gerichtshof, der zuvor das Gutachten des zu jener Zeit bedeutendsten Slavisten Franz Miklosich eingeholt haben soll, begründete damals (1860) seine Entscheidung (dem Sinne nach) folgend: „es sei durchaus keine Beleidigung, wenn jemand Hanka die Fähigkeit zumutet eine solche Geistesarbeit zuwegezubringen, da man ihn hiemit nur ehre". — Wer bei dieser geistreichen forensischen Satire als sachfällig anzusehen war, ist wohl kein Zweifel. —

Da sich aber diese Verdächtigungen und inbezug auf ihren Ursprung meist unkontrollierbaren Angriffe sonderbarerweise immer auf deutscher Seite erneuern, wo jede sachlich tiefere Orientierung über die Wahrheit fehlt, so wollen wir den Zweiflern noch drastischer und verständlicher kommen, als es die letzte Gerichtsinstanz tat, indem wir folgendes zur genauen Erwägung vorschlagen: wer da ernstlich glaubt, daß man in einer Sprache dichten könne, die niemandem bekannt ist, und wobei sich hernach herausstellt, daß sie einst doch so aussah und lautete; — wer da ernstlich glaubt, daß man eine Handlung poetisch bearbeiten könne, die man erdichtet hat, die sich aber 100 Jahre später doch als ein konkretes Geschehnis herausstellt, sowie auch in Zeit und Raum genau übereinstimmt; — wer da ernstlich glaubt, daß jemand dem Pergamente, der Farbe oder der Schrift künstlich ein Äußeres geben kann, oder vor 100 Jahren geben konnte, als die Chemie noch in Kinderschuhen war und was nur Jahrhunderte natürlich schaffen können, dem muß man auch zumuten, daß er ebenso gläubig noch an Hexenkünsten hängt, die bei Kühen rote Milch hervorzaubern, mit bösen Blicken Leibesschäden zufügen oder einen Besen zu Luftfahrten benützen können, denn das eine wie das andere sind Voraussetzungen, die jedem Naturgesetze widersprechen. — *Sapienti sat!*

Frage 3. H. Ing. Joh. Paš . . . Wien. Die Anregung nach Einführung einer diplomatischen Sprache für alle Slaven ist durchaus nicht neu. Unserer Ansicht nach dürfte dies jedoch keine Kunstsprache sein, die ja geradezu eine Verkümmerung und Mißhandlung des natürlichen Sprachgefühles sowie die Ertötung des Geistes der Sprache selbst bedeutet, sondern die einst gemeinsame, ungemein konzise altslavische Sprache. Dies erfordert aber noch bedeutende volkserziehliche Vorbereitungen für die allseitige Erkenntnis dieser Notwendigkeit und namentlich, eine fundamentale Orientierung

über das geschichtliche, kulturelle wie soziale Altslaventum. — Daß die Gründer des „Staroslovan" diese Mission als eines der ersten und wichtigsten Postulate erkannt haben, zeigt das bereits im ersten „Aufrufe" an den Tag gelegte Streben vor allem ein brauchbares Lehr-, Lese- und Nachschlagebuch zur Vorbereitung und Ermöglichung des altslavischen Sprachstudiums zu beschaffen. Die Verwirklichung der Idee selbst ist im Grunde genommen und bei gutem Willen eine leichte, denn erwägt man, daß so viele Slaven doch eine geistlose mechanische Kunstsprache (Esperanto, Ito) lernen, deren Elemente ihnen völlig fremd sind, und gerade das Slavische am wenigsten beachten, so werden sie des Altslavische umso leichter und begeisterter aufnehmen, nachdem sie in dessen Geiste doch schon seit dem ersten Lebenstage atmeten. — Man darf hiebei auch nicht vergessen, daß jede Majorität mit einer Stimme beginnt und daß jede große Idee immer vorerst als Utopie angesehen wird.

Frage 4. „Trap". Der Südslave, namentlich Slovene, nennt die trapezförmige Wagenschere (Zwiesel) am Vorderteile des Lastwagens „trap". Kommt dieser Begriff noch sonst wo in diesem oder verwandten Gebrauche vor, da darin die slavische Urform für „Trapez" verborgen zu sein scheint? Vereinzelt kommt auf deutschem Gebiete auch die Bezeichnung „Trappe" für spitzauslaufende Besitzgrenzen vor. J. T.

Frage 5. „Lapak" Bei vielen Städten und Märkten, die ehemals befestigt waren, wiederholt sich der lokale Name „lapak", der immer auf einen sich knapp außerhalb der einstigen Umfassungsmauer befindlichen Punkt deutet. Wo kommt diese Benennung noch vor und welche Charakteristik sowie Lage hat jenes Gebiet? J. T.

Frage 6. „Chlipa". — So lautet eine altböhmische Glosse in *„Mater verborum"*, die auch erst Hanka eingetragen haben soll, daher sie unter die 850 „falschen" Glossen gezählt wird. Genau so aber wie die übrigen nicht gefälscht sind, ist auch „chlipa" echt. Der Verfasser fügte erklärend zu: *„Salacia, dea paganorum maritima."* — „Salacia" galt den Römern als Meeresgöttin, d. i. als Göttin des günstigen Windes.

Daß jedoch das Wort slavisch ist, war bis heute unbekannt, und noch Palacký meinte, es decke sich dies mit dem deutschen Begriffe „Klippe". Und doch kennt und gebraucht der Slovene noch heute das Wort „hlip" (masc.) für: ruhiger, regelmäßiger Wind. — Man weiß bei jedem Hause, wo der „hlip" ist, und nennt einen Punkt

mit einer konstanten Luftbewegung oder die günstigste Stelle für eine Windmühle „na hlipu". Es ist daher auch sehr begründet, wenn Windmühlen oft gar nicht auf einer Höhe, sondern geradezu am Hange oder in der Sattelgegend stehen, weil man empirisch herausgefunden, daß dort der günstigste „hlip" ist.

Dem Slovenen ist also noch das Wort in der Urbedeutung bekannt, dem Böhmen ist es aber schon eine weibliche Personifikation des Windes, doch verfiel bisher augenscheinlich niemand auf die Bedeutung, und selbst Hanka nicht, der vermeintliche „Fälscher"! Wer hat also diese Glosse eingetragen? Doch nur jemand, der das slavische Wort kannte! — Kommt aber dieser Begriff nicht, wenigstens im Dialekte, auch irgendwo anders vor?

M. Ž.

Frage 7. — „Otava". — J. Ch. fragt an, ob „otava" (Grummet) mit dem böhmischen „zotaviti se" (sich erholen) sprachlich verwandt ist. —

Antwort. Gewiß, denn „otava" ist eben das nach dem Abmähen des ersten Graswuchses, des Heues, sich erneuernde, also sich erholende Gras, d. i. das Neugras. Diese Bildung setzt sich übrigens sprachorganisch auch noch konform weiter fort, denn der Kroate und Slovene benennt das Neugras, das sich wieder nach der Grummetmahd entwickelt und auf guten Wiesen abermals gemäht wird, „otavič" (zweites Grummet). Es handelt sich also hier um drei Generationen des Grases, und zeigt dies eine bewunderungswürdig natürliche wie logische Gedankenarbeit im Aufbaue der Volkssprache.

Frage 8. „Otrok". Derselbe Interessent wirft die Frage auf, weshalb der Böhme unter „otrok" den Sklaven, der Russe den Knaben (von 7 14 Jahren) oder Pagen, der Kroate den Diener, der Slovene das Kind versteht, und welche Motive diesen Wechsel in der Bedeutung herbeigeführt haben mögen. —

Antwort. Hier handelt es sich wohl nur um die sprachliche Fixierung der sozialen Stellung, d. i. der Unmündigkeit und Unselbständigkeit im allgemeinen, die hier doch in allen Fällen vorwaltet, denn die Bedeutung bewegt sich immer um das Zentrum des fehlenden persönlichen Selbstbestimmungsrechtes im guten wie bösen Sinne. Überdies scheint die Etymologie des Begriffes selbst: „ot rok", d. h. fern von Jahren, also: fern von der Volljährigkeit, die vorausgehende Erklärung zu bestätigen.

Frage 9. „Dovina". Es wurde wiederholt die Frage erörtert, weshalb die Fuldaer Annalen die Burg „Děvin" als „Dovina" bezeichnen.

Antwort. Der Chronist war wohl ein Wende oder Russe, sah „Djevin" in Runenschrift geschrieben und sprach dieses „je" in seiner Art als „jo" aus. Der Nichtrusse macht den umgekehrten Fehler; er sagt immer „Bérezina" und „Pótemkin", da er nicht weiß, daß das „e" hier ein „ë" also ein „jo" ist, daher diese Namen richtig als „Berjózina" und „Potjómkin" auszusprechen sind. Das „Wendische Runenalphabet" gibt übrigens hiezu die weitere Orientierung und zeigt, dass es sich bei „Dovina" durchaus um keinen Schreibfehler zu handeln braucht.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt: jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell später noch eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Topolovšek Joh., Die sprachliche Urverwandschaft der Indogermanen, Semiten und Indianer. — *Wien 1912, 8°, 132 S.* — *Kommissionsverlag H. Kirsch.* — *Preis* ?

Auf Grund der Vergleichung der Sprachwurzeln der indogermanischen, semitischen und Indianersprachen tritt der Verfasser mit dem äußerst überraschenden Resultate auf, daß derselbe Wortstamm überall dieselbe oder doch eine organisch verwandte Bedeutung habe, und dabei nahezu überall zur slavischen Urform und Grundbedeutung zurückführe. Das Schlußresultat ist demnach klar: es gibt keine isolierten Sprachen. Die sprachvergleichende Wissenschaft hat daher — abgesehen von ihren rein theoretischen Forschungszielen — auch ein eminent völkerpsychologisches Problem zu lösen. Ihr obliegt es, wie der Verfasser im Vorworte sagt, den Beweis zu erbringen, daß alle Sprachen auf einen Ursprung zurückgehen; ihrer harrt die schöne, weltbeglückende Aufgabe, der Menschheit zum Bewußtsein zu bringen, daß alle ihre Mitglieder von der grauen Vorzeit bis zur lichten Gegenwart ein brüderliches Band umschließt. —

Topolovšek kündigt unter Einem noch drei andere ähnliche Werke an; wir können sie alle nur begrüßen, denn je mehr Beweise, deste leichter und nachdrücklicher wird die Überzeugung.

Dr. J. Velić.

Žunkovič M., Die Handschriften von Grünberg und Königinhof, dann das Vyšehrad-Lied. — Die irrtümlich als moderne Fälschungen geltenden ältesten böhmischen Dichtungen. — Originaltextausgabe verdeutscht und erläutert. — Kremsier 1912, 8°, X und 146 S. mit 3 farbigen Schriftbeilagen und 7 Textillustrationen. Verlag H. Slovák, Kremsier. — Preis 4 K.

Wie schon der Titel orientiert, widerlegt der Verfasser nicht nur die Behauptungen, daß diese Handschriften gefälscht sein könnten, umsomehr, als sie noch nie gründlich studiert wurden, sondern er stellt zugleich fest, dass z. B. die Handschrift von Grünberg geradezu das älteste bekannte Schriftdenkmal aller Slaven sei. — Ist schon die wissenschaftlich vielseitige Beibringung des Echtheitsbeweises ein Ereignis für die Gelehrtenwelt und eine angenehme Überraschung für die böhmische Nation, so muss die geniale Übersetzung noch ganz besonders hervorgehoben werden, denn dadurch wurden die Dichtungen nicht nur dem Deutchen, sondern auch dem Slaven erst verständlich gemacht, weil viele Stellen des Originales erst durch die Übersetzung geklärt wurden. — Durch die formvollendete Übersetzung, welche die Worttreue aber zugleich auch den Wohlklang berücksichtigt, haben diese Dichtungen ausserordentlich gewonnen, da ihnen eine solche Pflege bisher mangelte. —

Das Dresdener „Salonblatt" vom 21. Dezember 1912 schreibt unter anderem folgendes darüber: „Žs. Polemik ist so einleuchtend, daß man ihm wohl wird recht geben müssen und es erscheint hiemit der Streit um diese ältesten Schriftdenkmäler slavischer Kultur zugunsten ihrer Echtheit entschieden. Noch verdienstvoller scheint uns die Übersetzung ins Deutsche, die den mährischen (!) Major als einen tiefsinnigen Interpreten zeigt, dem vor allem das sprachliche Material in einer Weise zu Gebote steht, wie den wenigsten selbst beruflichen Slavisten kaum vorher. Diese große sprachliche Sicherheit ist ein Grund mehr, dem Verfasser bei seinen Gründen für die Echtheit der Handschriften zu folgen, und sein Buch kann deshalb für die Slavistik eine grundlegende Bedeutung gewinnen." —

Es ist kein Zweifel, daß diese herrliche altböhmische Volkspoesie nun auch in andere Sprachen übertragen wird.

Dr. E. Wisinger.

Zavadil Jos. Dr., Velehrady Děvín a Nitra. (Die Großburgen Děvín und Neutra). — Kremsier 1912, Lex. 110 S. mit 3 Skizzen und 13 Textillustrationen. — Verlag H. Slovák in Kremsier. — Preis 1 K 50 h (mit der Post 1 K 70 h).

Ein Werk von doppeltem Verdienste! — Der Verfasser hat hiemit ein Musterbild einer topischen Monographie geschaffen und gezeigt, wie man unter Zuziehung und Verwertung einschlägiger Wissenszweige und Einhaltung eines objektiven Standpunktes eine historische Stätte zu beschreiben hat; er hofft aber auch hiemit zugleich, sozusagen sprachchirurgisch, dem Streite über die wahre Lage des „Velehrad" ein peremptorisches Ende gemacht und den ständigen Empfindlichkeiten in dieser Sache in allseits befriedigender Weise den Stachel abgebrochen zu haben.

Der Verfasser ist der Ansicht, daß „velehrad" im Prinzipe kein Eigen-, sondern nur ein Gattungsname ist; gewöhnliche Burgen nannte man „hrad", festere, größere, namentlich aber wichtigere „velehrad", ohne den eigentlichen Eigennamen beizufügen, sofern man in der Gegend eben bekannt war; traf letzteres nicht zu, so wurde auch der Eigenname beigefügt. „Velehrad" bedeutet demnach soviel wie das lateinische *„urbs, civitas"*; die Römer nannten sehr oft ihre Hauptstadt nur *„Urbs"*. Analog nannte der Umwohner von Preßburg die Burg „Děvín" kaum anders als „Velehrad"; die Fuldaer Annalen hingegen nennen Děvín: *„Dovina ineffabilis Rastizi munitio"*. Der Autor führt nun seine Gründe an, warum mit dieser Benennung *(„ineffabilis Rastizi munitio")* nur Děvín (Dovina) gemeint sein kann. — Ein Analogon bietet doch auch das heutige Leben; geht der Bauer in die ihm nächste Stadt, so antwortet er einem Bekannten: „ich gehe in die Stadt", einem Unbekannten: „ich gehe in die Stadt N". — So hat nun Mähren seinen kirchlichen, und das Großmährische Reich seinen weltlichen „velehrad", denn die Burg Rastislavs an der Donau kann unmöglich 140 *km* davon entfernt, als „an der Donau" gelegen bezeichnet worden sein.

Zavadils Arbeit zu kennen, kann jedermann, der böhmisch versteht, zum Nutzen gereichen, und demjenigen geradezu zur Vorlage dienen, der die Geschichte eines Ortes wissenschaftlich erschöpfend beschreiben will.

Für den Berufshistoriker wird es auch vom Interesse sein zu erfahren, in welcher Weise der Autor einzelne in der Geschichte des Großmährischen Reiches dunkelgebliebene Probleme aufzuhellen, bezw. zu lösen versucht. Hervorzuheben ist da vor allem die bisher von

von keinem Forscher genügend aufgeklärte Ursache des unseligen blutigen Zwistes unter den Söhnen Svatopluks. Er stellt vorerst fest, daß dieser nur zwei Söhne, Mojmír und Svatopluk hatte, von denen letzterer beim Tode des Vaters noch ein Kind war, und bestätigen dies auch die Fuldaer Annalen. Diese Söhne hatten jedoch verschiedene Mütter, da Svatopluk zuerst mit einer böhmischen Herzogstochter — vermutlich einer Schwester Bořivojs — nach deren Tode aber mit einer deutschen Prinzessin vermählt war. Mit der letzteren gelangte als deren Beichtvater der deutsche Priester Wiching an den mährischen Fürstenhof, woselbst er einen übermächtigen Einfluß gewann. Daß nun nach Svatopluks Tode die der Witwe und deren Sohne ergebene deutschfreundliche Partei in schroffen Gegensatz zu der von Mojmír repräsentierten slavischen Richtung kam und dieser Parteizwist bald in blutige Fehde ausartete, ergibt sich aus der damaligen politischen Situation mit logischer Konsequenz.

Es fragt sich aber nun noch, wie kommt der mährische „Velehrad", der tief im Tale liegt und gewiß nie ein Objekt von größerer Widerstandskraft gewesen sein konnte, zu diesem unlogischen Namen? — Der Verfasser gibt hierzu im VI. Abschnitte die Erklärung. Der heutige Ort Velehrad war es allerdings nicht, aber doch die Altstadt (Staré město) in der Nähe von Ung.-Hradisch an der March. Seine Ansichten gibt der Verfasser in bescheidener Weise als seine Hypothesen, durch welche die schwierige Aufgabe vielleicht doch befriedigend gelöst werden könne; er meint: Děvín an der Donau war Rastislavs bezw. Mojmírs „Velehrad", Neutra war Svatopluks „Velehrad". Nachdem aber der östliche Teil des Großmährischen Reiches unter den Söhnen Svatopluks an die Magyaren verloren gegangen und Děvín zerstört war, mußte Mojmír darauf bedacht sein, den übrigen Teil seines Reiches an der östlichen Grenze zu schützen, und gründete eine befestigte Stadt an der March. Wenn nun Altstadt (bei Ung.-Hradisch) etwa 100 Jahre früher gegründet worden ist, als es der Archäolog Červinka angibt, dann wäre alles erklärt.

Was aber die dem heutigen Wallfahrtsorte Velehrad seit Jahrhunderten zugeschriebene Cyrillo-Methodische Tradition betrifft, so erklärt der Verfasser den Ursprung derselben folgend: für eine erfolgreiche Missionsarbeit der Slavenapostel Cyrill und Method eignete sich unter Rastislav und Svatopluk eine gegen feindliche Überfälle mehr gesicherte Gegend in den damaligen Urwäldern um das heutige Osvětiman (zirka 15 *km* westlich Ung.-Hradisch), wo man noch heute die Überreste eines Klosters und einer Kirche sehen kann und wo Nachgrabungen ein sehr wertvolles archäologisches Material zu-

lage fördern dürften. Die Umwohner nennen diesen Ort „beim hl. Klemens“ („u sv. Klimenta“). Der Tradition nach waren die Reliquien des hl. Klemens hier bis zu jener Zeit aufbewahrt, als sie von Cyrill und Method übernommen wurden. Für die Umgebung war und ist vielfach dieser Ort noch jetzt ein Wallfahrtsort. — So bleibt nun dem heutigen Velehrad (in der Nähe von Altstadt, also einst auch ein „velehrad“) und Osvětiman seine Wichtigkeit und Ansehen gewahrt.

Von einem „Velehrad“ als Festung an der heutigen Stelle in Mähren kann aber so lange nicht gesprochen werden, bis der Spaten hiefür keine sichtbaren Beweise an den Tag bringt, denn die Grundmauern einer großen Verteidigungsanlage können auch nach einem Jahrtausend nicht spurlos aus der Erde verschwinden.

Möge das Werk Dr. Zavadils namentlich bei berufenen Fachmännern eine ihm gebührende Beachtung und Würdigung finden; es ist geeignet, den langwierigen Streit um die Lage der *„ineffabilis Rastizi munitio“*, des „velehrad“ des Großmährischen Reiches der Lösung endlich näher zu bringen. *Tolle lege!* —

Dr. Fr. Náběl ek.

Jahn H. E., Slavina. Eine wendische Sage. — Verlag R. Ecksteins Nachfolger, Berlin W. 37. — Preis 1 K 80 h.

Diese schöne epische Dichtung schildert die Kämpfe der Wenden (Obotriten) mit den Sachsen um das Jahr 1105. Die Hauptperson bildet hiebei Slavina, die jugendliche, schöngestaltete aber liebessüchtige Gattin des alternden Sachsenherzogs Kruko, die diesen unter Mitwirkung ihres Liebhabers ermorden läßt, um dessen Ehegenossin zu werden. — Die Sprache ist äußerst gewählt, die Handlung von tiefer, bewegt dramatischer Wirkung; namentlich fällt aber die gediegene Kenntnis der altslavischen Geschichte, Kultur und Mythologie sowie die volle Objektivität seitens des deutschen Dichters unter den heutigen Verhältnissen angenehm auf. — Dieses Epos würde es ehrlich verdienen auch in die slavischen Sprachen übertragen zu werden, und wäre überdies ein dankbarer Stoff für die Dramatisierung.

Dr. E. Wisinger.

An die Mitglieder und Freunde des »Staroslovan« !

Das vorliegende 1. Heft des „Staroslovan" orientiert nun jedermann, wie wir unsere gestellte Aufgabe auffassen und im großen zu lösen gedenken; nebstbei wurde diesmal die Wahl der Artikel derart getroffen, daß die wichtigsten wissenschaftlichen Themata gleich vom großzügigen Standpunkte beleuchtet erscheinen, um möglichst bald mit unseren Lesern wie Mitarbeitern in einen lebhaften Interessenkontakt und in eine ungezwungene Aussprache zu treten.

Daß wir einer allgemeinen fördernden Unterstützung seitens aller Mitglieder und Freunde benötigen, haben wir gleich eingangs ausgesprochen. Unser vorläufiges Anliegen besteht in folgendem:

a) wir bitten um Zusendung von Werken, Illustrationen, Skizzen u. drgl. von Runendenkmälern jeder Art, oder doch Mitteilungen, wo jemand etwas Einschlägiges gesehen. Es liegt nämlich noch viel Material unbeachtet oder unerkannt in Museen oder Bibliotheken, dann in schon vergessenen oder schwer zugänglichen Werken, die dem Einzelnen leicht entgehen;

b) wir bitten um leihweise, d. i. bis auf Widerruf erfolgende Überlassung von Lexikons welcher Sprache immer, namentlich sind uns die ältesten und ausführlichsten Ausgaben erwünscht. Besonders werden schon die Wörterbücher Miklosichs benötigt, um die Mitarbeiter am altslavischen Wörterbuche damit beteilen zu können, da diese Werke im Buchhandel bereits eine Seltenheit geworden sind;

c) wir bitten um die tunlichste Verbreitung unserer Publikationen, womit vor allem ausgedehnte wissenschaftliche Verbindungen angebahnt werden sollen, da die eigentliche Forschungsbasis vielfach kosmopolitische Vergleiche erfordert.

Die BIBLIOTHEK „STAROSLOVAN" will pro 1913 folgende Werke den Mitgliedern bieten:

I. BAND: „SLAVISCHE RUNENDENKMÄLER"; erscheint als Beilage eines jeden Heftes, 1—2 Bogen stark, ohne jede Nachzahlung;

II. BAND: „ETYMOLOGISCHES ORTSNAMENLEXIKON", das mit 1. Juli fertiggestellt sein dürfte. — Regiepreis für die Mitglieder: 3·20 K bei persönlicher Übernahme, 3·50 K im Postwege; für Nichtmitglieder und den Buchhandel 7 K. — Der bezügliche Prospekt, welcher über das Werk selbst näher orientieren soll, wird den Mitgliedern rechtzeitig zukommen.

REDAKTION „STAROSLOVAN".

Altslavische Münzen.

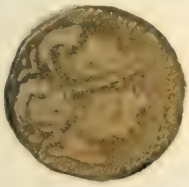


Fig. 1 a) (»en cekin«).

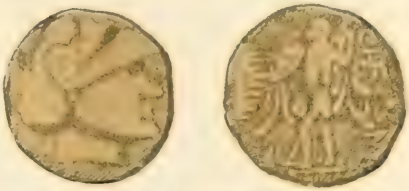


Fig. 1 b) (»en cekin«).

Fig. 1 c) (»en cekin«).

Fig. 5 (»biat«).

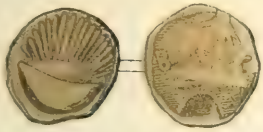


Fig. 6 (»biatec«).

Fig. 3 (»mienok«)

Fig. 4 („Rusov kouna«)

Fig. 2 (»kunic«).

Fig. 7 (»lita«).

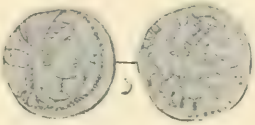


Fig. 8 (»litav«).

STAROSLOVAN

Heft 2.	Kremsier, am 15. Juni 1913.	I. Jahrgang.

M. Žunkovič:

Numismatische Etymologie.

Ein Beitrag zur altslavischen Münzkunde.

Das Gebiet des altslavischen Münzwesens liegt wissenschaftlich noch völlig brach da, denn bis vor kurzem wusste noch niemand etwas darüber, dass es eine beträchtliche Zahl altslavischer Münzen gebe, nachdem diejenigen, die den Schein von solchen boten, gleich als Falsifikate erklärt, diejenigen aber, die man als echt erkannt hat, nicht als slavisch agnosziert wurden. Viele hievon hat man nebstbei von allem Anfange an falsch gelesen oder interpretiert, und konnten, wenn man sie auch richtig gedeutet hätte, schon deshalb nicht als altslavisch angesehen werden, wenn auch alles dafür sprach, weil dies bei den gangbaren geschichtlichen Voraussetzungen, namentlich der Völkerwanderungshypothese, die Überzeugung nicht aufkommen liess. Überdies half man sich ohne viele Skrupel darüber hinweg, dass man Münzen, die sich in gar keine sprachliche oder ethnographische Gruppe einfügen liessen, als „barbarische" bezeichnete, ohne weiter nachzugrübeln, in welcher Relation diese münzprägenden „Barbaren" in bezug auf Sprache und Namen zu den bekannten alten oder modernen Völkern stehen.

Die in der Schule anerzogene allgemeine Voreingenommenheit, als hätten die Slaven in der weltgeschichtlichen Betätigung nie einen nennenswerten Kultureinfluss geübt, brachte es in natürlicher Folge mit sich, dass man daher auch bei diesen immer von neuem auftauchenden Kulturbelegen die Slaven, als dabei gar nicht in Betracht kommend, gleich ausser Kalkulation liess. Nebstbei konnte man einen reellen Beweis auch deshalb schwer erbringen, weil man den Text der Münzaufschriften gewöhnlich nicht verstand, ihn zumeist schon fehlerhaft las oder aber überhaupt nicht lesen konnte, daher auch die Etymologie nicht orientierend und helfend einzugreifen imstande war.

Der Verfasser befasste sich selbst zwar nie mit der Numismatik als Spezialwissenschaft, stiess aber auf den verschiedenen Forschungs-

gebieten fortgesetzt auf Münzen altslavischer Provenienz; es kann daher das Material für eine „Altslavische Münzkunde" durchaus nicht so arm und belanglos ausfallen, wenn man schon, nur so vorübergehend, derart zahlreiche und über allen Zweifel echte, konkrete Beweise so leicht findet. Freilich ist jetzt, seit man der Lesemöglichkeit der alten Schriften so nahe gekommen, die elementaren Hindernisse daher aus dem Wege geräumt sind, auch die Feststellung und Deutung eine unvergleichlich sicherere geworden.

„En cekin"-Münzen. — Eine der anscheinend ältesten slavischen Münzen dürften jene mit der Aufschrift „en cekin" (ein Dukaten) zu sein. Der erste offiziell bekannte Fund von Münzen dieser Art stammt vom Jahre 1796 von Bia, im ungarischen Komitate Fehér; derselbe bestand aus 600 römischen Denaren und 80 „barbarischen" Münzen. Letztere sind offenkundig die älteren und dürfte die ganze Sammlung etwa um das Jahr 50 n. Chr. vergraben worden sein, da die jüngste der römischen Münzen, die übrigens nur in einem Exemplare vorhanden war, sich als jene des Caligula (37—41) erweist.

Die Münze „en cekin" beschrieb zuerst C. Michael à Wiczai i. J. 1814, wie er sie im Museum „Hedervari" in Budapest gesehen. Er selbst bezeichnete sie als „barbarische", da ihm die Lesung der Aufschrift, bei aller Mühe, nicht gelingen wollte. — Im Jahre 1838 versuchte Franz Boczek in der Zeitschrift „Moravia" (Brünn) eine neue Lösung derselben und kam zu dem Resultate, dass dies „slavische Goldmünzen, wahrscheinlich aus der Zeit des grossmährischen Reiches" seien. Er entdeckte in der Schrift das Wort „pegnaze" (böhm. und poln. Geld) und nahm an, nachdem die Münzen den mazedonischen gleichen, dass sie durch Cyrill und Method nach Mähren gekommen seien, oder von diesen hier nach jenem Muster weitergeprägt wurden, sowie dass die griechischen Buchstaben darauf einen slavischen Text darstellen. Boczek vereinigte nun beide Schriftteile und erhielt daraus „pegnaze", wozu er allerdings eine Reparatur vorausgehen liess, indem er den Anlaut ⌐ um 90° nach rechts umlegte und so das erwünschte ⌐ erhielt. — R. Forrer (Jahrbuch der Gesell. für lothringische Geschichte usw., 1902) glaubt hingegen, es sei dies ein bedeutungsloses Monogramm. Wieder andere schrieben die Schrift dem rätorömischen Geschlechte Caecina zu, und sei auf der Münze der Name ihres Oberhauptes „Ciecinnos, Ciecinus" eingeprägt. Anderseits stellten jedoch Cohen und Babylon fest, dass es bis Ende des I. Jahrh. kein so vornehmes, für das römische Münzwesen massgebendes Geschlecht „Caecina" gegeben habe, son-

dern es sei eher „Caecilia" zu lesen, aus welchem Geschlechte ein römischer Münzmeister, namens Aulus Caecilius (um 189 v. Chr.) existiert habe usw., — durchwegs bestgemeinte Vermutungen, die phonetisch der Sache auch nahe kamen, aber jeder natürlichen oder motivierten Basis ferne stehen, denn die rätselhafte Inschrift ist kurz gesagt slavisch; sie lautet „en cekin", und ist bei Fig. 1 a) (siehe Tafel I) etwa als „en cekinj", bei Fig. 1 b) „en ciekinj", bei Fig. 1 c) „en cekin" zu lesen; die Schlusslaute sind in den dieser Arbeit vorliegenden Darstellungen recht undeutlich, daher entweder ungenau kopiert oder aber schon im Originale schwer leserlich.*)

Der Begriff „cekin" wird bei den Südslaven für die Bezeichnung einer Goldmünze allgemein gebraucht, ebenso nennt sie der Italiener „zechino", sowie auch der Deutsche früher häufig nach „Zechinen" rechnete. — Geht man nun der Etymologie des „cekin" weiter nach, so kommt man auf das slavische „sekati" (schlagen, hauen, hakken), daher auch italienisch „zecca" (Münzpräge), deutsch „Zeche" (= Bergbaugesellschaft), und benannte man einst jene aus Gold, — mag dies nun Berg- oder Waschgold gewesen sein —, zu Münzen geschlagenen Stücke (man sagt noch immer: Münzen schlagen) „sekin, cekin"; dass „c" und „s" in den slavischen Schriften oft wechseln, ist jedermann, der die slavischen Alphabete kennt, genügend bekannt. — Es hat daher auch keines dieser alten Münzexemplare dasselbe Gewicht, die gleiche Stärke, noch auch äusserlich eine konsequent gleiche Aufschrift, weil sie wohl einzeln und fallweise, je nach Einlauf des Goldmetalls, erzeugt wurden. — Eine solche Münze ist daher schon sprachlich nichts weiter als ein Stück geschlagenes Gold, also „ein Goldstück", und gibt es irgendwo eine Münze mit der Aufschrift „en cekin", die nicht aus Gold ist, dann ist diese eher als Falsifikat anzusehen.

Übrigens musste bei der Entzifferung gleich von vornherein der Umstand auffallen, dass auf jeder Münze das „en" getrennt steht und sich in einer anderen Leselage präsentiert, als das folgende „cekin".

Nun wird es auch leichter, den unsinnigen und widerlichen Streit beizulegen, den einige böhmische Professoren mit den 18 Goldmünzen des Böhmischen Landesmuseums vom Zaune gebrochen haben, wobei schliesslich wieder Wenzel Hanka als Falsifikator nur deshalb herhalten musste, weil sich die Verleumder weiter gar nicht

*) Trotz wiederholter Bemühungen konnte ich bisher leider weder eine solche Originalmünze käuflich erwerben noch auch leihweise zu Studienzwecken erhalten; ich konnte mich daher hiebei nur an vorgefundene Illustrationen halten.

umsahen, ob es nicht doch auch sonstwo oder gar viel früher bekannte Münzen dieser Art gab.

Man weiss aber, dass Hanka diese Goldmünzen von einem Taglöhner aus Třemošna (bei Leitomischl), auf welche letzterer beim Ausheben eines Baumstrunkes gestossen ist, für das Landesmuseum erwarb und diesbezüglich auch eine vielseitige Korrespondenz führte. Trotzdem warf man ihm vor, dass er mit dem Worte „pegnaze" einerseits beweisen wollte, dass die Böhmen schon in älterer Zeit eigene Münzen besassen, und dass er anderseits mit dem Namen „Rastica" einen heimischen Münzherrn herbeischaffen wollte, denn der grossmährische Fürst Rastislav (846—870) wird in den Fuldaer Annalen in jener Namensform angeführt. — Ob aber in den alten Geschichtsquellen der Name „Rastica" auch vorkommt, oder sich mit einem ähnlich klingenden Namen deckt, dies heute festzustellen dürfte seine Schwierigkeiten haben, weil die Namensform doch in Zeit und Gebrauch grossen Metamorphosen unterliegen kann. Demnach kann ein „Rastica" ebenso viele Jahrhunderte v. Chr. regiert haben und hat sonach auch regiert, und ein anderer gleichen Namens ebensoviel Jahrhunderte n. Chr., denn es gibt doch auch Regenten des Namens „Philipp", die im Altertum, Mittelalter wie in der Neuzeit regierten, und die doch niemand für identisch oder verwechselt hält.

Nun steht aber das Wort „pegnaze" dort überhaupt nicht, denn da müsste der Fälscher auf a l l e n Münzen die Matritze ⌐ konsequent verwechselt oder aus Versehen jedesmal auf die nämliche Seite verdreht haben, und solche „Druckfehler" wird auch ein prähistorischer Münzwardein nicht fortgesetzt gemacht haben.

Wir wissen aber eben auch, dass solche Münzen bereits i. J. 1796 bekannt waren; Hanka war damals 5 Jahre alt, also gewiss nicht der Fälscher d i e s e r Münzen. Wir haben sonach, falls jemand diejenigen des Landesmuseums in Prag durchaus nicht für echt halten will, doch viel ältere echte gleicher Art, und hiemit ist die moralische wie geschichtliche Integrität dieser Münzen klargestellt.*)

Ein weiterer Anhaltspunkt für das Alter der „cekin"-Münzen bietet auch die Figur neben der Inschrift „Rastica". (S. Fig. 1 c.) Es gibt nämlich mazedonische Münzen, welche dieselbe Gestalt darstellen, aber in unvergleichlich vorgeschrittener Ausführung; hingegen

*) In jüngster Zeit trat wieder Josef Smolik mit der Broschüre »Zlaté mince s domnělým opisem »Pegnaze« (»Goldmünzen mit der vermeintlichen Inschrift »Pegnaze«. — Prag 1906) erneuert mit dieser gewissenlosen Verdächtigung gegen Hanka auf, stellte aber hiemit nur seine eigene Unwissenheit als Numismatiker und als Custos der Münzsammlungen des Böhmischen Landesmuseums selbst ins Auslagefenster.

trägt die Schrift auf beiderlei Münzen denselben Charakter und dieselbe Technik (s. beigegebene Figur), woraus man mit grosser Berechtigung folgern darf, dass die mazedonische Münze eine bereits verfeinerte slavische, letztere daher als die ältere anzusehen ist. Wir haben es demnach hier mit einer altslavischen Münze zu tun, deren Erzeugung allen ihren Prämissen nach höchstwahrscheinlich in die Ära weit vor die christliche Zeitrechnung zu verlegen ist, und da die beiden mazedonischen Könige des Namens Antigonus, welcher Name doch auf dieser Münze ersichtlich ist, in der zweiten Hälfte des III. vorchristlichen Jahrhundertes regierten, kann die Prägungszeit der slavischen Münze wohl keine unter das Jahr 300 v. Chr. fallende sein.

Mazedonische Münze des Königs Antigonus.

„Kuna"-Münzen. — „Kuna, kouna, kona, kunica" bedeutet im Russischen eine Münze von grösserer oder kleinerer Werteinheit, u. zw. stets eine Silbermünze, im Gegenteile zur „en cekin"-Goldmünze.

Münzen dieser Art sind dem Verfasser bisher folgende bekannt geworden:

a) ein Silber-Brakteat*) (s. Fig. 2 der Tafel I) mit der Aufschrift „kunic";

b) eine vermutlich noch ältere Münze ist die in Fig. 3 abgebildete. Auf der Vorderseite steht: „mienok (oder „minnok") cunici", also „Wechsel-Kunica", d. h. Geldmünze; auf der Rückseite wieder „mienok" und ein weiteres schwer leserliches Wort, daher eine sichere Etymologie darüber nicht geboten werden kann.**) — Man glaubt, es sei dies eine Münze des litauischen Königs Mendog (1242—1263), doch sprechen die Umstände der Auffindung auf das Entschiedenste dagegen. Im Jahre 1826 fand nämlich ein Bauer nächst des Dorfes Ogrodników, Kreis Lida, russ. Gouvernement Vilna, drei Arten von Münzen, u. zw. jede in grösserer Zahl vereinigt, in der Erde. Die eine Art hatte keinerlei Aufschrift, scheint dem Wappenschilde nach litauisch zu sein und macht den Eindruck der ältesten Prägung

*) »Brakteate« nennt man jene Münzen, die, meist aus dünnem Gold- oder Silberblech, nur einen Stempel tragen; das Bild der Vorderseite repräsentiert sich auf der Rückseite daher nur als Negativum. —

**) Da nicht zu erfahren war, wo sich die Münze jetzt befindet, konnte auch keine neue photographische Reproduktion eingeholt werden. Sie ist in Th. Narbutts Werke »Dzieje starożytne narodu litewskiego«. — Wilna 1835 (Bd. I.) angeführt und so hier wiedergegeben.

von allen; die zweite Gruppe bilden römische Münzen des Antoninus Pius (138—168 n. Chr.); die dritte, d. i. die zuerst beschriebene, wäre sonach, wenn König Mendog als deren Münzherr anzusehen wäre, um 1110 Jahre jünger, was höchstunwahrscheinlich ist, denn es müssten da in einer Familie durch 33 Generationen nur Sparmeister gewesen sein, die aber trotzdem zum Schatze keine einzige Münze aus der grossen Interkalarzeit zuführten. Man kann daher mit grosser Berechtigung annehmen, dass jene Münze im II. oder III. Jahrhunderte n. Chr. in Russland kursierte.*)

c) „Rusov kouna". (S. Fig. 4.) Diese stammt aus der Zeit der russischen Fürstin Olga (945—969) und trägt das Bild derselben sowie jenes ihres Sohnes Svjatoslav. Die Münze befindet sich im Museum in Berlin.

„Biat"-Münzen. — Münzen mit der Aufschrift „biat" oder „biatec" werden sehr häufig gefunden und sind meist aus Gold oder doch vergoldetem Silber. Sie sind, wie die Fig. 5 und 6 zeigen, meist von unregelmässiger Form und von plumpem Aussehen; oben sind sie konkav und in dieser Mulde ist die erwähnte Aufschrift angebracht. Der Name selbst (biti, bijati = schlagen) sagt, dass es Münzen, also „Geschlagenes" sind, was nicht befremdend sein kann, da man ja heute noch immer vom „Schlagen" der Münzen spricht, und ist der Begriff „Münze" selbst desselben Ursprunges (lat. „munitus = fest, und „moneta, monetare" = prägen, schlagen). — Etwas seltener sind gleiche Münzen mit der Aufschrift „biat" in runischer Schrift. —

Die Numismatik kennt diese Münzen, namentlich wenn sie keinerlei Aufschrift oder dieselbe unerkannt in Runen tragen, als „Regenbogenschüsselchen", denn einer skurrilen Sage nach lasse sie der Regenbogen fallen. Die Slaven hingegen bezeichnen sie ziemlich allgemein als „knofliky" (Knöpfe), was sehr richtig ist, denn viele dieser Münzen haben rückwärts einen schiefen Einschnitt, in welchen Lederriemchen eingezogen und durch Rückbiegung des Metalles fixiert wurden. Die Münzen selbst sind seinerzeit zweifellos an Gewändern, Ledertaschen („torba"), an Zaum- und Sattelzeugen als Schmuck getragen worden, und werden Riemchenreste oft noch heute — namentlich in Russland — in der Einkerbung vorgefunden. Man trug eben auf diese Art sein Geld mit sich („viaticum"?), analog wie am Balkan und im Oriente auch das heiratsfähige Mädchen ihre ganze Mitgift in Münzen im Sonntagsstaate zur Schau trägt. — Desgleichen

*) Der Finder verkaufte den Gesamtfund einem jüdischen Goldschmiede; zum Glücke behielt sich dieser von jeder Prägungsgruppe 2 Stück zum Andenken; alles übrige schmolz er ein.

ist die bekannte Redensart, jemand habe alles bis auf den letzten „Knopf" vertrunken, noch bis vor kurzem wörtlich richtig gewesen, denn die Männer rissen sich nötigenfalls einen solchen Edelmetallknopf von ihrer Weste und warfen ihn hin an Zahlungs Statt.

Die Bezeichnung „knoflik, Knopf" für eine solche Münze scheint aber aus dem Grundworte „kona, kouna" hervorgegangen zu sein, denn es gibt zahlreiche burgundische (z. B. jene des Theodosius, 379—395) und merowingische Münzen (z. B. jene des Childebert II., 575—596), welche neben dem Regentennamen den Gattungsnamen der Münze als „conob, conop" eingeprägt zeigen.*) Die Wissenschaft erklärt sich diesen Satz dahin, dass dies eine Abkürzung sei, durch welchen die Ermächtigung des byzantinischen Kaisers ausgedrückt wurde, Münzen prägen zu dürfen. Auf welcher Quelle diese Auslegung beruht, ist nicht ersichtlich; augenscheinlich hat sie aber nicht die geringste Berechtigung. —

„Lita, Litav"-Münzen. — Solche Münzen wurden in verschiedenen Prägungen gefunden. Der Aufschrift nach sind es litauische Münzen (Fig. 7 und 8), denn die Darstellung des typischen litauischen Reiters, der den Bogen und Köcher führt, lässt schon darauf schliesen, dass hier nur ein skythischer Krieger gemeint sein kann, denn die Griechen, Römer oder Gallier werden stets mit Schwert, Schild oder Lanze bewaffnet abgebildet. Überdies deutet schon der Münzname selbst dies an, denn der Begriff „litav" bezw. „litun" diente im Litauischen wie Russischen für die Bezeichnung des Herumstreifenden, des Reiters der Grenzbewachung, sowie doch auch „lit" selbst sprachlich immer mit der Grenze im organischen Zusammenhange steht, wie z. B. das lateinische „litus" Ufer, Küste, Grenze; russ. „lif" = Taille, d. i. die Grenze des Ober- und Unterkörpers; das deutsche „Leithaus" (Grenzwirtshaus) heisst im Slavischen „litúž"; „Leitha", slav. „Litva" oder „Litava" bildet doch die österr.-ung. Staatengrenze usw. — Die „Lita"-Münze war sonach wohl auch die Grundeinheit für die Zollabgabe an der Grenze. —

Wie bereits angedeutet, möge dies alles nur als ein Beleg eines Nichtnumismatikers zur altslavischen Münzkunde angesehen werden, um hiemit zu überzeugen, dass es da eine grosse Menge Münzen slavischer Provenienz geben müsse, die noch unbekannt oder unerkannt in Sammlungen und Museen erliegen. Dass aber gerade die in den nördlicheren Ländern Europas gefundenen Münzen slavisch

*) Solche »knofliky« Münzen werden auch noch heute häufig ausgegraben und haben einen Goldmetallwert von cirka 30 K. — In Mähren werden derlei Münzen immer wieder am Hradek (Wisowitz), dann bei Misliowitz (Prossnitz) gefunden.

sind und je ältere Funde gemacht werden, umso slavischer sein müssen, geht mit logischer Konsequenz schon daraus hervor, dass diese Länder einst ausschliesslich von Slaven bewohnt waren, es können sonach die heimischen Münzen nur von slavischen Prägeherren stammen.*)

Für jeden Fall erhält der präsumtive Verfasser einer „Altslavischen Münzkunde" hiemit sehr willkommene Winke und dürfte die weitere Aufklärungsarbeit auf diesem so arg vernachlässigten Gebiete noch zahlreiche brauchbare sowie die Überzeugung bestärkende Beiträge über die wirklichen Kulturverhältnisse der Altslaven zuführen. — Noch zahlreicher sind altslavische Münzen mit Runenaufschriften; diese werden jedoch im Werke „Slavische Runendenkmäler" näher beschrieben, so weit sie eben schon sprachlich verlässlich geklärt sind. Es ist aber auch kein Zweifel, dass es in den öffentlichen sowie privaten Sammlungen noch zahlreiche Münzen gibt, die altslavischen Ursprungs sind, aber als solche bis heute wissenschaftlich noch nicht erkannt wurden, weil die Existenz von solchen bisher überhaupt nicht zur Sprache kam. —

M. Žunkovič:

»Odrin« oder »Adrianopel«?

In den verwichenen Monaten hatte jedermann Gelegenheit die abermals eine besondere kriegsgeschichtliche Rolle spielende Stadt Adrianopel je nach der angewendeten Sprache in den verschiedensten Namensformen zu lesen, ohne dass man sich eine Rechenschaft legte, welcher Name eigentlich der berechtigte, d. i. ursprüngliche oder historische, daher auch zutreffendste ist. Nachdem auch der Verfasser mehrfach aufgefordert wurde, in diesen onomastischen Wirrwarr eine wissenschaftliche Klärung oder Orientierung zu bringen, soll dies nun auch nachfolgend geschehen.

Es besteht nämlich nicht der geringste Zweifel, dass der einzig richtige und historische Name der genannten Stadt „Odrin" lautet, da er auch der natürliche ist, und sind alle sonstigen Varianten nichts weiter als künstliche Nachbildungen.

*) Die älteste bekannte deutsche Münzaufschrift stammt erst ungefähr aus dem Jahre 1170 vom Markgrafen Otto von Brandenburg (»marcgrave Otto«). Dessen Zeitgenosse und Nachbar, der Wendenfürst Jakša von Köpenik gab aber zu jener Zeit noch immer seinen Münzen die slavische Aufschrift: »Jakza coptnik cne« (knez). —

In etymologischer Hinsicht lässt sich folgendes feststellen: das Grundwort ist „drin", das im Altslavischen Grenze, wie heute noch im Russischen Schutzdach, Wachhütte (an der Grenze) bedeutet. Die vielen „Drin"-Namen für Flüsse (wie auch Ortschaften) auf dem Balkan besagen also, dass diese eine Grenze bildeten, die bewacht wurde. „Odrin" ist ein solcher Zentralpunkt, wo sich eben mehrere „drin" vereinigen, denn das Präfix „o" deutet im Slavischen immer auf eine Umschliessung, kreisförmige Umgrenzung, also auf eine Zentrale von Grenzpunkten, wie gerade hier, wo mehrere Flüsse, sonach natürliche Grenzen, zusammenstossen. Überdies versteht der Slave unter „oder" heute noch: Lager, dann Bühne, d. i. der erhöhte, nur gegen die eine Seite offene Platz. — Am Zusammenflusse der Marica, Arda (richtig „Varda") und Tundža, deren Etymologie doch wieder diese Ansicht bestärkt („mar" Grenze, „var" Schutzpunkt, „tun, tin" Umzäumung), war sonach schon in den vorgeschichtlichen Zeiten eine grössere zentrale Verteidigungsanlage, umsomehr als sich hier auch auf natürliche Weise ein bedeutender Strassenknotenpunkt ergeben musste.

Die Meinung, dass die Stadt vom römischen Kaiser Hadrian (Adrian) erbaut wurde, ist daher eine völlig irrige, denn dieser Name wurde im Drange der Erklärungssucht lediglich an den gleichklingenden Namen „Odrin" genau so angepasst, wie die Osmanen später die Stadt als „Edrene" und „Edirne" unter dem Eindrucke des vorgefundenen „Odrin" benannten. — Die Namen „Adrianopel" der Deutschen, „Adrijanopol" der Russen, „Drinopol" der Böhmen haben sonach alle „Odrin" zur Grundlage, sind daher in dieser Form weder originell noch berechtigt, und ist das Suffix „pol" (griech. „polis" Stadt) wohl nur ein verkehrsgebräuchlicher Zusatz aus der Zeit des griechischen Einflusses.

Der einzig richtige Name für „Adrianopel" ist daher „Odrin", und liegt für die Nordslaven nicht die geringste Berechtigung vor, diesen bei allen Südslaven gebräuchlichen Namen willkürlich zu ändern oder dessen griechische Form vorzuziehen. Diese entschiedene Behauptung ist aber nicht nur sprachlich sondern auch geschichtlich begründet, denn es ist doch bekannt, dass die alte thrazische Völkerschaft, die an den Ufern der Marica, Tundža und Ergene wohnte, auch „Odrici" hiess, und vereinigte deren König Teres doch schon im V. Jahrhunderte v. Chr. das ganze thrazische Binnenland der „Odrici" zu einem starken Reiche, dessen Zentrale eben „Odrin" war.

Es kann bei dieser Gelegenheit daher nur der gute Rat gegeben werden, es mögen wenigstens die Slaven ausschliesslich und allge-

mein den historischen und altslavischen Namen „Odrin“ anwenden, denn diese krankhafte und auch schon die Slaven ansteckende Sucht immer neue Formen für Ortsnamen zu konstruieren, hat bei den Slaven schon gar keine Berechtigung, da die Ortsnamen ohnehin fast durchwegs altslavischen Ursprunges sind, daher selbstredend schon einmal allen in derselben Form angehörten. Es sollen daher Schule, Forschung wie praktische Vernunft energisch dagegen arbeiten, dass diese Geschmacklosigkeiten in der Verballhornung der topischen Namen nicht auch bei den Slaven Eingang finden, denn ganz abgesehen von sonstigen Schwerfälligkeiten, die sich daraus ergeben, hat die slavische Jugend heute doch viel Wichtigeres zu lernen, als ein Dutzend läppischer Namensvarianten für ein und denselben Ort.*)

Slavische Geschichtsquellen.

I. L. A. Gebhardis Vorrede zur »Geschichte aller Wendisch-Slavischen Staaten«.

Erläutert von Dr. A. Kovačić.

(Schluss.)

Die verschiedenen Jazygen und Sarmaten erloschen nebst den freien Sarmaten am Berge Matra, die an dem gotischen Kriege keinen Anteil genommen hatten, in kurzer Zeit, und die letzten Sarmaten, die in zuverlässigen Annalen erscheinen, sind diejenigen Sarmaten, welchen der Kaiser das Schloss Castra Martis in der Bulgarei eingeräumt hatte (s. meine „Geschichte des Reiches Hungarn“ I. T. S. 231) und die ihm im Jahre 465 Singidon auf kurze Zeit entrissen. Von ihrer Sprache weiss man nichts, und von auszeichnenden Sitten sehr wenig.

*) Vor kurzer Zeit wurde z. B. offiziell festgelegt, daß ein Ort in Böhmen deutsch »Ossegg« und böhmisch »Osek« zu lauten habe. Wieso von Amts wegen solche Namens-Monstra geschaffen werden können, ist für jeden objektiv Denkenden ein Rätsel, denn der Deutsche kann doch auch das slavische Wort »Osek« gleichlautend aussprechen, und »Osseg« bedeutet auch in dieser Form für den Deutschen noch immer nichts etymologisch Orientierendes. Und weshalb soll der Ortsname nicht seine Genesis und Urbedeutung offen zur Schau tragen! — In Böhmen heißt z. B. der Ort »Nemanice« deutsch »Wassersuppen«; was ist nun mit diesem komischen Worte sonst erreicht, als daß die Bewohner von den Nachbarn deshalb gehänselt werden! Die deutsche Form ist nämlich wieder aus

Der Herr D. Anton leugnet, dass jemals eine Nation vorhanden gewesen sei, die sich selbst Sarmaten genannt habe („Erste Linien eines Versuches über der alten Slaven Ursprung" S. 5) und Müller behauptet, dass es keine sarmatische Sprache gegeben haben könne („Abhandl. von den Völkern, welche in Russland gewohnt haben" in H. Oberkonsist. Büschings Magazine XVI. B. S. 289). Jenem könnte man entgegensetzen, dass die Römer einen Bezirk *Provincia Sarmatica,* und einen Ort *Colonia Sarmatica* (Sarmiz in Dazien), nach dem Volke, aus welchem sie selbige errichteten, benannten, wenn die Inschriften, in welchen diese Namen stehen, nur allen Zweifeln gegen die Richtigkeit ihrer Erklärung und gegen ihre Zuverlässigkeit (meine „Geschichte des Reiches Hungarn", I. T., S. 101 usw.) völlig entrissen wären. Die meisten heutigen Geschichtsschreiber, und unter diesen Gercken, Gatterer, Dobner und Jordan, vorzüglich aber unter den älteren Cromerus *„De origine Polonorum (Edit. 3. 1568. L. I., c. 7)* und Cluver *(Germ. antiqua L. III., p. 188)* halten die Sarmaten für wahre Wenden und Slaven, und unterstützen ihre Mutmassung mit folgenden Gründen: 1. Paulus Diaconus, Svidas, Adamus von Bremen, Helmoldus und alle böhmischen wie polnischen Chronikenschreiber versichern, dass die Sarmaten die neueren Slaven sind, aber diese Männer sind viel zu neu, als dass sie in dieser Sache zeugen könnten; 2. die *Tabula Peutingeriana,* welche zwischen den Jahren 276 und 282 verfertigt ist (de Jordan T. II., Pars III., p. 187) setzt in die Moldau *Sarmatas Venados;* aber v. Meermann hat im T. II *„Anthologiae veter. lat. epigrammatum ad Epigr. 115. v. 12 Ponticae"* bewiesen, dass diese Tafel erst im IX. Jahrhunderte von einem unwissenden Mönche gemacht ist, abgesehen davon, dass in der Tafel Sarmaten und Venaden, als zwei benachbarte Völker, nicht aber als ein zweinamiges Volk verzeichnet zu sein scheinen; 3. die alten Geschichtsschreiber Jornandes und Procopius verwechseln öfters die Slaven und Sarmaten, also waren beide eine Nation, aber Procopius gibt, gleich dem Jornandes, da, wo er absichtlich von den Wenden und Slaven redet, zu verstehen, dass diese ein ganz besonders bisher unbekannt geblie-

dem lokalen »vas župa«, d. i. »Dorf Župa« entstanden, da dort vermutlich der »župan« mehrerer Gemeinden einst seinen Sitz hatte. Der volle slavische Name des Ortes war also: »vas župa Nemanice«, also »Nemanice, der Župan-Sitz«, wonach die Slaven den tatsächlichen Eigennamen behielten, die Deutschen hingegen nur den Gattungsnamen ihrer Sprache anpaßten, weil wahrscheinlich zur Zeit der Germanisierung die Bewohner den wirklichen Eigennamen weniger gebrauchten. — Da aber im Namen eines jeden Ortes zugleich die älteste Geschichte der Ansiedlung geborgen ist, sollte da schon die Wissenschaft gegen diese sprachvandalische Entstellung der lokalen Urgeschichte endlich ernstlich entgegenzuarbeiten beginnen, wenn sich die Gemeindevertretungen selbst darum nicht kümmern.

benes Volk seien, und kannte doch die Sarmaten und Jazygen sehr wohl, zum Beweise, dass sie diesen an Sitten, Sprache und anderen Merkzeichen ungleich gewesen sein müssen; 4. Ptolemäus (*Geographia C. 5. Tabule Sarmatiae)* lehrt, dass zu seiner Zeit die Wenden die grösste Nation in Sarmatia gewesen sind; allein abgesehen davon, dass die Römer alles ihnen unbekannte Land jenseits dem dezebalischen Dazien Sarmatien nannten, und daher irrig die Wenden zu den Sarmaten zählen konnten, so sagt Ptolemäus nur dieses, dass die Wenden zu seiner Zeit vieles vom Lande der alten Sarmater besessen haben, ohne dabei vorauszusetzen, dass ein solcher Besitz sich nicht auf Waffen oder andere zufällige Ursachen, sondern auf Erbschaft gründen müsse; 5. Plinius ordnet *(Hist. nat. IV. 13)* die Sarmaten und Wenden zusammen, (*Cluver, Germ. ant. L. III. p. 188),* woraus die Folge gezogen werden muss, dass sie Stammvetter gewesen sind. Aber diese Schlussfolge wird nicht jeder Kritiker zugeben, auch zeigt Plinius durch den Ausdruck: *quidam haec habitari ad Vistulam usque fluvium a Sarmatis, Venedis, Scyris, Hirris tradunt,*)* dass er nur ein Gerüchte, nicht aber eine gewisse Wahrheit aufgezeichnet habe; 6. die Wenden redeten nicht die teutsche, sondern die sarmatische Sprache. *(Cluver l. c.)* Aber man kennt die sarmatische Sprache nicht und findet auch nichts bei solchen alten Schriftstellern, die die Sarmaten und Wenden persönlich gekannt haben, was diese Annahme bestätigt; 7. im grossen asiatischen Sarmatien waren, nach des Ptolemäus Berichte, die Serbier und die Modoci. *(Cromerus C. 7.)* Jene sind aller Wenden und diese der Moscowiter Stammväter (nach Cromers Hypothese), folglich müssen die Wenden und Slaven Sarmater sein; endlich 8. die Anten waren Wenden, und erscheinen nach dem Jahre 319 da, wo bisher immer Sarmaten sich aufgehalten hatten *(de Jordan I. p. 30)*; ebenso fand man zu des Jornandes Zeit überall, wo Ptolemäus Sarmaten antraf, Slaven und Wenden *(de Jordan* und *Cromerus)*; die Geschichtsbücher melden nicht, dass die Wenden die Sarmater angegriffen und vertrieben haben, demnach müssen die Sarmater nur ihren Namen geändert, und sich Slaven, Wenden und Anten genannt haben. Dieser Hypothese steht entgegen, dass erstens die römischen Schriftsteller nichts von den Begebenheiten der Völker jenseits der Donau wissen konnten, so lange diese nicht auf römische Untertanen wirkten, und dass daher ihr Stillschweigen nichts für oder gegen den angeführten Satz entscheidet; zweitens, dass die Geschichte von vielen solchen Völkerwanderungen Nachricht gibt,

*) D. h.: Einige behaupten, dass dieses (bezieht sich auf Eningia, welchen Namen Plinius für Finland gebraucht) bis zum Weichselflusse von Sarmaten, Venedern, Scyren und Hirren bewohnt wird.

welche Einöden veranlassten, die von den Wenden besetzt wurden; drittens, dass es unbegreiflich ist, wie den Römern der Name Slave hätte unbekannt bleiben können, wenn ein sarmatischer Stamm diesen geführt hätte, da sie nicht nur viele Sarmaten bekriegt, auch sich unterwürfig gemacht hatten, sondern auch Sarmater aller Arten in ihren Legionen dienten, oder als Knechte in ihren Häusern sich aufhielten; und viertens, dass keine so sehr freie, ausgearbeitete und in mancherlei Stämme geteilte Nation den Gedanken haben und ausführen kann, plötzlich alle seine Stammnamen nebst dem allgemeinen Volksnamen abzulegen und dafür einen neuen anzunehmen. Müller (in Büschings Mag. XVI. Bd.) sucht zwar diesem Einwurfe dadurch zu begegnen, dass er annimmt, dass einige sarmatische Völker von slavischer Herkunft gewesen wären, und nun die übrigen Sarmaten überwältigt und dadurch ihren älteren Namen wieder erweckt und herrschend gemacht hätten, allein alsdann konnten die Sarmater nicht die Stammväter der Wenden sein. Cluver und einige andere, die ihm folgen, bedienen sich noch eines neunten Grundes, und halten sich an diejenigen sarmatischen Merkzeichen, die Tacitus, um seinem Ausspruche, dass die Wenden keine Sarmaten wären, ein Gewicht zu geben, anführt, nicht um ihm beizutreten, sondern um ihn zu widerlegen. Denn wenn Tacitus sagt, die Wenden sind stets zu Fusse, haben Häuser und kurze Kleider, und gebrauchen Schilde, da im Gegenteil die Sarmaten niemals vom Pferde oder Wagen kommen, sich in lange Kleider hüllen und alle Verteidigungswaffen verachten, so versetzen sie: aber die Polen, welche Wenden sind, tragen lange Kleider und fechten nur zu Pferde, und müssen demnach Sarmater sein, ohne zu erwägen, dass die polnische lange Kleidung dem sarmatischen Gewande unähnlich, und wahrscheinlich von den Polen selbst erfunden und neu ist, und dass die Vorliebe der Polen für das Reiten sich auch bei anderen Nationen findet, die auf keine Weise mit den Sarmaten in Verbindung gebracht werden können, aber, gleich den Polen, ein Land besitzen, welches den Streifzügen benachbarter räuberischer Nationen stets offen steht, und nur von wohlberittenen und leichtbewaffneten Reitern geschützt werden kann.

Cromerus (l. c. Kap. g. p. 19 und 24) webt aus dem, was ihm als höchst wahrscheinlich vorkam, nicht aber als wahr erwiesen werden kann, nach der Weise seiner schriftstellerischen Zeitgenossen, folgende Legende zusammen: Sems Sohn, Jectan, zeugte Asarmot, den Stammvater der Sarmaten. Spätere Nachkommen Asarmots, nämlich die Wenden, verbreiteten sich von Asien aus über alle Gegenden des neueuropäischen Russland und Polens, wurden von ihren alten

Nachbarn, und durch deren Veranlassung auch von den Griechen, die Kinder Sarmat geheissen, legten sich aber selbst den Namen der Wenden bei, dessen Bedeutung unbekannt ist. Ein Zweig der Wenden drängte sich kurz vor des Tacitus Zeit in Germanien und Wandalien hinein, und behielt zwar seinen Namen, allein nicht seine Sitten, sondern lebte und kleidete sich nach teutscher Weise. Viele Wenden hingen sich an die teutschen Völker, die in Griechenland einbrachen, und diese vertauschten jenseits der Donau den wendischen alten Namen mit dem slavischen neuerfundenen, der vielleicht von einem ihrer Heerführer Slavinus Rumunensis herrührt. Hiermit kann zwar nicht das bestehen, was die böhmischen Chronisten behaupten, dass nämlich ihr Reichsarchiv eine Urkunde des Weltbezwingers Alexanders des Grossen besitze, wodurch dieser den Slaven alles Land vom Norden bis an Italien schenke; allein dieses Märchen verdient keine Widerlegung.

21. Die Jazygen zwischen der Teys und Donau. (Herr Hofr. Gatterer, Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, S. 954. Herr D. Anton, *p. 7. de Jordan de Orig. Slav. T. I. p. 130.)* Dieser sarmatische Stamm soll dasjenige Volk sein, das den Römern unter dem Namen Slaven bekannt war, weil die Slaven da zum Vorschein kamen, wo bisher die Sarmaten gewesen waren, nämlich nördlich an der Donau, und weil fast in allen slavischen Dialekten „jazyk" die Zunge, also auch die Sprache andeutet. Unter den mannigfachen Ableitungen des Namens Slav findet sich auch eine von „slovo", das Wort. Folglich ist Slav und Jazyge ein einiger Volksname, und bedeutet ein redendes Volk. Herr D. Anton hält aus diesem Grunde auch die donischen Jazygen nebst den Budinern, Udinen und Amazonen für Slaven; Herr Hofrat Gatterer aber vermutet, dass diese asiatischen Jazygen unter dem Namen der Anten verborgen liegen. Gegen diese Mutmassungen spricht jedoch alles das, was gegen die Ableitung der Wenden von den Sarmaten angeführt wurde, besonders, dass die Jazygen und Slaven nebeneinander an der Donau wohnten, und beide den dermaligen Geschichtsschreibern zu Gesichte kamen, die sie als solche Völker anführen, die nichts Gemeinsames weder in Sitten noch in der Sprache hatten. Dann ist auch ein jeder auf Wortforschung gegründeter Beweis zu unsicher, als dass man darauf Rücksicht nehmen könnte. Abgesehen davon, dass gerade im Lande der ungarischen Jazygen lange nach ihrer Vertilgung ein neues asiatisches Volk, nämlich die Cumaner, den Namen „jazyg" zufälliger Weise erlangt hat, u. zw. ohne Rücksicht auf jene Jazygen, bloss weil sie Bogenschützen waren und „jazyg" in der ungarischen Sprache einen Bogenschützen andeutete (meine „Geschichte des Reiches

Hungarn, I. T., S. 480 F). Auch ist es zu viel gefordert, wenn man bei jener Abteilung verlangt, dass die slavische Sprache als eine solche Sprache betrachtet werden sollte, welche die Jazygen geredet haben, bloss weil ein jazygischer Name sich aus selbiger mit einem Begriffe versehen lässt, dessen Dasein durch keine anderen Angaben erwiesen werden kann.

22. Die Teutschen. Da Tacitus die Wenden, welche die Stammväter der Slaven waren, den Teutschen zuzählt, so scheint er selbige für einen teutschen, nur etwas ausgearteten Stamm gehalten zu haben. Die heutigen Ungarn nennen ihre Slaven und Wenden das Volk Tot (tót ember), und einige Gelehrte erklären das Wort Tot durch Teutsch, und ziehen daraus die Folge, dass die ältesten Slaven Teutsche gewesen sind *(Acta Societatis, Jablonovianae, Lips. 1772, p. 197)*. Allein andere behaupten, dass das Wort Tod oder Tud in alter ungarischer Sprache einen Hügel angedeutet habe, und also den Namen Kroate übersetze. Kranz (Wandalia) erzählt, auf Glauben des unterschobenen Berosus, dass Noas ältester Sohn Tuisco, von dem die Teutschen abstammen sollen, einen Sohn Vandalus gezeugt habe, und dessen Nachkommenschaft im Norden den Namen der Wandalen, und im Süden später den Namen der Slaven angenommen habe. Diese Erdichtung schmückte sein Zeitverwandter, der mecklenburgische Kanzler Nikolaus Marschalck, 1507 mit mehreren Fabeln aus *(de Westphalen Mon. inedit. rerum Cimbricarum T. I, p. 198* und *T. II, p. 1507)**) — Simonius, ein jüngerer Mecklenburger, veränderte sie ein wenig, und behauptete, dass die mecklenburgischen Wenden erst i. J. 500 aus den Slaven und Wandalen entstanden wären *(Vandalia in: de Westphalen Mon. T. I, p. 1542)*. Allein Bernhard Latomus *(Genealochronicon Megapolitanum in: de Westphalen Mon. T. IV, p. 9, 11 ff)*, welcher 1610 schrieb, übertraf alle seine Vorgänger an Dreistigkeit und dichtete eine andere Geschichte, die man lange nachher als wahr ihm nacherzählte, obgleich schon Micrälius, der sein Zeitgenosse war, *(de Westphalen III, p. 1911)* erwies, dass selbige eine Fabel sei und

*) Es ist auffallend, daß die Traditionen der Genesis der Slaven fortgesetzt knapp bis an den Beginn der Menschheitgeschichte — natürlich im Biblischen Sinne genommen — führen. Es mögen diese immerhin durch ununterbrochene Überlieferungen in der Hauptsache begründet sein, aber Beweiskräftiges kann da nur die allgemeine Sprechforschung bringen, denn unsere Sprache ist auch unsere Urgeschichte. — Die volksgeschichtlichen Ursprungssagen hingegen gehören schon einem reiferen Völkeralter an, also einer Zeit, wo man sich bereits von der eigenen verdunkelten Vergangenheit Rechenschaft legen wollte, hiebei aber im Gegenteile, mangels der Fähigkeit die Wahrheit wissenschaftlich zu erfassen, den Wahrheitskern durch die phantastischesten Spekulationen unbewußt trübte.

Helden und Tatsachen anführe, die sich nicht in Mecklenburg, sondern in Asien und Illyrien gezeigt und ereignet hätten. Die Geschichte des Latomus lautet also: Zur Zeit der Zerstörung Trojas wanderten die Wandalen nach Paphlagonien, nannten sich darauf Henetos, und sandten nicht nur eine Kolonie unter Antenor nach Venedig, sondern auch einige andere Volkshaufen nach Griechenland. Die griechischen Wandalen entwichen vor Xerxes Waffen nach Thrazien, setzten sich bei Abdera, und wurden daher Abderiten (Obotriten) genannt. Anthyrius, einer ihrer späteren Könige, war ein genauer Freund des mazedonischen Königs Alexander d. Gr. und des schwedischen Kronprinzen Barvan, den er an Alexanders Hofe kennen lernte. Da ihn nach Alexanders Tode Cassander von Abdera vertrieb, so schiffte er mit allen abderischen Wandalen unter einer Flagge, auf welcher der Kopf Alexanders Bucephalus gemalt war, und die nachher in Mekklenburg zum Wappen gebraucht wurde, erst nach Wallis, dann nach Mona, und endlich zum Barvan nach Schweden, nachdem er der Provinz Wallis den Namen Venedotia beigelegt hatte. Andere Wandalen, die Cassander gleichfalls verscheuchte, kamen zu Lande nach Sarmatien und Thule, und stiessen zu Anthyrius. Inzwischen hatte Barvan dem Anthyrius seine Schwester zur Gemahlin und einige wüste Inseln zur Bewohnung gegeben. Allein Anthyrius konnte sich mit diesen nicht begnügen, sondern nahm Mecklenburg in Besitz, baute Städte nach griechischer Weise, gab selbigen griechische Namen, z. B. Megalopolis (Mecklenburg) und Bucephalca (Bukow), und eroberte und stiftete für seine Söhne 13 Königreiche und 24 Fürstentümer. Endlich erbte er auch Schweden, Finland und Sarmatien, und sandte seinen Stammvettern, den Venetianern, die Cimbern gegen Marius zu Hilfe. Seine Nachfolger liessen die Heruler, Wandalen und Burgundionen nach Italien ziehen, und da dadurch ihr Land entvölkert wurde, kamen sarmatische Wenden nach Mecklenburg und veranlassten die Entstehung der Slaven oder einer neuen deutschsarmatischen Völkerschaft. — So weit Latomus!

Marschalck, der den Anthyrius zuerst auf den Schauplatz gebracht hat, gab selbigem einen Heruler zum Vater, eine Amazonin zur Mutter, und die Gegend zwischen dem Don und dem Krim zum Vaterlande. Auch behauptete er, dass dieser Abenteuerer gleich in die Elbe geschifft sei, die Wenden, Windilos oder Wandalen vertrieben und darauf den wendisch-teutschen Staat Mecklenburg errichtet habe. Übrigens hielt schon Helmoldus im XII. Jahrhunderte die Wenden für Wandalen, nicht nur, wie es scheint, weil zwischen den zwei Wörtern Wandalus und Winulus eine Ähnlichkeit ist, sondern auch weil die Wenden in neuerer Zeit da herrschten, wo in älteren Zeiten

die Wandalen wohnten. Kranz glaubte, dass das Teutsche, was in Polen und Böhmen seinerzeit stark geredet wurde, aber erst in neuerer Zeit durch teutsche Herren und Geistliche hineingebracht worden war, unwidersprechlich beweise, dass die wendische Nation teutscher Abkunft sei. Allein schon Cromerus, der seine Nation für keine Wandalen gehalten wissen wollte, hat ihn und andere, die ihm beistimmten, sehr umständlich widerlegt *(de Orig. Polonor. L. I. C. 5. et 6.)*. Dubravius, der 1553 starb, lehrte, die Slaven wären erst nach Besetzung des von den Vandalen verlassenen nördlichen Teutschlands mächtig geworden, und hätten darauf nicht nur den Namen der Wenden oder Wandalen angenommen, sondern auch unter diesem sich in Spanien und Afrika als Sieger gezeigt. *(Hist. Bojemica p. I. seq.)* Allein diese Wandalen redeten und handelten überall als Teutsche, und waren demnach keine Wenden oder Slaven, sondern wirkliche Teutsche. (Herr P. Dobner *ad Hagecium P. I. p. 123.)* Schurzfleisch *(de rebus Slavicis p. 466)* äusserte, jedoch nur als Mutmassung, dass die Vandalen aus Asien bis an die Ostsee vorgedrungen, darauf aber durch die Waffen der Wenden, sowie diese von den Sarmaten überwältigt worden seien. Diese drei Nationen hätten später die bekannten grossen Unternehmungen in Spanien und Afrika ausgeführt, nach ihrem Unglücke aber, welches des Belisarius Siege veranlassten, den wandalischen Namen abgelegt und sich dafür die „Berühmten" (Slaven) genannt. Den Latomus würdigte in neueren Zeiten Popowitsch*) eines so grossen Zutrauens, dass er (Vermischte Untersuchungen S. 49) bloss auf sein Wort, die alten unleugbar teutschen Heruler und Rugier für die neueren slavischen Werler und Rugen ausgab, wobei er als einen Beweis seiner Meinung die Bemerkung anführte, dass die österreichischen Wenden viele plattdeutsche Wörter unter ihre slavischen Reden mischten, und dass der Name „Werli" im Slavischen: wackere Leute andeute, welche Benennung dem Name Slav angemessen sei.**) (Chummann, Untersuchungen über die alte Geschichte einiger nordischen Völker, S. 151.)

*) Johann Popovič, geb. 1705 in Arclin (Untersteiermark), gest. 1774 in Perchtoldsdorf bei Wien, galt als der bedeutendste Slavist seines Zeitalters. Er übte auch einen bedeutenden Einfluß auf die Purgierung der deutschen Sprache.

**) Die Slovenen und Kroaten gebrauchen noch heute den Begriff »vrl« in der Bedeutung: b i e d e r, w a c k e r, v o r t r e f f l i c h, s c h ö n g e w a c h s e n; mit der Etymologie »Slave« steht das Wort in keiner sprachlichen Relation. — Es fällt auch auf, daß »Teutsche« hier immer als Slaven gezählt werden. Die Hypothesen, woher eigentlich die heutigen Deutschen kamen, führen, da es doch erwiesen ist, daß die dermaligen Sitze derselben durchwegs einst von Slaven bewohnt waren, meist zum hohen Norden, trotzdem auch dort keine Belege hiefür vorliegen. Diese Lösungsversuche scheinen jedoch nach allem unzutreffend zu

Sollten die Wenden des Tacitus wirklich eine Abart der Teutschen gewesen sein, so könnte nichts mit grösserer Wahrscheinlichkeit über die Entstehung der slavischen Wenden geäussert werden, als dasjenige, was Herr Hofrat Gatterer in seiner Einleitung in die synchronistische Universalhistorie S. 825 davon sagt, dass nämlich die Slaven von der Donau ab in das Land der Wandalen gekommen sind, und darauf den wendischen Namen angenommen haben. Die vom Herrn Hofrat für diese Mutmassung beigebrachten Gründe sind folgende: 1. diejenigen Schriftsteller, welche der *Venedorum* gedenken, (bloss Ptolemäus, denn Tacitus führt die *Vandalios* als eine schon erloschene Hauptnation im Anfange seiner *Germania* an,) kennen keine Wandalen, und wiederum die, die von den Wandalen etwas aufzeichnen, gedenken keiner Wenden. (*Plinii Hist. Nat. L. IV.* Allein in diesem Buche setzt Plinius *C. 13 Venetos* neben den Scirren, Hirren und Sarmaten an die Ostsee, und nennt *Cap. 14* die *Vindilos* einen Hauptstamm, zu dem die Burgundionen und Guttonen gehörten, die weit von jenen Veneten ansässig waren.); 2. gerade so weit als nach Plinius' Berichte der Wandalische Name sich erstreckte, zeigen sich nach der Völkerwanderung die Wenden. Allein die Guttonen, welche Plinius als Wandalen bezeichnet, waren ehedem Besitzer von Schleswig, Holstein, Mecklenburg und Pommern, und die Burgundionen fand Tacitus in Obersachsen und Franken, zu einer Zeit, da die Veneden an die Fennen in Kurland grenzten, und durch die Scirren von der Weichsel abgesondert wurden; 3. Helmold (*Chron. Slavorum L. I. c. 2)* gebraucht den Ausdruck: *eorum qui antiquitus Wandali, nunc autem Winuli appellatur.*)* Nestor, ein noch älterer slavischer Schriftsteller, weiss nichts von den Wenden, versichert aber, dass die wendischen kleineren Stämme neue Namen nach den Ländern, die sie bevölkerten, angenommen hätten; allein beide Schriftsteller sind zu

sein, sondern die deutsche Sprache bildete sich eher selbst, analog wie etwa das Schwäbische, Ladinische, Friaulische unter besonderen Bedingungen zu einer prononzierten Eigensprache aus der altslavischen heraus, braucht sonach durchaus nicht durch fremden Zuzug erklärt zu werden. Wer z. B. die althochdeutsche Konjugation mit der altslavischen vergleicht, findet noch nahezu keinen Unterschied; dasselbe gilt für die konkreten Begriffe, wie: maak (Mohn), katele (kotel, Kessel) u. ä. — Es handelt sich hier daher augenscheinlich um eine Sprachsezession in den heutigen Sitzen, u. z. etwa in der Zeit des I. Jahrtausendes n. Chr., daher es vor dem Jahre 1000 n. Chr. auch keine spezivisch deutschen Ortsnamen, kein schriftliches Denkmal oder einen sonstigen Beleg gibt. — Die Ursprungsforschung nach allem, was heute als »teutsch« gilt, dürfte daher nur auf altslavischer Sprachbasis zu einem überzeugenden Resultate führen.

*) D. h. die vorzeiten »Wandali«, jetzt aber »Winuli« genannt werden.

neu, um von Gewichte zu sein; auch merkt man bei Helmoldus Belesenheit in der römischen älteren Geschichte, die er anzubringen sucht und hier unschicklich wirklich anbrachte. Im Gegenteil versichern Jornandes und Procopius, welche Wenden und Wandalen sahen und genau kannten, dass die Wenden den älteren slavischen Hauptstamm ausgemacht haben, und dass die ersten Slaven nur ein abgeleiteter Zweig der Wenden gewesen sind; endlich 4. die heutigen Finländer belegen die Russen mit dem Namen Wenälainen, und nennen Russland *Wena henmaa,* folglich war der älteste Name dieses Reiches „Wena" oder „Wenden". Aber wenn dieser Name alt und folglich von des Tacitus' Wenden zurückgelassen ist, so zeigt diese Bemerkung vielmehr, dass die Wenden ehedem in solchen Gegenden ansässig waren, in welche niemals Wandalen gekommen sind. —

Dieses mag hinreichen, um zu zeigen, dass vom Ursprunge der Wenden genug gesagt sei und nichts Zuverlässigeres gemeldet werden könne. —

Lüneburg im Mai 1789. L. A. Gebhardi.

II. Urkundliches über die Südgrenzen Alt-Böhmens.*)

Erläutert von JUC. B. Šnejd.

Insoweit historische Berichte über Ober- und Nieder-Österreich erhalten sind, ist es uns möglich, durch alte Urkunden zu beweisen und zu belegen, dass hierselbst tatsächlich Böhmen nicht nur wohnten, sondern sogar dass die von ihnen besiedelten Gegenden, die an der Grenze Böhmens und Mährens jenseits der Donau liegen, grösstenteils durch lange Jahrhunderte auch zu Böhmen gehörten. Das wird durch Urkunden und alte Annalen ganz klar erwiesen, obwohl die Deutschen, insbesondere in letzter Zeit, mit Eifer daran arbeiten, dass jede Spur von Böhmen und Slaven überhaupt aus denselben verschwinde. Da wurden entweder mit Absicht beim Kopieren alter

*) Dieser auf historische Belege aufgebaute Artikel wurde hier, obschon er teilweise bereits in einem Tagblatte erschien, deshalb aufgenommen, weil er mehr als eine ephemere Beachtung verdient, und würde sich sehr empfehlen, auch andere historisch und sprachlich strittige Gebiete in analoger Weise urkundlich wie auch toponomisch-sprachlich zu durchforschen. — Damit manche Daten noch verständlicher werden, umsomehr als viele Leser des Lateinischen unkundig sind, wurden von der Redaktion einige Anmerkungen zugefügt.

Urkunden und bei deren Herausgabe die auf Böhmen bezughabenden Bemerkungen ausgelassen, oder die slavischen Namen bald eliminiert und für selbe andere eingefügt, oder aber wurden dieselben aus Unverständnis bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet.

Jedoch selbst das, was von diesen Urkunden erhalten blieb, genügt vollkommen, um zu beweisen, dass Böhmen die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden waren. Eine der ältesten Aufzeichnungen über die in Österreich siedelnden Böhmen enthält die Gründungsurkunde des Klosters Chremisy (jetzt Kremsmünster) aus dem Jahre 777, in welcher der Bayernherzog Tassilo jene Gegenden widmet, in denen Slaven angesiedelt wohnen (zwischen den beiden Ybbsflüssen am Flusse Todich und Sirnich-Saerbling). Ausserdem erfahren wir aus dieser Urkunde, dass diese Slaven unabhängig waren, ihren eigenen Župan *(ille Jopan)* hatten, der unter dem Namen „Physo" angeführt wird, und dass diese Slaven die ersten waren, welche diese Gegenden urbar und fruchtbar gemacht haben *(cultam fecerant)*. Weiters wird hier der slavische Fürst dieser Gegend, namens Grunziuwit, erwähnt, u. zw. mit folgenden Worten: „ . . . *Ego Tassilo vir iluster Dux Bavariorum anno ducatui mei tricentesimo . . . tradimus autem et decaniam Sclavorum cum opere fiscali vel tributo justo, quod nobis antea persolui consueuerant. Hos omnes praedictos Sclavos, quos sub illos actores sunt, qui vocatur „taliup" et „sparuna", quos infra terminum manet, que coniuravit ille Jopan (Supan), qui vocatur physo . . .*" „. . . *et XXX. slavos ad Todicha cum iure fiscali vel tributo justo. Tradimus autem et terram, quam illi Sclavui cultam fecerant ad Todicha et Sirnicha . . . et ad Grunziuwiten Sclavum tributo justo . . .*" d. h.: „Ich Tassilo, der berühmte Mann, Fürst der Bayern, im 30. Jahre der Herzogswürde . . . übergeben hingegen die slavische Dekanei mit der Lehensarbeit und den bestimmten Abgaben, welche an uns ehedem zu leisten waren. Alle diese vorerwähnten Slaven, die unter jenen Wirtschaft betreiben, des Namens „Taliup" und „Speruna", die tiefer an der Grenze verbleibt, was jener Älteste, genannt Physo, beschworen hat . . . und 30 Slaven zu Todicha mit der Lehensarbeit und festgesetzten Abgabe. Wir übergeben dagegen auch das Gebiet, das jene Slaven urbar gemacht haben zu Todicha und Sirnicha . . . und jenes beim Slaven Grunzvit mit der festgesetzten Abgabe." — *(Codex trad. eccl. Patav. II. Monumenta Boica XXVIII. Pag. 196.)*

Wichtig für uns ist auch die Bestätigung dieser Dotation durch Kaiser Karl den Grossen, in welcher besagt wird, dass die erwähnten Slaven fortziehen können, wohin sie wollen, falls sie nicht Untertanen des genannten Klosters sein möchten, was soviel heisst, als

dass diese Slaven „Freie" waren und keineswegs „Unfreie", wie nun deutsche Forscher gerne behaupten, nachdem sie es nicht bestreiten können, dass wir Slaven in Österreich die ursprünglichen Einwohner waren, indem sie wohl anerkennen, dass zwar Slaven hier vorhanden waren, aber eben als „Unfreie", während die Deutschen die „Herren" waren. Die Deutschen lieben es sich hiebei auf die lateinische Bezeichnung des Slaven (Slavus sclavus Sklave) zu berufen.*) Diese vollständig unrichtige Ansicht können wir jedoch durch die unmittelbar nachfolgende Urkunde widerlegen. Es ist dies die Zollordnung Kaiser Ludwigs aus dem Jahre 906, die wiederum von Slaven spricht, welche in jenem Teile Österreichs ansässig sind, der damals bis zur Enns zu Bayern gehörte, und ausserdem von Slaven, die jenseits der Donau in Böhmen und anderswo wohnen. Diese Urkunde besagt nun ganz bestimmt, dass die Slaven vollkommen gleichwertig mit den übrigen Bewohnern Bayerns waren, denn in gleicher Weise wie die bayrischen Kaufleute, durften auch sie zu keinem Zolle gezwungen werden, und durften, wie alle übrigen, wo immer Handel treiben; das galt von den Slaven, die in den bayrischen Ländern ansässig waren (*„istius patriae"*, d. i. desselben Vaterlandes waren), zum Unterschiede von den ausländischen slavischen Händlern, die aus Böhmen, Mähren und anderswoher kamen, für welche Zölle vorgeschrieben waren, wenn sie in Orte längs der Donau handeltreibend kamen.**)

*) Die Form »sclavus« hat sich erst im mittelalterlichen Kanzleilatein gebildet. — Gegen diesen schriftlichen Unfug trat schon Aug. Schlözer, der Begründer der neueren deutschen Geschichtschreibung, in seinem Werke »Allgemeine Nordische Geschichte« (Halle 1771, S. 221) auf, der da wörtlich sagt: »Mit Erlaubnis meiner Leser schreibe ich »Slavisch« und »Slavonisch«, nicht »Sclavonisch«, denn die letztere Schreibart ist erweislich ungereimt. Der erste, der so schrieb, war ein Hochdeutscher, der kein gelindes **s** vor einem Konsonanten aussprechen kann, und daher für Stein — Schtein liest (aber nicht schreibt), und für slagen — schlagen sagt (und auch schreibt). Das **c** in Sclavonisch sollte ursprünglich nur das grobe deutsche **sch** andeuten, und daher »Schlavonisch« gelesen werden, gerade wie die Rechtschreibung »Schlesien« für »Slesien« üblich geworden; aber in der Folge sah man dieses **c** für ein **k** an. — Man vergass, dass ehedem die Deutschen **sc** für **sch** geschrieben haben; man fand dabei, dass auch die Griechen »Sklaboi«, nicht »Slaboi« schreiben, denn auch diese haben kein Wort in ihrer Sprache, das mit »sl« anfing, aber wohl »skleros« u. ä. — Man träumte, dass »Slav« (populus = Volk) und »Sklav« (mancipium = Knecht) verwandte Wörter wären, so wie einst ein Klosterbruder bei den grimmigen Tataren an die Hölle — den Tartarus — dachte und seit der Zeit »Tartaren« schrieb.«

**) Wurde schon S. 44 näher besprochen. — Diese Urkunde ist auch in anderer Hinsicht für die Beurteilung der damaligen Grenzen zwischen Böhmen und Österreich wichtig.

Ausdrücklich von Slaven und Böhmen spricht auch der Codex des Passauer Bischofs Pilgrim (983—991), in welchem die Grenzen des Passauer Bistums bezeichnet sind; danach ging die Grenze entlang des jetzigen Flüsschens Perschling (damals Persinicha), welches sich unweit Tulln in die Donau ergiesst, und an diesem Flüsschen und in der Tullner Niederung werden Böhmen erwähnt, die diese Gegend bebauen und beackern, u. zw. geschieht dies mit folgenden Worten: *„. . . deinde Traisimani civitatem sancti Hypoliti martyris . . . postea Persinicha sicut Wilhelmus in proprium possidebat, quod tempore praesenti boëmani insidendo arabant . . .!*) (Monumenta Boica XXVIII. Pag. 87.)*

Wir haben also in allen Tälern an der Donau in Österreich offensichtliche Spuren und historische Aufzeichnungen über Slaven. Sehr interessant ist auch der Schenkungsbrief Kaiser Ottos II. aus dem Jahre 979, welcher die Beschreibung der dem Regensburger Bischof Wolfgang geschenkten Ländereien zwischen den Flüssen Erlaff und Ibiss (Ybbs) enthält, mit der Bestimmung, an dem Orte, der „Zvisila" (jetzt Wieselburg) genannt wird, eine Befestigung gegen die Magyaren zu erbauen. Diese Urkunde sollten auch insbesondere jene Deutschen beachten, welche böhmische Ortsbezeichnungen in Österreich nicht zulassen wollen; mögen sie sich dessen bewusst werden, dass unsere Ortsbezeichnungen die ursprünglichen sind und die ihrigen eben verstümmelte slavische, und ferner mögen sie daran denken, dass noch zu Ende des X. Jahrhundertes hier überhaupt keine deutschen Ortsbezeichnungen existierten, dass die Deutschen selbst, wenn sie eine Gegend hier bezeichnen wollten, sich des slavischen Namens bedienten, wie dies z. B. Kaiser Otto II. tut:

„. . . ubi praenominati fluvioli confluunt usque ad Ibisam, ubi ipsum flumen huic confluvio Erlafarum proximum est et sursum per litus Ibisae usque in rivum qui vocatur „Zucha" (Suchá). Et per hunc usque in montem, qui dicitur slavonice „Ruznice" . . .", d. h.: „. . . wo die erwähnten Flüsschen zusammenfliessen bis zum Flusse Ibis, wo ihr Lauf am nächsten der Erlaf ist und oben entlang der Ibis bis zu dem Bache, den man „Suchá" nennt, und diesen entlang bis zu dem Berge, der den slavischen Namen „Ruznice" trägt."

*) . . . dann (passiert die Grenze) das Traisen-Gebiet bei St. Pölten . . . dann Perschling, wie es Wilhelm zu eigen besass, das aber in der gegenwärtigen Zeit die Böhmen innehaben und bebauen.

Waren demnach die Täler südlich der Donau von Böhmen bewohnt, wie dies die oberwähnten historischen Belege erweisen, so ist umsomehr anzunehmen, dass auch die Gegend an der jetzigen böhmischen Grenze von ihnen besiedelt war, denn nur durch dieses Gebiet konnten erst die Böhmen in die Täler südlich der Donau gelangen. Die Gegend nördlich der Donau bis zur gegenwärtigen böhmischen Grenze war damals mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, *„silva nortica"* genannt, und deshalb war dieses ganze Gebiet nur sehr dünn besiedelt. Jedoch selbst diese spärlichen ursprünglichen Ansiedelungen haben uns sichtbare Spuren ihres slavischen Ursprunges hinterlassen, und entlang der böhmischen Grenze hat sich sogar bis heute die alteingesessene böhmische Bevölkerung erhalten.

Die oberwähnte Gegend war jedoch nicht allein von Böhmen besiedelt, sie hat auch als ein Teil des Böhmerwaldes zu Böhmen gehört, bis die Deutschen kamen, unsere entlegenen Ortschaften bedrängten, sie germanisierten, und als die Böhmen ihre Ansiedlungen weiterhin nicht mehr freiwillig verlassen wollten, zogen Soldaten gegen sie aus, besiegten sie und bemächtigten sich des eroberten Gebietes. Danach besetzten die Deutschen das Land dichter mit Kolonisten.

Einen grossen Teil des gegenwärtigen Österreich nahm das böhmische Gebiet „Vitoraz" ein, denn dieses reichte ursprünglich bis über den Fluss Kouba (Kamp); dieses gehörte bis zum Ende des XIII. Jahrhundertes zu Böhmen. Dass die Person des Begründers dieses Gebietes eine historische ist und dass derselbe ein böhmischer Fürst war, das bezeugen die Annalen von Fulda, in denen um das Jahr 857 von Vitoraz und seinen Söhnen gesprochen wird:

„. . . Otgarius episcopus et Hrnoldus comes palatii et Ernestus filius Ernesti ducis cum hominibus suis in Boëmanos missi, civitatem Wiztrachi, ducis ab annis multis rebellem occupaverunt expulso ab ea Slavitago, filio Witztrachi, qui tyrannidem tunc in ea exercebat. Quo perfuga lapso et ad Rastizen se conferente, frater eius qui ab eo patria pulsus apud Zistiboron Sorabum exulabat, ad regem fideliter veniens, loco fratris dux constituitur . . .", d. h.: „. . . Otokar der Bischof, Arnold der Reichsgraf und Ernst, Sohn des Herzogs Ernst, die mit ihren Kriegern gegen die Böhmen entsandt wurden, haben die Ansiedlung Vitorads, eines seit vielen Jahren rebellierenden Herzogs, eingenommen und den Slavitah, Sohn des Vitorad, der in dieser Gegend als unabhängiger Fürst herrschte, verjagt. Als dieser sich durch die Flucht gerettet und bei Rostislav verborgen, weilte sein aus der Heimat vertriebener Bruder bei dem Serbenfürsten Čestibor in der Ver-

bannung und nahm sodann im Vertrauen zum Könige bei diesem Zuflucht, der ihn neuerlich mit seiner früheren Herrschaft belehnte."

Daraus ist auch ersichtlich, dass das Witorader Gebiet ein g r o s s e s Fürstentum war und keineswegs nur das Gebiet der gegenwärtigen Stadt, da doch sonst der Kaiser kaum ein grosses Heer zu deren Eroberung ausgesandt hätte.

Über die Böhmen im Vitorazer Gebiete erfahren wir noch mehr aus den *„Annales Claravallenses"*, welche mit dem Jahre 1083 beginnen. Diese erzählen, wohl auf Grundlage anderer Quellen, dass die Böhmen diese ganze Gegend nach den Bojern bis zur Donau besetzten und sich deren Sitze hauptsächlich im Tale der Stadt Rohy (Horn) und Bejdov (*Boidhofium, Baidhofium*, daraus das jetzige Waidhofen), ausbreiteten. Eine der ältesten Ansiedlungen ist S v ě t l á (Zwettl), von welcher die alten Chroniken besagen, dass sie bereits ein Mittelpunkt der Bojer gewesen sei. Dass sich die Böhmen nach ihnen auch hier niederliessen, das beweist uns schon der Name, und wer es nicht glauben will, möge nur die erwähnten Annalen zur Hand nehmen, er wird dann sicherlich die Lust verlieren, auf etymologischem Wege beweisen zu wollen, dass „Zwettl" nicht slavischen Ursprungs sei, wie dies die deutschen Forscher getan haben, wobei sie lieber ihre eigene Unkenntnis zugestanden haben, da sie hiemit bewiesen, nicht einmal so wichtige Quellen der e i g e n e n Geschichte ihrer Heimat zu kennen, als der Wahrheit die Ehre zu geben.

Im Jahre 1084 erzählen die Zwettelschen Annalen: *„Nizo igitur praedium sibi aedificavit aut destructum reaedificavit nomine „Zwetelam", quod ab origine b o h e m i c u m est . . ."* (Deutsch: Nizo baute sich eine Burg oder liess die verfallene wieder aufrichten, namens Zwettl, welches seinem Ursprunge nach böhmisch ist.) Ausserdem sagt uns eine alte Mappe, welche die Gründung des Zwetteler Klosters darstellt, dasselbe nur noch deutlicher in ihrer Inschrift, welche lautet: *„Monasterium Zwetelense nomen suum accepit a vocabulo b o h e m i c o: S w i e t l o, quod lumen significat, unde Claravallis Austriae vocatur"*. (Zu deutsch: „Das Zwetteler Kloster hat seinen Namen von dem böhmischen Worte „světlo" erhalten, woher auch der lateinische Name Claravallis stammt.")

Zu Beginn unserer Darlegung sagten wir, dass wir uns in Österreich nicht nur zuhause fühlen sollen, da unsere Vorfahren hier die u r s p r ü n g l i c h e n Bewohner waren, wie vorstehend genau bewiesen worden ist, sondern auch deshalb, weil ein grosser Teil von Österreich zu Böhmen gehörte; fassen wir daher die früheren Grenzen ins Auge. In dieser Angelegenheit kann uns das merkwürdige Schweigen der deutschen Gelehrten nur bedeutungsvoll erscheinen.

Wenn wir deren Schriften einsehen, finden wir gar selten eine Erwähnung über die alte Zeit der an Böhmen grenzenden Gegend jenseits der Donau. Warum sie wohl ihre Forschung durch die Donau begrenzen, weshalb tuen sie bei der Verarbeitung einer allgemeinen Geschichte Österreichs davon, was hier jenseits der Donau vor Jahrhunderten geschehen ist, mit keinem Worte Erwähnung? Und diejenigen von den späteren, die hievon schreiben und der Wahrheit die Ehre geben, dass sie nämlich zum grössten Teile zu Böhmen gehörte, die werden gewöhnlich von ihren eigenen Stammesgenossen angefallen und ernten wenig Dank dafür. (Siehe Heyrenbach, Pröckel usw.) Doch fragen wir die deutschen Forscher, wenn sie so gerne die Existenz der alten hiesigen böhmischen Ansiedelungen leugnen, auf welcher Grundlage sie dies tun. Wem von ihnen sind die wirklichen nördlichen Grenzen ihrer alten Mark bekannt? Kann jemand behaupten, dass schon zu Zeiten Karls des Grossen die böhmisch-mährische Grenze dieselbe war wie heute?

Die schon erwähnte Zollordnung Ludwigs aus dem Jahre 906 führt uns zu einer vollständig anderen Ansicht. Schon in dieser ist von Gegenden die Rede, welche zu Bayern gehören, zum Unterschiede von fremden; hier werden die heimischen Slaven *(istius patriae)* und andere Slaven *(de Boemanis et Rugis)* als fremde erwähnt und zwischen diesen wird als Grenze die Donau gesetzt. Wir lesen da wörtlich nachstehendes: „. . . *Ubicumque juxta ripam Danubii* (wo immer längs des Ufers der Donau). Sicherlich hätte Ludwig andere Orte genannt, bei deren Überschreitung die böhmischen Kaufleute hätten Zoll zahlen müssen, wenn er nicht als die eigentliche Grenze zwischen seinen Ländern und Böhmen die Donau anerkannt hätte. Es ist möglich zu verfolgen, wie die Deutschen nach und nach die Grenzen verschoben: Im Jahre 1010, also hundert Jahre nach der genannten Zollordnung, verlautbart Kaiser Heinrich II. eine neue Verordnung, in welcher als Grenze Böhmens in Österreich der erwähnte Nordwald *(Silva Nortica)* bezeichnet wird: „. . . *portionem silvae, quae vocatur Nordwald a fonte fluminis Iltza sursum usque ad terminum praedictae silvae, quae separat duas terras Baioariam videlicet et Boemiam.*" (Deutsch: „. . . wir schenken einen Teil des Waldes, der Nordwald benannt wird, von den Quellen des Flusses Iltza bis zu der bezeichneten Stelle des genannten Waldes, der zwei Länder, nämlich Bayern und Böhmen, teilt." *Monumenta Boica Heinrich II. 1010.)* Dieser Wald ist allgemein als damalige Grenze auch von den Deutschen anerkannt worden. Da es aber damals nicht möglich war, in einem so ausgedehnten Urwalde eine strikte Grenze zu bestimmen, haben dies die deutschen Bewohner der Mark (Ostarichi Österreich) ausgenützt

und später den grösseren Teil dieses zu Böhmen gehörigen Waldes eingenommen. In jüngerer Zeit sind ihnen auch die modernen österreichischen Historiker zu Hilfe gekommen. Diese konnten zwar nicht leugnen, dass der Nordwald die böhmische Grenze war; damit sie aber nicht einzugestehen brauchen, dass die Deutschen unser böhmisches Land zur Erweiterung ihrer Mark annektierten, schufen sie die Tradition, es sei allerdings wahr, dass der Nordwald die Landesgrenze bildete, aber dieser lief entlang der jetzigen Grenze Böhmens. Sie haben sonach aus dem Nordwald einen ganz unbedeutenden Wald gemacht und wollten damit erklären, dass die Grenze Böhmens nicht viel weiter gehen konnte, als es jetzt der Fall ist. Aber diese Tradition stimmt mit der Wahrheit nicht überein. Dank alten Aufzeichnungen sind wir in der Lage genau zu beweisen, dass sich der Wald über das ganze Gebiet bis zur Donau ausstreckte und dass die Österreicher erst im XII. Jahrhunderte sich daselbst zahlreicher ansässig machten. Noch in dieser Zeit verlegen ihre eigenen Aufzeichnungen Krumau an der Kamp in den Nordwald: *„praedium in Chrumpenawe, quod in nortica silva ad Campium fluvium situm est" (Annal. Claravall.)*, d. h.: „die Krumauer Herrschaft, welche im Nordwald längs des Kampflusses liegt", was sonach sehr weit von den heutigen Grenzen Böhmens entfernt ist. —

Auch Zwettl wurde damals als in der Mitte des Nordwaldes gelegen bezeichnet. Bei dieser Gelegenheit wurde neuerlich von den Böhmen als den ursprünglichen Bewohnern dieser Gegend gesprochen. Die Annalen von Zwettl erzählen von Azon, dem Gründer des mächtigen Stammes der Kuenringer, der die Böhmen bekriegte und diese in den genannten Wald zurücktrieb, als sie sich gegen die deutsche Invasion wehrten und ihre Niederlassungen den Österreichern freiwillig nicht überlassen wollten. Dafür bekam er als Lehen die ganze Gegend, die er von den Böhmen erobert hatte. Dort begann er Burgen zu bauen und die Deutschen anzusiedeln. Seinem älteren Sohne gab er Krumau und dem jüngeren Zwettl, wie aus den Aufzeichnungen folgenden Wortlautes hervorgeht: *„ . . . Deinde colligutur Nizonem, natu minorem filium suum, in ipsam silvam Norticam constituisse, illique castrum seu praedium, quod aedificasse nomine Zwettela, ubi forte antea Boemi Slavi residerunt . . ." *) (Annales Claravall.)*

Daraus ist also zu ersehen, dass die Behauptung der Deutschen, als hätte sich der Nordwald nur an den jetzigen böhmischen Grenzen ausgebreitet, nicht mit der Wahrheit übereinstimmt.

*) D. h.: »Dann veranlasste er seinen jüngeren Sohn Nizo sich im Nordwalde niederzulassen und dort, wo ungefähr früher die böhmischen Slaven sassen, eine Burg oder eine Ansiedlung des Namens »Zwettela« zu erbauen.«

Richtig dagegen ist die Anschauung des einzigen deutschen Professors Pröckel, welcher die südlichen Grenzen Böhmens im XI. Jahrhunderte an den Kampfluss verlegt, und sicherlich hatte auch er seinen Landsleuten nicht weniger geben wollen. Wenn wir jedoch die alten Handschriften mit Verständnis lesen, so erkennen wir, dass noch im XII. Jahrhunderte die böhmische Grenze tief in das eigentliche Österreich hineinlief. Im Jahre 1110 wurde die Pfarre Grimhartstettin (Gramatstetten) in Oberösterreich an der Donau gegründet. In dem Gründungsbriefe sind die Grenzen der Pfarre genau bezeichnet, und da wird auf der einen Seite die böhmische Landesgrenze angegeben, sonach diese Pfarre unmittelbar an das böhmische Gebiet grenzen musste. Heute ist sie, wie bekannt, sehr weit davon entfernt.

Gehen wir nun zu Niederösterreich über, so finden wir hier in dieser Zeit noch das selbständige böhmische Vitorazsko, an der böhmischen und mährischen Grenze das selbständige Österreich („Rakousy", nicht zu verwechseln mit dem heutigen Begriffe von Österreich!). Es ist dies das Gebiet, für welches unsere Benennung „Rakousy" die ursprüngliche ist. Erst als die Herzoge der alten Mark sich dieses Gebiet angeeignet hatten, ging unsere ursprüngliche Benennung auf ihr ganzes Land und von hier auf die ganze Monarchie über, welche wir „Rakousko" nennen.

Das Jahr 1131 wird in der Chronik von Kosmas mit dem Zuge des Bischofs von Münster nach Rom in Verbindung gebracht, welcher daselbst den Papst Paul benachrichtigen sollte, dass die Hilfstruppen des deutschen Kaisers Lothar im Anzuge seien; da dieser Gesandte vor dem Rivalen Lothars, Konrad, Furcht hatte, reiste er auf einem Umwege nach Böhmen und von hier über das Gebiet des österreichischen Markgrafen, *„marchionis Racdsis"*, zurück:

. . . Anno Dominice Incarnationis mil. CXXXI. III. Calendas Aprilis . . . Qui ob metum falsi regis Conradi una ab recta via deviando venit in Bohemiam . . tandem a duce Sobieslao decenter donatus per regionem Racdsis marchionis transiit. sicque per multas provincias transiens rediit ad sua. (Continuatio Chron. Bohem. Cosmae), d. h.: der aus Furcht vor dem Pseudokönig Konrad vom richtigen Wege abweichend nach Böhmen kam . . . Nichtsdestoweniger wurde er vom Herzog Soběslav freigebig beschenkt und kehrte über das österreichische Gebiet nach Passierung einiger Länder nachhause zurück."

Zuerst müssen wir wissen, wo sich jenes Gebiet *„marchionis Racdsis"* befand. Das Wort „Racd" findet sich im Mittelalter in lateinischen Chroniken und Dokumenten in verschiedenen Formen, wie:

Racd, Racz, Rachz, Rakz, Rags, Ragez, Rakez, und bedeutet unsere alte Benennung einer Burg „Ragus" oder „Rakös" an dem Zusammenflusse der Taya, die wir heute richtig „Rakous" benennen; die Deutschen haben dieselbe zu „Raabs" verstümmelt. Also dieses Gebiet hiess ursprünglich nach der dortigen Burg „Rakousy", und hätte dasselbe zur Mark (Ostarichi) gehört, so hätte es unser Geschichtsschreiber sicherlich nicht als ein Gebiet bezeichnet, das einen eigenen Herrscher hat. Daraus geht klar hervor, dass damals noch ein grosser Teil des Landes Österreich, wo die Deutschen nicht einmal eine böhmische Benennung zulassen wollen, ihnen gar nicht gehört hat. Noch damals im XII. Jahrhunderte konnte anfangs die Nordgrenze der Mark höchstens der Kampfluss bilden, über die Städte Horn und Eggenburg aber die Flüsschen Pulkau und Taya.

Am längsten erhielt sich uns das Weitragebiet (Vitorazsko), welches im Jahre 1185 von dem böhmischen Herzog Friedrich Hadamar II. von Kuenring zum Lehen gegeben wurde dafür, dass er diesem unserem Herzoge die Hilfe des österreichischen Heeres in seinem Kampfe um den Thron Böhmens gebracht hatte. Unter der Herrschaft der Herren von Kuenring wurde das Weitragebiet rasch germanisiert, gehörte jedoch auch weiterhin zu Böhmen, da es ein Lehen des Landes Böhmen blieb. Erst im Jahre 1279 wurde es dauernd an Österreich angeschlossen, und zwar unter folgenden Umständen: Der Weitraer Zweig der Herren von Kuenring hielt treu zum König Ottokar II. in seinen Kämpfen um das österreichische Erbe, einerseits gebunden durch die Treue als Lehensherr, hauptsächlich jedoch deshalb, weil es diesen stolzen Herren mehr gefiel, dem berühmten und mächtigen Könige Ottokar zu dienen, da er wohl ihren Bestrebungen mehr entgegenkam, als der österreichische Herzog; ausserdem waren die Kuenringe auch mit ihm verwandt. Wie bekannt, schloss Přemysl Ottokar II. noch als Prinz eine morganatische Ehe mit einer Hofdame, der allgemein bekannten „Palcařik" (nach dem Zuschnitt der Haare), welche mit ihrem wahren Namen Agnes von Kuenring hiess. Aus dieser Ehe stammten drei Kinder, und zwar zwei Töchter und ein Sohn. Die Tochter Agnes wurde von Ottokar II. Hamadar V. von Kuenring zur Frau gegeben. Deshalb sehen wir auch auf dem unglücklichen Marchfelde (1278) die Kuenringe an der Seite unseres Königs, durch dessen Fall auch sie ihres Beschützers beraubt waren, so dass das Heer Rudolfs von Habsburg zur Eroberung von Weitra nicht vieler Mühe bedurfte, da es hier damals niemanden gab, der die Lehen des Landes Böhmen beschützt und die Konfiskation der Kuenringschen Güter verhindert hätte. Die Kuenringe mussten überdies landflüchtig werden. Das Weitragebiet wurde damit für immer

i. J. 1279 von Böhmen abgetrennt und die Güter der Kuenringe fielen der Krone zu, von denen sich z. B. Gmünd bis heute im Besitze eines Erzherzogs befindet.

Wie wir sehen, haben daher die Grenzen Böhmens und der Ostmark erst i. J. 1279 ihre jetzige Gestalt bekommen. Allerdings liess sich das böhmische Element nicht so leicht verschieben, wie die Grenze; dieses Element lebt hier auch naturkräftig weiterhin, und wo sich kein anderes Denkmal nach unseren Vorfahren erhalten hat, dort sind wenigstens die Namen geblieben, welche deren Ansiedlung melden. Von diesen Namen haben sich uns viele durch mündliche Überlieferung erhalten oder wir kennen sie aus alten Büchern. Dass die Zahl solcher Orte ungewöhnlich gross ist, davon zeugt die Abhandlung von Prof. Šembera (Blätter für die Landeskunde von Niederösterreich 1871, S. 62—69), welcher die Anzahl der Namen verschiedener Ortschaften, aus denen ihr slavischer Ursprung erkannt werden könne, allerdings auf einfacher etymologischer Grundlage, auf ungefähr tausend abschätzt.

Aber die Deutschen kommen in dieser Hinsicht gleich mit Beweisen für das direkte Gegenteil; ob jedoch ihre Angaben nur einigermassen wahrscheinlich sind, darum kümmern sie sich allerdings nicht. Sehen wir uns ein Beispiel an: wer imstande ist aus dem alten Zweitl den Ursprung „Zweiental" abzuleiten, trotzdem der eigene Vater ihm zum ewigen Gedächtnis ins Buch geschrieben hat, dass seine wahren Vorfahren diesen Namen von dem böhmischen „swietlo" genommen haben, oder wer in dem Namen „Witoraz" nach der deutschen Benennung „Weitra" den Ursprung „Veitrache" (!) zu suchen imstande ist, obgleich die alten Chroniken ausdrücklich von dem Begründer „Vitorad" sprechen, der ignoriert einfach die Geschichte und wird zu einem willkürlichen Etymologen, bei dem allerdings von irgendwelchem Ernste nicht die Rede sein kann!

Die Deutschen wollen uns die Richtigkeit unserer eigenen Benennungen nicht zulassen, welche angeblich erdichtet sein sollen und in Wirklichkeit nie existiert hätten! Deshalb wollen wir nur einige von ihnen als Beispiel bringen und zeigen, welche Namen hier früher waren und schliesslich dieselben mit unseren jetzigen und den deutschen Namen vergleichen. Wir werden sofort sehen, wer die Namen gefälscht hat und wem die korrumpierten, daher unberechtigten Namen angehören.

Im Jahre 859 schenkt der deutsche Kaiser Ludwig einen Teil des Gebietes, welches „Tullina" genannt wird *(qui vocatur Tullina),*

1283 *(Annal. Claravall.)* Tulna, 1275 Tulná, 1394 Tulna, böhmisch bisher auch Tulná (von „dol, dül" Tal); auch die Deutschen haben jetzt „Tulln" und wollen für sich den Ursprung des Namens von „Thal" nachweisen.

Noch besser sehen wir dies, wessen Namen erdichtet sind, bei dem Orte „Slunice"; es war dies eine der ältesten Burgen des Adels desselben Namens im Jahre 1160 Pabo de Slunize (Slunice), 1207 de Sleynce, 1217 de Slennize, 1234 Otto de Slenitz, 1259 Chrofto de Sleuntz, 1268 Cunradus de Slunz. Hier ist gut zu sehen, wie die Deutschen die Namen schrittweise verstümmelten. Heute heisst der Ort „Schleinitz" bei Eggenburg.

Im Jahre 1175 Kiow (Kyjov), 1188 Chiow, 1268 Kyaw, 1282 Chyaw, heute „Kaja", eine uralte Ruine bei Retz. Den böhmischen Ursprung zeigt auch der Sitz eines alten mächtigen Geschlechtes aus dem heutigen Meissau: 1273 schrieb und hiess dieses noch Mischow *(Mišov, Annal. Claravall.)* Ursprünglich ist auch unser Name Ličov: lateinische Annalen bezeichnen dasselbe im Jahre 1229 Litschow, 1232 Litschow, 1335 Litschaw, heute „Litschau". *(Annal. Claravall.)* An den böhmischen Namen Medlik wird noch 1206 erinnert: de Medelico, 1228 de Medlico, 1268 de Medlico *(Annal. Claravall.)* 1261 de Medlico *(Monum. Boica)*. Was für einen Grund haben also die Deutschen für die dermalige Benennung „Melk" statt „Metlika"? —

Wachawa: 977 schenkt Otto die Gegend der jetzigen Wachau und beschreibt dieselbe u. a. mit den Worten: *„hoc est in loco, qui dicitur Wachawa in ripa Danubii"* (deutsch: d. i. in der Gegend welche „Wachawa" genannt wird, am Ufer der Donau). Auch anderswo in alten Dokumenten lesen wir einzig „Wachawa" und nun haben daraus die Deutschen ihre „Wachau".

Von der Burg Rakús oder Rakous war schon die Rede; diese Burg war der Sitz des „župan" der dortigen Gegend, deren Bewohner danach „Rakusy" hiessen, und bereits bei dem griechischen Ptolemäus genannt werden, welcher sagt:

„Luna silva, sub qua gens magna Boemi usque Danubium, quibus continui sunt juxta fluvium Teracatriae et penes campo Racatae . . ." (d. h.: „Der Mondwald-Manhart, unterhalb dessen die grosse Nation der Boemi bis zur Donau siedelt und bis zum Flusse March reicht und auf der weiteren Ebene die Rakati . . .")

Im Mittelalter taucht für diese Burg der Name Rakez, Ragez, Ragus auf, was mit unserem Rakus vollkommen übereinstimmt. Die jetzige deutsche Bezeichnung „Raabs" zu begründen ist allerdings

unmöglich; die Geschichte bietet hier nicht die geringste Stütze und müssen die Deutschen neuerdings ihre Zuflucht ausschliesslich zur willkürlichen Etymologie nehmen. Für „Světlá" und „Vitoraz" genügt auch sicherlich das, was darüber früher angedeutet wurde, und dies sind durchwegs Orte, deren originale Bezeichnung uns die Geschichte selbst erhalten hat. —

Aber die Deutschen wollen auch nicht die Benennungen von anderen kleineren Orten zulassen und da lässt sich allerdings die Richtigkeit unserer Benennungen nicht immer durch alte Urkunden belegen, da diese Orte meist keine hervorragende Rolle in der Geschichte gespielt haben. So z. B. der Ort „Rapšach" im Weitragebiete, welcher bis heute überwiegend böhmische Bevölkerung hat! Unser Volk hat ihn niemals anders genannt — was durch einwandfreie Zeugen bewiesen werden kann — als „Rapšach", und unweit davon „Hrabanoš"; erst unverhältnismässig später erscheinen die deutschen Bezeichnungen „Rottenschachen" und „Zuggers" (bei Gmünd). Wie auffällig muss es sein auf einmal die Behauptung zu hören, dass die jetzigen Deutschen diese Benennungen nicht zulassen wollen, da diese niemals existiert hätten; die lokale Volksüberlieferung hat bei ihnen keinen Wert. Aber auch hier war uns ein ganz besonderer Zufall hold. Als wir unter anderem auch ein Verzeichnis der Pfarreien des Passauer Bistums sorgfältig durchsahen, zu welchem früher auch die Pfarre Rapšach gehörte, lasen wir den eigentlichen Namen dieser Pfarre „Rapischach". Aber noch auf eine andere Quelle kann hingewiesen werden. Wir bekamen eine alte Mappe von Österreich aus dem XVII. Jahrhunderte in die Hand, welche an dieser Stelle ausdrücklich die Ortschaft „Rapschachen" (also durchaus kein „Rottenschachen", wie es die Deutschen also erst nach dieser Zeit umgetauft haben) anführt.

Weiters befindet sich bei Gmünd eine von den Deutschen „Haslau" genannte Ortschaft; die Böhmen benennen diesen Ort von altersher „Cáhlava" *(Annal. Claravall.)*, vom Jahre 1336 wurde diese Ortschaft „Zaglava" (Cahlava) eingetragen. Richtig ist, dass unser „Jamnik" *(Annal. Claravall.)* im Jahre 1352 Zamnik *(Codex Patav.)* später „Gemnik" benannt ist. Die Deutschen nannten diese Ortschaft „Gaming". Also hier wollten die Deutschen die Richtigkeit unserer Benennungen bestreiten und haben hiezu eine gewiss zweischneidige Waffe gewählt, die, wie zu ersehen ist, zu ihrer eigenen Enttäuschung wurde, denn schon aus diesen kleinen Beispielen haben wir erkannt, dass gerade die deutschen Benennungen jüngeren Datums sind und früher überhaupt nicht existierten,

und dass hingegen unsere böhmischen Benennungen die Originalnamen sind.

Betrachten wir noch kurz die Originalbenennungen des deutschen Adels; schon die Namen ihrer Stammsitze sind oft von einem sonderbaren Deutsch! — Im Jahre 1168 sind bei einer Dotation des Klosters Zwettl folgende Adelige dieses Kreises unterfertigt: Meinhardus de Radechow, Wolker de Grifza, Azzo de Chocendorf (Choceň), 1272 Chozen, 1272 Choscen, und heute ist daraus das deutsche Kotzendorf! . . . Pabo de Slunic, das heutige deutsche Schleinitz! Euchebertus de Gors (Gorse Gorice), das jetzige deutsche Gars. Dedalrich de Borekheim (Borek), Ulricus de Radune (Raduň).

Wir glauben, dass das wenige, was hier objektiv aus der Geschichte herausgehoben wurde, vollkommen genügt, um uns und unseren Gegnern zu beweisen, dass wir nicht blosse Gäste oder Einwanderer hier sind, sondern eine altangesessene Nation, deren Väter als erste den Boden Österreichs urbar machten und ihre Wohnsitze hier aufschlugen, deren Benennungen ursprünglich auch böhmisch waren, daher einzig und allein für diese Zeit berechtigt sind. —

M. Žunkovič:

»Die Geschichte von Igors Kriegszuge.«

Das älteste russische Heldengedicht.

Graf Alexei Ivanovič Musin-Puškin (1774—1817), ein unermüdlicher Forscher in der Geschichte und Literatur des russischen Altertums, verwendete seine reichen Mittel dazu, sich zu diesem Zwecke möglichst viel Materialien zu verschaffen. So gelang es ihm auch alle alten russischen Bücher eines Klosters zu erwerben. In dieser Sammlung wurde nun im Jahre 1795 obige Dichtung, in der Literatur als „Slovo o polku Igorevje" bekannt, entdeckt und im Jahre 1800 zum erstenmale veröffentlicht. Bei dem Mangel an philologischen wie paläographischen Kenntnissen der damaligen Kommentatoren konnte es aber nicht anders kommen, als dass die Ausgabe völlig unkritisch und fehlerhaft ausfiel.

Beim grossen Brande von Moskau im Jahre 1812 ging jedoch diese Handschrift nebst anderen wertvollen Stücken der Sammlungen des genannten Grafen zugrunde. Zum Glücke wurden zwei Kopien verfasst; i. J. 1861 fand man unter den Papieren der Kaiserin Katarina II. (1762—1797) sogar ein weiteres Faksimile.

Die auf Glanzpapier geschriebene, zugleich mit Handschriften anderer Art in einem Bande befindliche Dichtung kann nur in der Zeit von 1186—1194 verfasst worden sein, weil dies aus bestimmten Stellen des Inhaltes untrüglich hervorgeht. Die gefundene Handschrift ist selbstredend eine Kopie, welche einige Paläographen dem XIV., andere dem XVI. Jahrhunderte zuschreiben.

Wie bei jedem anderen altslavischen Kulturdokumente, ist auch bei dieser Dichtung weder das Alter noch die Echtheit oder Ursprünglichkeit von der willkürlichsten Kritik unbestritten geblieben. Vor allem hat der Universitätsprofessor Michael Kačenovski in Moskau um das Jahr 1840 mit seiner Pauschalverdächtigung, dass die ganze russische Kirchen- und Profanliteratur aus der vormongolischen wie mongolischen Zeit (1224—1480), sonach also auch das Igor-Lied, ein Machwerk der Mönche späterer Zeit sei, eine vorübergehende Aufregung verursacht; doch nahm man die Sache sehr bald wieder von der heiteren Seite, als unwiderlegliche Beweise von der Unhaltbarkeit seiner Behauptungen erbracht wurden.[1])

Die Dichtung gehört in die Kategorie der feierlich getragenen, poetischen Prosa und hat die Grundidee und Tendenz auf die Nachteile der unaufhörlichen Zwiste unter den Teilfürsten aufmerksam zu machen, und die Vereinigung des ganzen Russenlandes unter einem Fürsten als das Erspriesslichste darzustellen. Der Inhalt ist kurz folgender: Igor, der Teilfürst von Novgorod-Sjeversk, unternimmt im Jahre 1185 einen Kriegszug gegen die heidnischen Polovzer und schlägt sie. Doch die nach diesem Siege zur Schau getragene militärische Sorglosigkeit der Russen benützen die Polovzer, überfallen mit Erfolg das Lager derselben und nehmen Igor gefangen; dieser ent-

[1]) Es ist übrigens nicht unbekannt, dass bisher eigentlich kein Werk der Weltliteratur unangefochten blieb. Immer finden sich krankhaft ehrgeizige Männer mit inferiorem Gesichtskreise, die, sobald sie an eine unüberwindliche Wissens- oder Urteilsgrenze stossen, lieber das Hindernis ihrer vorgefassten Urteile beseitigen, statt offen zu bekennen: »ich verstehe es nicht«. — Es seien nachstehend noch einige solche konkrete Entgleisungen pathologischer Überkritik angeführt. Der Typus eines solchen literarischen Nihilisten war z. B. Jean Hardouin (1646—1729). Dieser erklärte alle alten Kirchenschriftsteller sowie die gesamten altklassischen Werke — bis auf vier minderwichtige — für gefälscht und unterschoben, und wusste auch zu erzählen, dass sie alle im 13. Jahrhunderte unter der wissenschaftlichen Führung eines gewissen Severus Archontius von verschiedenen Mönchen verfasst seien. Überdies erklärte er alle alten Münzen, die wo ausgegraben wurden, für Nachmachungen. Die ungeheure Aufregung in der Gelehrtenwelt, die sich daraus ergab, legte sich aber bald, denn als Hardouin als angesehener Jesuitenpater auch alle Konzile bis zum Tridentinischen (1545—1563) als fingiert erklärte, somit auch jenes von Konstanz (1414—1418) negierte, wo

kommt jedoch später mit knapper Not durch Mithilfe eines Getreuen aus der Gefangenschaft.

Die Frage, ob hier nicht etwa welches Versmass angewendet sei, nachdem der Text doch fortlaufend geschrieben ist und auch, wie alle alten Handschriften, keine Interpunktionen aufweist, zog einen langen Streit nach sich, der eigentlich noch heute nicht beendet ist. Es lässt sich aber darüber doch ein Schlusswort aussprechen, denn jede Partei befindet sich von ihrem Standpunkte aus im Rechte. Ein bestimmtes Versmass, ja selbst ein bewusster Stabreim ist aus der Dichtung absolut nicht herauszufinden; ist jedoch in einer Dichtung jeder Vers anders, dann ist es eben keine metrische Dichtung im gangbaren Sinne, und dies ist hier offenkundig der Fall. Es ist daher eine volkstümliche Dichtung, die sich durch keine äusseren Formgesetze drosseln lässt, sondern den Inhalt zur Hauptsache macht. Es zeigen daher auch Stellen besonders poetischen Inhaltes einen gewissen, die Begeisterung des Dichters zur Schau tragenden rhytmischen Wohlklang, den noch Tropen und Figuren reichlich erhöhen; die prosaischen Stellen des Inhaltes entbehren jedoch derselben. — Das ist einmal bei der bodenständigen und natürlichen Volksdichtung überall so und obwalten genau dieselben Verhältnisse auch bei den altböhmischen epischen Dichtungen der Grünberger und Königinhofer Handschrift, denn der Naturdichter subordiniert immer die Form dem Inhalte. —

Wer jedoch unter dem Einflusse unserer schablonenhaften Schulerziehung steht und eine Dichtung in Prosaform nicht für denkbar hält, der sehe sich die Ilias an. Diese ist bekanntermassen in Hexametern geschrieben, doch welche Gesetze gelten da in bezug auf die Metrik? Nahezu gar keine, und würde man diese Dichtung zusammen-

doch Hus nicht in effigie verbrannt wurde, erkannte man ihn schliesslich als gelehrten Querkopf und nahm ihn weiter nicht mehr ernst. — Ähnlich stand es mit Dobrovský (1817), der die Grünberger Handschrift beim ersten Anblicke als Fälschung erklärte, aber auch dann nicht seine Meinung ändern wollte, als man ihn auf den Missgriff aufmerksam machte, dass er erst das »gemalte« Faksimile gesehen. — Ähnlich war es auch mit der Königinhofer Handschrift und sonstigen altböhmischen Literaturdenkmälern, welche von den Prager Universitätsprofessoren Gebauer und Masaryk (1886) als Fälschungen erklärt wurden. Die Öffentlichkeit nahm dies zum Teile ernst, doch hat die neuere Nachprüfung nachgewiesen, dass jedes Argument der Einwendung gegen die Echtheit unbegründet ist, denn die Fälschungs-»Beweise« waren zum Teile höchst naiv, ja mitunter recht läppisch, zum Teile aber nur die Frucht unglaublicher Wissens- und Forschungsmängel. Man sucht zwar heute diese wissenschaftliche Schande auf jede erdenkliche Art zu verhüllen, aber die nüchterne Intelligenz hat sich über den wahren Sachverhalt längst ihr richtiges Urteil gebildet.

hängend und ohne Interpunktionen niederschreiben, so wird sie sofort auch zur poetischen Prosa, denn ein Vers, der aus 5 Daktylen und einem Trochäus bestehen soll, aber dabei ebenso beliebig 1—5 Spondeen anwenden kann, ja sein metrisches Paradigma nahezu nie einhält, kann eigentlich auch nicht zur Kunstmetrik gezählt werden! Wenn aber jeder Vers, wie in der Ilias, ein anderes Bild bieten kann, dann lässt sich wohl auch im Igor-Liede irgendeine Prosodie herauskonstruieren, denn wahrscheinlich hat die Ilias ursprünglich auch nicht anders ausgesehen, und erhielt erst in den mittelalterlichen Klosterzellen die heutige äussere Form. Die beiden Dichtungen verhalten sich daher zu einander wie der englische Park zum französischen; der eine wächst frei, der andere wird fortgesetzt beschnitten, doch bleibt jeder dabei ein — Park.

Gerade der Mangel der rhytmischen Gesetze und der metrischen Knebelungen ist es aber, der allen altslavischen Dichtungen den Charakter und die Punze jener alten, entlegenen Zeit gibt, die sich mit solchen Zieraten noch nicht befasste, daher auch bei keiner derselben schon deshalb von einer modernen Fälschung die Rede sein kann. Dass dabei dem einen Dichter das rhytmische Gefühl mehr im Blute lag, wie dem anderen, das sei aber hier auch nicht bestritten, denn z. B. der Text der Grünberger Handschrift lässt sich zum grossen Teile auf Verse von 5 Trochäen reduzieren; hingegen ist im Igor-Liede oder in den epischen Gedichten der Königinhofer Handschrift kaum eine partielle Gesetzmässigkeit herauszufinden. Wer daher Sinn für Poesie hat, der findet dieselbe auch in einem Opus, das keinen metrischen Kunstschliff hat, leicht heraus; wem aber als Poesie nur das gilt, was reine Versfüsse und allerlei Reime hat, der kann auch kein ernster Kritiker und Geniesser einer volkstümlichen Dichtung sein.

Da nun unsere herrliche, den kriegerischen Geist so edel hervorhebende, ungemein bilderreiche geschichtliche Erzählung, die für die Kultur- und politischen Verhältnisse so reale Daten bietet, ihrem tieferen Inhalte nach bei den Nichtrussen höchst mangelhaft bekannt ist, dann dass viele Stellen auch im Russischen noch heute nicht geklärt sind oder noch immer falsch interpretiert werden, dies gab den Impuls, dieses hochpoetische Denkmal altslavischer Epik von neuem ins Deutsche zu übertragen. Zugleich werden aber hier auch zweifelhafte, unklare wie unlogische Stellen an der Hand der neuesten sprachwissenschaftlichen Forschungen aufgehellt, sowie die zahlreichen, durch die Mythologie und sonstige phantastische Wassertriebe

überwucherten Auslegungen entfernt. — Etliche Stellen blieben auch dem Verfasser noch unklar; es ist aber zu hoffen, dass auch diese mit dem fortschreitenden Erfolge der nun auf eine neue Basis gestellten sprach- und kulturgeschichtlichen Forschungen endlich in den Lichtkegel gelangen.

Alles Nähere bieten die Erläuterungen an Ort und Stelle. Überdies empfiehlt es sich, um über den geographischen Raum des Kriegszuges eine Orientierung zu erhalten, die Lektüre unter Zuhilfenahme einer Karte des südwestlichen Russland vorzunehmen.

Der leichteren Übersicht wegen wird, obschon das Original keine Abschnitte aufweist, der Text, analog wie es die bisherigen Kommentatoren taten, in zwölf Teile geteilt. —

Zum Vergleiche der Sprache des Originales zur altslavischen oder zu den modernen slavischen Sprachen im allgemeinen, werden hier drei inhaltlich wesentlich verschiedene Stellen in der einfachsten phonischen Transkription, d. i. nach dem slovenischen Alphabete, beigefügt.

Abschnitt I (Einleitung): *Ne ljepo li ni bjašet, bratje, načjati starimi slovesi trudnih povjestij o plku Igorevje, Igorja Svjatslavliča? Načati že sja ti pjesni po bilinam sevo vremeni a ne po zamišleniju Bojanju!...*

Abschnitt IX (Mitte): *Na sedmom vječje Bojani vrže Vseslav žrebij o djevicju sebje ljubu. Ti kljukami podprsja o koni i skoči k gradu Kievu, i dotčesja stružiem zlata stola Kievskavo. Skoči od nih ljutim zvjerem k polnoči iz bjela grada, objesisja sinje mglje, utr že vozzni strikusi ottvori vrata Novugradu, razšibe slavu Jaroslavu, skoči vlkom do Nemigi s Dudutok. Na Nemizje snopi steljut golovami, molotjat čepi haralužnimi, na tocje život kladut, vjejut dušu od tjela . . .*

Abschnitt X (Mitte): *Jaroslavna rano plačet v Putivlje na zabralje, arkuči: „O vjetrje, vjetrilo! Čemu, Gospodine, nasilno vjeeši? Čemu mičeši hinovskija strjelki na svoeju trudnoju krilcju, na moeja ladi voj? Malo li ti bjašet gor pod oblaki vjejati, ljeljejuči korabli na sinje morje? Čemu, Gospodine, moe veselie po kobiliju razvjeja? . . .*

Text der Dichtung.

I.

Brüder, wäre es für uns nicht geziemend, mit ehrwürdigen Worten die traurige Geschichte vom Kriegszuge Igors, des Igor Svjatslavlič zu beginnen?

Doch dieses Lied muss mit den zeitgemässen Begebnissen beginnen und nicht nach Bojans[1]) Erdichtungen, denn Bojan war ein Seher, und wollte er jemand besingen, da verbreitete er sich im Gedankenwalde, gleichend dem stichelhaarigen Wolfe auf der Erde oder dem grauen Adler unter den Wolken, wobei er wohl der Wettkämpfe früherer Zeiten gedachte. Damals liess man zehn Falken auf einen Schwarm von Schwänen los; wer einen erreichte, der sang zuerst ein Lied dem alten Jaroslav,[2]) dem tapfern Mstislav,[3]) der Rededja niederstreckte vor den Kasogen-Scharen,[4]) oder dem schönen Roman Svjatslavlič.[5]) —

Brüder! Bojan jedoch, der liess nicht zehn Falken auf einen Schwarm von Schwänen los, sondern er legte seine kundigen Finger auf die lebendigen Saiten; diese verkündeten dann selbst dem Fürsten den Ruhm.

Beginnen wir also, o Brüder, diese Erzählung mit dem alten Vladimer[6]) bis zum jetzigen Igor,[7]) der mit seiner Kühnheit den Geist anspannte und mit dem Mannesmute seines Herzens verschärfte; beseelt vom kriegerischen Geiste führte er seine tapferen Scharen bis ins Gebiet der Polovzer,[8]) jenseits des Russenlandes.

II.

Da blickt Igor zur hellen Sonne, sieht aber alle seine Scharen vom Schatten bedeckt. Igor spricht nun zu seinen Gefährten: „Brüder und Kameraden! Besser ists für uns niedergehauen zu werden, als gefangen zu sein! Besteigen wir unsere flinken Rosse und sehen

[1]) Bojan war allen Andeutungen nach jedenfalls ein allgemein bekannter altrussischer Barde. — Diese Stelle zeigt auch, dass es in Russland längst Dichterwettkämpfe gegeben; erhalten hat sich jedoch von diesen poetischen Erzeugnissen nichts, sofern jene alten russischen Volkslieder, die einen Kunstdichter verraten, nicht dieser Provenienz entstammen.

[2]) Jaroslav Svjatoslavič (1019—1054).

[3]) Mstislav, Fürst von Tmutorokan, tötete i. J. 1022 den Fürsten der Kasogen, Rededja, einen ungewöhnlich starken Mann, im Zweikampfe.

[4]) Kasogen, eine Völkerschaft am Azovschen Meere.

[5]) Roman Svjatoslavič, Fürst von Tmutorokan, mit dem Beinamen der Schöne.

[6]) Vladimir Monomach (1053—1125), Fürst von Kiev.

[7]) Igor Svjatoslavič, der Held dieser Dichtung. Die Worte »bis zum jetzigen Igor« besagen deutlich, dass der Verfasser ein Zeitgenosse Igors war, der von 1151—1201 lebte; hingegen lebte der Zeitgenosse Svjatoslav, der 1194 gestorben ist, damals noch; das Gedicht kann also nur in der Zeitspannung von 1186—1194 entstanden sein.

[8]) Polovzer, ein mongolischer Volksstamm, an der unteren Volga und im Mündungsgebiete des Don wohnend.

wir uns den blauen Don an!" — Befeuert vom Tatendrang war des Fürsten Geist und die Sehnsucht, sich mit dem grossen Don zu messen, trat an die Stelle des Omens.[9]) „Ich will doch," spricht er, „mit euch, Russen, eine Lanze brechen an der Grenze des Polovzer-Feldes; will mein Haupt dort niederlegen oder aber mit dem Helme den Don austrinken!"

O Bojan, o Nachtigall verwichener Zeit! Hättest doch du diese Heere besungen, mit deren Ruhme durch den Gedankenwald schreitend, den Geist bis unter die Wolken erhebend, beide Pole dieser Zeit mit dem Ruhme umwindend! Den Spuren Bojans[10]) folgend über Feld und Berg, geziemt es dem Enkel nun Igor das Lied zu singen: „Nicht der Sturmwind trieb die Falken über die weiten Felder, sondern Dohlenschwärme flogen dem grossen Don zu." Oder hätte man singen sollen, du Seher Bojan, du Enkel des Veles[11]): „Die Rosse wiehern hinter der Sula[12]); es tönet der Ruhm in Kiev; Trompeten schmettern in Novigrad; die Fahnen in Putivl[13]) stehen."

Igor harrt Vsevolods,[14]) seines lieben Bruders. Und es spricht zu ihm der kühne Recke[15]) Vsevolod: „Einzger Bruder, einzges Licht, du erleuchteter Igor; wir beide sind Söhne Svjatoslavls[16])! Sattle,

[9]) »Znamenie« kann hier nur die Bedeutung O m e n haben. Die Annahme, dass es sich hier um eine zufällig eingetretene Sonnenfinsternis handle, ist kurzweg abzuweisen, denn es heisst doch: »Igor blickt in die helle Sonne«. — Die Situation ist wohl folgend gewesen: zwischen der Sonne und Igors Scharen stand eine dunkle Wolke, daher sich diese im Schattenkegel befanden, was man eben, als eine schlimme Vorbedeutung auslegte; hingegen war der weiter davon stehende Igor schon ausserhalb des Bereiches des Wolkenschattens.

[10]) In der Kopie steht hier, wie noch weitere dreimal, sonderbarerweise »Trojan«. Obschon es auch dem Zusammenhange nach offenkundig ist, dass hier immer »Bojan« gemeint sein muss, führte dies trotzdem zu den sonderbarsten Auslegungen. Die Erklärung ist jedoch sehr einfach: es wurde eben das cyrillische »B«, da die Handschrift an vielen Stellen schon schwer leserlich war, als »Tr« gelesen, was die Form des erwähnten Buchstaben an sich erklärlich macht.

[11]) Trotzdem es ausdrücklich heisst, dass der Grossvater Bojans »Veles« hiess, will man hier gegen alle Logik, ja sogar gegen die Bestrebungen des Dichters, der sich selbst in die Phantastereien Bojans zu begeben wehrt, den slavischen H i r t e n g o t t entdeckt haben.

[12]) S u l a, linker Nebenfluss des Dnjepr.

[13]) P u t i v l, Stadt im Gouvernement Kursk.

[14]) V s e v o l o d, jüngerer Bruder Igors.

[15]) »Tur« wurde bisher allgemein als U r oder A u e r o c h s ausgelegt. Diese Auffassung ist bedingungsweise richtig, aber »tur« bedeutet ebenso auch: H e l d, R e c k e, M a n n v o n g r o s s e r K ö r p e r s t ä r k e, analog wie »turati« auch k ä m p f e n heisst, und ist im vorliegenden Falle diese Auslegung jedenfalls die zutreffendere.

[16]) S v j a t o s l a v, Fürst von Kiev (gest. 1194).

Bruder, deine flinken Rosse; auch die meinen stehen bereit, gesattelt schon vorne bei Kursk.[17]) Und meine Kurjanen sind verlässliche Krieger,[18]) bei Trompetenschall geboren,[19]) unter Helmen gewiegt, mit der Lanzenspitze gepäppelt. Vertraut sind sie mit den Wegen, bekannt sind ihnen die Schluchten; die Bogen halten sie gespannt, die Köcher geöffnet, die Säbel geschärft, und sie selbst wetteifern, wie die grauen Wölfe auf dem Felde, suchend die Ehre für sich und den Ruhm für den Fürsten."

Da steigt Fürst Igor in den goldenen Bügel und reitet über das leere Gefilde. Die Sonne verfritt ihm mit der Dämmerung den Weg; die Nacht ächzt ihm mit Schaudern entgegen; den Vogel scheucht das Geheul der Tiere im Schlupfwinkel auf; der Uhu[20]) ruft im Baumwipfel und mahnt achtzugeben auf die unbekannten Gebiete der Volga, des Meeresstrandes, der Sula, des Surog[21]) und Korsun,[22]) sowie auf dich, du Koloss von Tmutorokan.[23])

Die Polovzer rannten hingegen auf ungebahnten Wegen zum grossen Don; es kreischen die Wagen um Mitternacht wie aufgescheuchte Schwäne.

Igor führt sein Heer zum Don. Und schon weidet an dessen Unglück sich der Vogel; die Wölfe in den Schluchten deuten gleichfalls Schrecken an; die Adler rufen krächzend die Tiere zum Knochenfrasse; die Füchse bellen die rötlichen Schilde an. O Russenland, du bist schon fern vom Schutze!

[17]) Kursk, Stadt im gleichnamigen Gouvernement. Die Krieger dieses Gebietes nannte man »Kurjani«.

[18]) »Kmet« = waffenfähiger Bursche, Wehrmann, Krieger; hat im Russischen noch heute nicht die Bedeutung Bauer, wie bei den anderen Slaven. —

[19]) »Poviti« hat bei den Slaven allgemein die Bedeutung »gebären«, nicht aber, wie deutscherseits immer übersetzt wurde, »einwindeln«, obschon der Begriff selbst etymologisch der letzteren Bedeutung Recht gibt. Es gilt nämlich bei den Slaven als unfein, namentlich in Frauenkreisen, von »poroditi« (= gebären) zu sprechen; man weicht daher auf diese Art der Anspielung auf den Geburtsakt aus. —

[20]) »Div« wurde bisher immer zu einem mythologischen Vogel gemacht. Es ist aber hier eben nur der als Unglück bringender Vogel bekannte Uhu (Kauz, Eule) gemeint, dessen Augenbau derart ist, dass ihm ein scharfes Sehen im Dunkeln möglich wird. Er gilt daher auch als Symbol der Gelehrsamkeit, weil letztere in dunkle Wissensgebiete dringt.

[21]) Surož, ein Gebiet am Azovschen Meere.

[22]) Korsun, ein Gebiet des alten thaurischen Chersones, jetzt: der Krim (nicht: die Krim).

[23]) Tmutorokan, Gebiet und Stadt am Azovschen Meere.

Lange dunkelte die Nacht; die Morgenröte zündete das Licht an; der Nebel bedeckte die Ebene; das Lied der Nachtigall verstummt, das Krächzen der Dohlen erhebt sich. Die Russen schliessen das grosse Feld mit den rötlichen Schilden ab, suchend die Ehre für sich und den Ruhm für den Fürsten. —

III.

Am Freitag morgens schlugen sie das heidnische Heer und breiteten sich mit ihren Geschossen auf dem Felde aus, mitschleppend schöne Polovzer Mädchen, und mit ihnen Gold, Teppiche und kostbare Samtgewebe. Mit Schnüren, Kleidern und Pelzen begannen sie nun Übergänge herzurichten über aufgeweichte und moorige Stellen, und allerlei Polovzer Musterarbeiten, wie: rote Fahnen, weisse Standarten, rote Roßschweife und silberne Einlegarbeiten dem tapferen Svjatslavlič (bringend).[24])

Im Felde schläft Olegs tapferer Stamm, weit umher zerstreut; er war nicht im Elend geboren, weder vom Falken, noch vom Geier oder von dir, schwarzer Rabe, du heidnischer Polovzer!

Gzak flüchtet wie ein grauer Wolf; Končak[25]) zeigt ihm die Spur zum grossen Don.

Sehr zeitlich am kommenden Morgen kündigt blutige Morgenröte den Tag an; schwarze Wolken ziehen vom Meere her, als wollten sie vier Sonnen verhüllen, und in ihnen schwirren blaue Blitze. Ein heftiger Donner stellte sich ein und es regnete gleich Pfeilen vom grossen Don. Hier brechen Lanzen, dort am Kajala-Flusse,[26]) beim grossen Don, schlagen Säbel ein auf die Polovzer Helme. O Russenland, du bist schon fern vom Schutze! —

Sieh, die Winde, Stribogs Enkel,[27]) wehen vom Meere mit Geschossen auf die tapferen Scharen Igors; die Erde erbebt, die Flüsse rinnen trübe, Staubwolken bedecken die Felder, die Fahnen werden zu Fetzen, denn die Polovzer rücken heran vom Don und vom Meere

[24]) Es handelt sich hier augenscheinlich darum, Igor, ihrem Führer, im Lager durch Belegen der Wege mit Teppichen u. drgl. zu ehren.

[25]) Gzak und Končak waren jedenfalls wohlbekannte Namen der Führer der Polovzer.

[26]) Kajala, Nebenfluss des Don im Polovzer-Gebiete, jetzt Kagalnik.

[27]) Die Bezeichnung »Stribogs Enkel« wurde bisher immer im mythologischen Sinne aufgefasst. Viel wahrscheinlicher ist es, dass Stribog der Grossvater Gzaks oder Končaks war, denn die rasche, windartige Bewegung des Gzak wird kurz zuvor angedeutet, und handelt es sich hier doch nur um Krieger, die mit dem Winde verglichen werden.

und von allen Seiten, das russische Heer umzingelnd. Die Söhne des Teufels[28]) schliessen unter Geschrei das Feld ab, aber die tapferen Russen umschliessen jene mit den rötlichen Schilden.

Der kühne Recke Vsevolod stand da zur Wehr, sprühend Pfeile auf das Heer und donnernd um die Helme mit den stählernen Schwertern. Wohin der Recke zusprang, hervorleuchtend mit seinem goldenen Helme, dort liegen Polovzer Heidenköpfe und zusammengeschweisste[29]) Helme, gespalten mit gehärteten Säbeln von dir, du grimmiger Recke Vsevolod.

Welch teure Wunden, o Brüder, zu vergessen Ehre und Leben, und die Stadt Černigov,[30]) den väterlichen goldenen Thron und seine geliebte Gattin, die schöne Gljebovna, die Gewohnheiten und Gebräuche!

IV.

Verwichen sind die Zeiten Bojans, vorüber sind die Jahre Jaroslavs; dies waren Olegs Scharen, des Oleg Svjatoslavlič. Denn dieser Oleg hat mit dem Schwerte Aufruhr geschmiedet und Pfeile gesäet im Lande. Er bestieg den goldenen Bügel in der Stadt Tmutorokan; und dieses Klingen hörte der selige grosse Jaroslav, der Sohn Vsevolods, und Vladimir verstopfte sich in Černigov jeden Morgens die Ohren. Doch Boris Vjačeslavlič[31]) führte die Ruhmbegierde vors Gericht und streckte ihn aus auf den grünenden Teppich Kanins,[32]) für die Beleidigung Olegs, des tapferen, jugendlichen Fürsten. —

Von dieser Kajala nun führte Svjatoplk[33]) seinen Vater durch die Ugorskische Reiterei[34]) zur hl. Sofija nach Kijev. — Damals wurde bei Oleg Gorislavlič[35]) gesäet und gezüchtet der Familienzwist, der das Leben des Enkels Daždbog[36]) vernichtete, denn bei den Rei-

[28]) »Bes« = der Böse, der Teufel.

[29]) »Ovarskija« dürfte von »ovariti« (= zusammenschweissen) stammen, ist demnach kein Eigenname (»avarisch«).

[30]) Černigov, Stadt und Gouvernement in Russland.

[31]) Boris Vjaceslavič, Sohn des Fürsten Vjaceslav von Smolensk.

[32]) Kanin, scheint eine Lokalität bei Černigov zu sein, oder ist ein anderer topischer Name für Nježatin, wo eben Boris i. J. 1078 fiel.

[33]) Svjatopolk, ein Sohn Izjaslavs.

[34]) »Ugorskische« Reiterei, wie später »Ugrische« Berge, deuten auf das Gebiet der ungarischen Karpaten, denn die Slaven nennen die Ungarn eben: Ogri, Ugri, Uhři. —

[35]) Über diesen ist geschichtlich nichts Näheres bekannt.

[36]) Daždbog wird allgemein als ein mythologischer Name angesehen. Dies trifft schon dem Inhaltszusammenhange nach nicht zu, sondern es handelt sich hier offenkundig um den gewaltsamen Tod eines jugendlichen Fürsten, umsomehr als kurz nachher angedeutet wird, wie sich die Rache für diesen Mord einstellte.

bungen der Fürsten verkürzte sich die Lebensdauer der Menschen. Damals jauchzte im Russenlande selten der Landmann, hingegen krächzten oft die Raben, sich teilend in die Leichen; und wollten die Dohlen zum Frasse fliegen, so besprachen sie dies in ihrer Sprache. So sah es aus in diesem Kriege und bei diesem Heere; von einem ähnlichen Kriege war noch nicht zu hören.

V.

Vom frühen Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zur Morgendämmerung fliegen gehärtete Pfeile, donnern die Schwerter und Helme, splittern stählerne Lanzen auf dem unbekannten Felde inmitten des Polovzer Landes. Besäet war die schwarze Erde unter den Hufen mit Knochen, getränkt mit Blut; mit dem Seufzer nach dem Russenlande endeten sie.

Was summt, was läutet mir (im Ohr) früh lange vor der Morgenröte? — Igor wendet die Heere, denn leid ists ihm um den lieben Bruder Vsevolod. Sie kämpften den Tag hindurch, sie kämpften den zweiten, und gegen Mittag des dritten Tages, da sanken Igors Fahnen. Hier trennten sich die Brüder am Ufer der reissenden Kajala; hier war kein Blutwein mehr zu haben, hier beendeten die Russen ihre Hochzeit; sie haben getränkt ihre Gäste und sanken nun selbst hin fern vom Russenlande. — Das Gras verdorrte vor Trauer und den Baum beugte der Kummer zur Erde. —

VI.

Schon ist, o Brüder, die freudelose Zeit gekommen, schon hat Grabesstille die Macht verhüllt. So stellte sich ein die Rache in der Gewalt des Enkels Daždbog. Er betrat in Mädchengestalt Bojans Land, flatternd wie mit Schwanenflügeln auf dem blauen Meere am Don, und weckte fruchtbarere Zeiten, denn die Gehässigkeit gegen die Heiden legte sich nun bei den Fürsten. Hingegen sprach der Bruder zum Bruder: „Das ist mein und das ist auch mein!“ Und die Fürsten begannen eine Kleinigkeit als etwas Grosses hinzustellen und selbst untereinander Ränke zu schmieden; und daraufhin rückten die Heiden von allen Seiten siegreich herein ins Russenland.[37])

O, weit verirrte sich der Falke, die Vögel ans Meer verfolgend; so ersteht auch Igors Heer nicht wieder. Ihm nach ruft die Vergeltung, und Trauer beschreitet das Russenland, Brände schleudernd in die Familienzwiste.

[37]) Hier wird satirisch auf die neue Situation angespielt: früher befehdeten die Fürsten die Nachbarvölker, nun aber sich selbst untereinander, was noch nachteiliger ist.

Die Russenfrauen weinten und sprachen: „Schon können wir uns unserer lieben Gatten in Gedanken nicht mehr erinnern, noch derer im Geiste gedenken, noch sie mit den Augen ansehen; und auch vom Golde und Silber fällt nicht wenig ab.“

O Brüder, Kiev seufzt im Trübsal und Černigov im Unglücke; Schrecken ergiesst sich über das Russenland, schwerer Kummer strömt durchs Russenland, und trotzdem schmieden die Fürsten selbst Ränke untereinander, und die Heiden selbst sprengen siegreich herein ins Russenland, auferlegend einen Silberling von jedem Hofe als Steuer.[38])

Diese beiden tapferen Svjatoslavlič, Igor und Vsevolod, verursachten schon Leid, das aber deren Vater, der grimmige, grosse Svjatslav von Kiev abwendete. Es war schrecklich; er kam herangerasselt mit seinen gewaltigen Scharen und stählernen Schwertern, dringt ein in das Polovzer Land, durchstampft Höhen und Schluchten, trübt Flüsse und Seen, legt trocken Bäche und Sümpfe, und reisst aus den eisernen Polovzer Scharen den heidnischen Kobjak[39]) wie ein Sturmwind von der Meeresbucht heraus; und Kobjak endete in der Stadt Kiev im Gewahrsam Svjatoslavls.

Da sangen die Deutschen und Venetier, da die Griechen und Mährer dem Svjatoslavl Ruhm, tadelten hingegen den Fürsten Igor, weil er das Beste versenkt in das Bett der Kajala, des Polovzer Flusses, und vollschüttete mit russischem Golde. Hier setzte sich Fürst Igor aus seinem goldenen Sattel in jenen Koščejs[40]); Trauer verbreitete sich in den Städten und die Freude schwand dahin.

VII.

Und Svjatoslavl sah einen trüben Traum auf den Höhen von Kiev; er erzählte: „Am Abende dieser Nacht habt ihr mich mit einer schwarzen Decke auf einem Bette von Ebenholz bekleidet; man schöpfte mir bläulichen Wein mit Bitternissen gemischt; man schüttete mir aus leeren Köchern von heidnischen Muscheln eine grosse

[38]) Es ist völlig unverständlich, weshalb jeder Ausleger den Begriff »bjel« als »weisses Eichhörnchenfell« übersetzt, da dies an sich unlogisch ist, denn gab es so zahlreiche weisse Eichhörnchen, so hatten die Felle keinen Wert, gab es wenige, so konnten die Hofbesitzer ihrer Pflicht nicht nachkommen. »Bjel« bedeutet aber auch im Russischen Silber, weisses Geld, wie ebenso im Böhmischen, Slovenischen (»belič«) u. s. w. also eine Silbermünze heute unbekannten Wertes.

[39]) Kobjak, ein Chan der Polovzer.

[40]) Košče j, ein Chan der Polovzer. Der Vergleich will wohl besagen: früher war Koščej der Besiegte, jetzt ist es Igor, d. h. sie tauschten die Rollen.

Perle in den Schoss und pflegte mich; die Dielen in meinem goldgipfligen Palaste waren ohne Stützen; vom Abend an die ganze Nacht hindurch krächzten hungernde[41]) Raben bei Pljesensko[42]); es war dort ein Hain mit Aas,[43]) daher sie nicht zum blauen Meere fortzogen."

Die Bojaren sprachen nun zum Fürsten: „Schon hat, o Fürst, der Gram die Sinne gefangen genommen; ach, die zwei Falken sind vom goldenen väterlichen Throne ausgeflogen um zu erobern die Stadt Tmutorokan oder lieber mit den Helmen den Don auszutrinken. Schon haben die beiden Falken durch die Heidensäbel die beiden Flügel eingebüsst und wurden selbst gefesselt in eiserne Netze, denn finster war es am dritten Tage; zwei Sonnen verfinsterten sich, beide Feuersäulen erloschen, und mit diesen wurden zwei junge Monde, Oleg und Svjatoslavl, von der Finsternis umhüllt.

Am Flusse Kajala hat Dunkel das Licht bedeckt. Im Russenlande verbreiteten sich die Polovzer wie eine Pantherbrut; sie versenkten alles ins Meer, die grossen Schätze aber übergaben sie den Hinen.

Schon erhob sich Schande über Ruhm, schon riss die Gewalt an der Freiheit, schon wirft sich der Totenvogel auf die Erde. Und die schönen gotischen[44]) Mädchen beginnen zu singen am Ufer des blauen Meeres, klingend mit russischem Golde; sie besingen die heiteren Zeiten und feiern die Rache mit Schellengeläute.[45]) Wir aber, Kameraden, wir haben keine Freude!"

Da warf der grosse Svjatoslavl das goldene, mit Tränen gemischte Wort ein, indem er sagt: „O meine Söhne, Igor und Vsevolod, früh begannt ihr das Polovzer Land mit dem Schwerte zu quälen und Ruhm zu suchen, doch nur Schande habt ihr errungen und zur Unehre vergosst ihr Heidenblut. Eure tapferen Herzen sind wohl aus gediegenem Stahl geschmiedet und im Ungestüm gehärtet, doch was tatet ihr meinen silbernen Haaren? Denn schon sehe ich

[41]) »Bosuvi« dürfte hungrig bedeuten; im Slovenischen heisst »posunjen« heisshungrig, gierig.

[42]) Pljesensk, eine verschollene, vermutlich nächst Podhorcze gelegene oder mit dieser identische Stadt.

[43]) »Kisanju« wurde bisher verschiedenst ausgelegt. Es kann aber hier der Situation nach nur sauerwerden, in Gährung übergehen, verwesen, d. i. »kisati« bedeuten, umsomehr als die Raben des Aasvorrates wegen eben nicht fortziehen wollen.

[44]) Die Goten sassen schon im 3. Jahrhunderte auf Taurien. Um das Jahr 1050 wurden sie von den Polovzern unterjocht.

[45]) »Šarokan« wurde bisher immer als ein Eigenname aufgefasst; »šarok« heisst aber doch im Russischen noch heute: Schellentrommel, Tamburin.

nicht mehr die Länder des gewaltigen, tapferen und kriegerreichen Bruders, meines Jaroslav, mit den Haudegen von Černigov, mit den Moguten, Tatranen, Šelbiren, Topčaken, Revugen und Olberen,[46]) denn diese siegten ohne Schilde mit Lederüberzug, nur mit Feldgeschrei über die Scharen, kündend den Ruhm der Ahnen. Ihr aber saget nicht: „Wir haben doch Männer und können den früheren Ruhm selbst erringen und den letzten teilen wir allein." — Und wäre es ein Wunder, Brüder, wenn sich das Alter verjüngt! So lange der Falke mausert, treibt er das Gevögel hoch und lässt sein Nest nicht verunglimpfen. Doch böse ists, weil mir die Fürsten nicht beistehen; die Zeiten haben sich zu nichts gewendet! Diese rufen aber erst unter den Polovzer Säbeln zur Eintracht[47]) und Volodimir erst unter den Wunden; Kummer und Gram ward dem Sohne Gljebs![48])

VIII.

Grosser Fürst Vsevolod! Möchtest du doch in Gedanken hieherschweben von weitem, um zu schützen den goldenen Thron der Väter! Denn du konntest mit Rudern die Volga verspritzen und den Don mit dem Helm ausschöpfen. Wenn du da wärest, dann gälte die Čaga[49]) soviel wie eine Nogata[50]) und Koščej einen Resan,[51]) denn du konntest mit lebendigen Wurfgeschossen, mit den ergebenen Söhnen Gljebs, auf dem Festlande schiessen!

O du kühner Rjurik und David![52]) Sind eure goldenen Helme nicht im Blute geschwommen? Haben eure tapferen Genossen nicht wie Stiere gebrüllt, verwundet mit gehärteten Säbeln auf fremder Erde? Tretet ihr Herren in den goldenen Bügel für die Schmach dieser Zeiten, für das Russenland, für Igors Wunden, des kühnen Svjatslavlič!

[46]) Krieger der Bezirke gleichen Namens.

[47]) »Rim« = Ring, das Zusammenhalten; an »Rom« ist hier nicht zu denken, wie viele Übersetzer meinten.

[48]) Hljeb Jurjevič; regierte von 1169—1171.

[49]) »Čaga« hiess eine grosse russische Geldmünze. Sie ist noch in mehreren Exemplaren in den Museen Nordeuropas vorhanden; ihre Aufschrift »čagk«, auch »čagja« konnte aber bisher niemand lesen, weil sie in nordslavischen Runen dargestellt ist. Dass »Čaga«, wie man bisher immer annahm, der Name eines Polovzer-Chanes gewesen wäre, ist daher falsch, und soll hiemit der grosse Wertunterschied der zwei Münzen und demnach auch vergleichend der Polovzer Košček taxiert werden.

[50]) »Nogata«, eine kleine russische Münze.

[51]) »Rezan« eine kleine, minderwertige russische Münze; 2½ davon geben erst eine »nogata«.

[52]) Rjurik und David waren Enkel Mstislavs d. Gr.

Du achtfach denkender Jaroslav von Galizien![53]) Hoch sitzest du auf deinem goldbeschlagenen Throne, stütze die Ugrischen Berge mit deinen eisernen Scharen, vertretend dem Könige den Weg; verschliesse die Tore des Don,[54]) schleudernd Lasten durch die Wolken, Recht sprechend bis zum Don! Deine Schrecken verbreiten sich über die Lande, öffnend die Tore von Kijev, beschiessend von deinem goldenen Throne Saltan[55]) jenseits der Grenze; schiesse, Herr auf Končak und auf den heidnischen Koščej für das Russenland und für Igors Wunden, des kühnen Svjatslavlič!

Auch du mutiger Roman[56]) und Mstislav[57])! Heldensinne trugen euren Geist zur Tat; hoch schwebtet ihr in Kühnheit zum Tatendrange, gleich einem Falken sich in den Winden ausbreitend, sobald er verwegen einen Vogel überwinden will; denn ihr hattet eiserne Spangen unter den lateinischen[58]) Helmen; von diesen erbebte die Erde und viele hinische, litauische, jatvjagische und deremelische Gegenden, und die Polovzer warfen ihre Lanzen weg und beugten ihre Häupter unter deren stählerne Schwerter. Doch schon schwand das Licht der Sonne und der Baum warf unwillig seine Blätter ab. An der Rsa[59]) wie an der Sula verteilte man die Städte, doch Igors tapfere Scharen, sie erstehen nicht wieder. Dieser Don aber ruft den Fürsten zu und ruft die Fürsten auf zum Siege: die Söhne Olegs, tapfere Fürsten, sie treffen ein zur Wehr.

Ingvar[60]) und Vsevolod und alle drei Söhne Mstislavs, Sechsflügler[61]) aus keinem niederen Neste; habt Ihr nicht durch ein siegreiches Geschick Länder erbeutet? Wie sehen eure goldenen Helme und ljazkischen Lanzen und Schilde aus? Schliesst ab die Tore des Kampffeldes mit euren scharfen Pfeilen für das Russenland und für die Wunden Igors, des kühnen Svjatslavlič! —

[53]) Jaroslav Vladimirovič, Grossfürst von Galizien, Schwiegervater Igors, des Helden der Dichtung.

[54]) Im Texte »Dunaj«. Hiemit ist ausschliesslich das Don-Gebiet gemeint; mit der Donau im heutigen Sinne hat dieser Name in der Dichtung nichts zu schaffen.

[55]) »Saltan« scheint eine Veste oder ein Ort am Donec (jetzt «Saltov«?) gewesen zu sein.

[56]) Roman Mstislavič, Grossfürst von Galizien (seit 1197).

[57]) Mstislav Jaroslavič, Stiefbruder Romans.

[58]) Unter »lateinisch« verstand man Erzeugnisse, die aus Ländern des römisch-katholischen Glaubensbekenntnisses kamen.

[59]) Rsa, rechter Nebenfluss des Dnjepr (bei Kiev).

[60]) Ingvar und Vsevolod waren Söhne des Fürsten Jaroslav Izjaslavlič von Luck.

[61]) »Sechsflügler«, also in der Auffassung als Vögel — jeder mit zwei Flügeln.

IX.

Die Sula fliesst nicht mehr in silbernen Strömen zur Stadt Perejaslavl[62]) und die Dvina[63]) fliesst schmutzig zu jenen furchtbaren Polovčanen mit dem heidnischen Geschrei. Nur Izjaslav[64]) allein, der Sohn Vasilkos,[65]) dröhnt mit seinen scharfen Schwertern an den litauischen Helmen; er erringt Ruhm seinem Ahnen Vseslav,[66]) doch er selbst ward niedergerungen unter den rötlichen Schilden auf blutigem Rasen durch litauische Schwerter. Und als man ihn aufs Bett legte, sagte er: „Deine Genossen, o Fürst, deckten die Vogelschwingen und die Tiere leckten das Blut; Bruder Bračislav war aber nicht hier und auch nicht der andere Vsevolod.“ — Allein verhauchte er die edle Seele aus dem tapferen Leibe durch den goldenen Halskragen.

Die Stimmen verstummten, die Freude legte sich.

Die Trompeten von Grodno[67]) schmettern: „Jaroslav und ihr alle Enkel Vseslavs, senket schon eure Fahnen, versorget eure schartigen Schwerter, denn schon seid ihr vom Ahnenruhme ausgesprungen; ihr habt doch mit euren Fehden das Eindringen der Heiden in das Russenland verschuldet, wie auch das Leben Vseslavs! Welcher Druck stellt sich da ein vom Polovzer-Lande!“ —

Im siebenten Zeitalter[68]) Bojans warf nämlich Vseslav das Los um das ihm teure Mädchen.[69]) Er klemmte sich mit den Hacken ans Pferd, sprengte zur Stadt Kiev und erreichte durch das Flussbett den goldenen Sitz von Kiev. Von diesem springt er auf, wie ein wildes Tier um Mitternacht, aus der weissen Burg, sich in grauen Nebel hüllend, und rennt am Morgen mit fahrbaren Mauerböcken die Tore von Novigrad[70]) ein, vernichtet den Ruhm Jaroslavs, und eilt wie ein Wolf zur Nemiga[71]) aus Dudutki.[72]) An der Nemiga streut man Köpfe als Garben hin und drischt mit stählernen Flegeln; auf die

[62]) Pereslavl, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltava.

[63]) Der Fluss Dvina (Düna) fliesst bei der Stadt Polock vorüber.

[64]) Izjaslav, Sohn des Vasilko, Enkel des Vseslav (gest. 1183).

[65]) Vasilko war i. J. 1132 Fürst von Polock.

[66]) Vseslav, Fürst von Polock (gest. 1101).

[67]) Grodno, Gouvernements-Hauptstadt in Westrussland.

[68]) Eine nicht näher bekannte Zeitrechnung, anscheinend ähnlich den Olympiaden oder Lustren.

[69]) Novigrad, d. i. Novgorod.

[70]) Darunter scheint die Stadt Kiev gemeint zu sein.

[71]) Nemiga, identisch mit dem Njemen-Flusse.

[72]) Dudutki, Ortschaft unweit Novgorod; dort befindet sich noch heute ein Kloster, genannt »na Dudutkah«.

Tenne legt man das Leben und worfelt[73]) die Seelen vom Leibe. Die blutigen Ufer der Nemiga waren nicht mit Schlamm besät, sie waren besät mit den Gebeinen der Russensöhne.

Fürst Vseslav sprach das Recht dem Volke, verteilte an die Fürsten die Städte, selbst aber eilte er nachts, wie ein Wolf; er erreichte bis zum Hahnenrufe Tmutorokan und überholte den grossen Chrs[74]) nach Wolfsart auf dem Wege. Ihm läutete man bei der heiligen Sofija in Polock zur Frühmesse die Glocke, aber er hörte noch in Kiev das Läuten.[75])

Mag nun auch in einem freundlichen Körper eine kluge Seele wohnen, so leidet sie doch oft an Gebrechen. Diesem hat der Seher Bojan daher schon früher in einem sinnigen Liede gesagt: „Nicht der Kluge, nicht der Schnelle, nicht der Vogelschnelle entgeht dem Gerichte Gottes."

O seufzen muss das Russenland, gedenkt es der ersten Zeiten und der ersten Fürsten. Jenen alten Vladimir konnte man nicht annageln an die Berge von Kiev, dessen Fahnen wurden zu jenen Rjuriks und andere zu jenen Davids, und die Stämme trugen deren Rüssel zur Weide.[76])

X.

Die Speere ziehen gegen den Don. —

Da hört man Jaroslavnas[77]) Stimme; sie ruft des morgens, verborgen wie ein Kuckuck: „Ich will fliegen," sagt sie, „wie ein Kuk-

[73]) »Worfeln« bezeichnet die Scheidung des ausgedroschenen Kornes von der Spreu. Dies geschieht durch Verwerfen mit einer Handschaufel in der Tenne von einer Ecke in die diagonal gegenüberliegende; die Spreu fällt schon auf dem halben Wurfwege ab, das Korn gelangt ob seiner Schwere hingegen rein an die Wand. Dieser poetische Vergleich eines blutigen Kampfes mit dem Dreschprozesse ist geradezu hervorragend bilderreich und vorbildlich konsequent durchgeführt.

[74]) »Chrs«, sonst auch »Chors«, wurde bisher allgemein als ein mythologischer Name für die Sonne oder für den Sonnengott angesehen. Offenkundig lautete aber so der Funktionsname des Führers einer »kora, horda« oder »orda«, also einer Schar von Kriegern (Chor), und bestand bei den Tataren doch auch die sogenannte »goldene Horde«, eine Heeresabteilung Džučis, welche das Chanat Kipčak gründete.

[75]) Damit deutet der Dichter dessen Raschheit in seinen Unternehmungen an, d. h. begann man in Polock zur Frühmesse zu läuten, wenn er den Ort passierte, so war er beim Schluss des Geläutes schon nahe von Kiev.

[76]) Hiemit will der Dichter unter Gebrauch einer damals geläufigen Redensart andeuten, dass die Untertanen den erwähnten Fürsten alles zuliebe taten.

[77]) Jaroslavna, die Gattin Igor's, Tochter des Fürsten Jaroslav, sonst auch Euphrosine genannt.

kuck zum Don, will den Biberärmel im Flusse Kajala eintauchen und dem Fürsten seine blutenden Wunden am erstarrten Körper reinigen."

Jaroslavna weint des Morgens auf dem Söller in Putivl und spricht: „O Wind, o Segelwind! Weshalb, o Gott, wehst du so stark? Weshalb wirfst du die hinischen Pfeile auf deinen leichten Flügeln auf meines Liebsten Krieger? War es dir zu wenig oben unter den Wolken zu wehen, oder die Schiffe zu schaukeln auf dem blauen Meere? Weshalb, o Herr, verwehst du meine Freude über das Steppengras?"

Jaroslavna weint des Morgens auf dem Söller in der Stadt Putivl und spricht: „O Dnjepr, du ruhmvoller! Du hast Felsenberge durchbrochen durch das Polovzer Land; du hast geschaukelt auf dir Svjatoslavls Schiffe gegen Kobjaks Scharen[78]; schaukle doch wieder, o Herr, meinen Geliebten zu mir, damit ich nicht Tränen am Morgen ans Meer zu ihm senden muss!"

Jaroslavna weint des Morgens auf dem Söller in Putivl und spricht: „Helle, dreifachhelle Sonne! Allen willst du warm und schön; weshalb, o Herr, hast du dich mit deinem sengenden Strahle auf des Geliebten Krieger gelegt? In wasserlosen Gefilden trocknen ihnen ein die Bogen, und die Köcher sind ihnen durch Entbehrungen verschlossen!"—

XI.

Aufschäumte das Meer um Mitternacht; es ziehen wie Wogen die Wolken. Dem Fürsten Igor zeigt Gott den Weg aus den Polovzer Gauen ins Russenland zum goldenen väterlichen Throne.

Die Abendröte erlöschte. Igor schläft, Igor wacht, Igor erwägt. Die Gefilde vom grossen Don zum kleinen Donec[79]) misst ein Pferd um Mitternacht. Ovlur[80]) pfeift jenseits des Flusses, gibt dem Fürsten das Zeichen.

Fürst Igor war nicht da. — Es toste, es dröhnte die Erde, es knisterte das Gras, die Polovzer Zelte hoben sich. Da springt Fürst Igor wie ein Wiesel ins Schilf, oder wie eine weisse Ente auf dem Wasser; er wirft sich auf das schnelle Ross, springt dann von ihm wie ein hungriger Wolf, eilt zur Donec-Au und flieht dann, wie ein

[78]) Hier handelt es sich um einen siegreichen Kriegszug Svjatoslavl's gegen den Polovzer-Chan Kobjak i. J. 1184.

[79]) Donec, rechter Nebenfluss des Don.

[80]) Ovlur, Vlur war nach der Ipat'schen Chronik, die ihn jedoch Lavr nennt, zwar ein Polovzer, aber dessen Mutter war eine Russin, daher sie ihren Sohn veranlasste Igor aus der Gefangenschaft zu befreien.

Falke im Nebel, tötend Gänse und Schwäne zum Frühmahl, zum Mittag wie zur Jause.

Indess Igor wie ein Falke fliegt, rannte Vlur wie ein Wolf, mit sich abstreifend den kalten Tau, um die Fährte des schnellen Pferdes zu unterbrechen.[81])

Der Donec sagt: „Fürst Igor, nicht wenig hast du des Ruhmes, Končak des Verdrusses und das Russenland der Freude!"

Igor erwidert: „O Donec, nicht wenig hast du des Ruhmes, der du den Fürsten gewiegt auf deinen Wellen, der du ihm grünes Gras aufgeschüttet auf deinen silbernen Ufern, ihn umhüllt mit warmen Lüften im Schatten grüner Bäume, ihn bewachend durch den Tauchvogel auf dem Wasser, die Möve über der Strömung und der Schwarzente in den Winden. Nicht so," sagt er, „ist der Stugna-Fluss[82]); dieser hat eine scharfe Strömung; er hat fremde Bäche verschlungen und sein Bett ausgedehnt über das Ufergestrüppe. Dem jungen Fürsten Rostislav[83]) verschloss der Dnjepr die dunklen Ufer. Es weinte die Mutter Rostislavs nach dem jungen Fürsten Rostislav; es verwelkten die Blumen vor Leid und der Baum neigte sich in Kummer zur Erde, und die Elstern schwatzten nicht mehr."

Gzak ritt mit Končak Igors Spuren nach. Da krächzten nicht die Raben, die Dohlen verstummten, die Elstern schwatzten nicht; auf den Ästen wiegten sich nur die Spechte, die den Weg zum Flusse mit ihrem Hacken weisen; Nachtigallen verkünden das Licht mit frohen Liedern.

Da sprach Gzak zu Končak: „Sobald der Falke in das Nest fliegt, so erschiessen wir den jungen Falken mit unseren goldenen Pfeilen!" — Končak erwidert zu Gzak: „Sobald der Falke zum Neste fliegt, werden wir den jungen Falken durch eine schöne Jungfrau fesseln!" — Da bemerkt Gzak zu Končak: „Wenn wir ihn fesseln durch eine herrliche Jungfrau, so bleibt uns weder der junge Falke noch das schöne Mädchen, sondern die Vögel werden uns auf dem Polovzer Gefilde zu bekämpfen beginnen.[84])

[81]) Es waren dies Vorkehrungen, um den Verfolgern Igor's Fährte zu verwischen und für dessen Flucht einen Zeitvorsprung zu gewinnen.

[82]) S t u g n a, linker Nebenfluss des Dnjepr, südlich Kiev.

[83]) R o s t i s l a v, Sohn des Grossfürsten Vsevolod I, warf sich nach einem Kampfe mit den Polovzern, um der Gefangenschaft zu entgehen, in die Stugna, und ertrank darin, erst 22 Jahre alt, infolge der schweren Leibesrüstung.

[84]) Es scheint darin die Befürchtung zu liegen, dass dann die Sprossen hiefür an den Polovzern Rache nehmen könnten. — Vladimir, der Sohn Igor's, nahm später tatsächlich die schöne Tochter Končak's zur Gemahlin.

XII.

Bojan sagt, anspielend hiebei an Svjatoslavl, den Dichter der Vorzeit, Jaroslavl und die Gemahlin des Olegschen Sprossen[85]): „Schlimm ists dem Kopfe ohne Schultern, böse dem Körper ohne Kopf, und dem Russenlande ohne Igor!"

Die Sonne leuchtet am Himmel; Fürst Igor ist im Russenlande; Mädchen singen am Don; deren Stimmen verbreiten sich übers Meer bis Kiev. Igor geht über den Boričev[86]) zur heiligen Muttergottes von Pirogošč.[87]) Die Gaue sind zufrieden, die Städte freuen sich; sie singen ein Lied den alten Fürsten, um dann den jungen zu singen: „Ruhm dem Igor Svjatslavlič, dem künnen Helden Vsevolod und dem Vladimer Igorevič.[88]) Seid gegrüsst ihr Fürsten und eure Kameraden, die gekämpft für die Christen gegen die heidnischen Scharen! Ruhm den Fürsten und deren Mitkämpfern!" Amin.[89]) —

Wissenschaftliches Allerlei.

Ein kelto-slavischer Grenzstein in England.

Im Werke „*Runic Monuments*" des Professors George Stephens (London-Kopenhagen, 1866) ist eine Porphyrpyramide beschrieben, die in der Gemeindeflur von St. Dogmaels, Bez. Cardigan auf Wales, gefunden wurde. Dieselbe zeigt folgende Inschrift im lateinischen Alphabete: „*Zagrani fili Cunotami*"; derselbe Text wiederholt sich überdies auf der linken Kante in der Ogam-Schrift, und wurde bisher allgemein als eine Inschrift in lateinischer Sprache, „Sagrani, Sohn des Cunotam" besagend, ausgelegt, der Stein also als ein Grabstein angesehen.

[85]) Diese Stelle ist unklar, denn es ist zweifelhaft, ob »kogan« als Eigenname oder als: Kind, Sprosse aufzufassen ist; in letzterem Falle ist unter »hoti« (Gemahlin) hier die Jaroslavna zu verstehen.

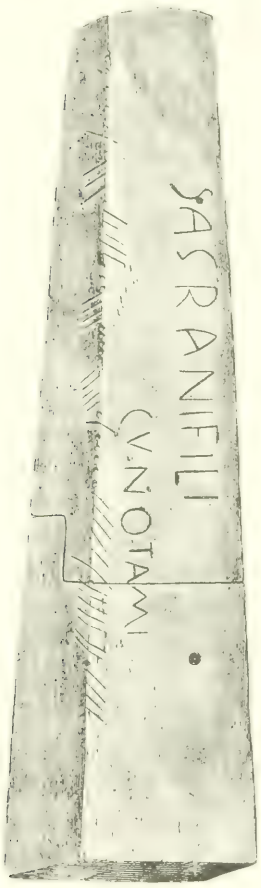
[86]) Boričev, Name eines Abhanges des Dnjepr-Ufers, von welchem man zu einer Überfuhr gelangte.

[87]) Pirogošč hiess der Mann (Kaufmann), der dieses Bild von Konstantinopel nach Kiev brachte, wo es in der i. J. 1131 erbauten Marienkirche aufgestellt wurde.

[88]) Vladimir, Sohn Igor's, des Helden der Dichtung.

[89]) Der Schluss gleicht den Ansprachen in griechischen Kirchen bei feierlichen Anlässen, welcher Umstand zur Annahme führte, dass der Dichter ein Mönch war, doch kann sich ebensogut ein weltlicher Dichter die oft gehörte Ansprache zum Muster genommen haben.

Diese Deutung muss aber in jeder Hinsicht bezweifelt werden, denn der Text selbst enthält nicht nur derbe grammatische Fehler, sondern auch sonstige wichtige Bedenken in bezug auf die Eigennamen. Augenscheinlich ist die Inschrift kelto-slavisch und besagt dieselbe: „Grenzstein der Gemeinde (oder Herrschaft) Cunotam", und ist der Begriff „zagrani" (= sagrani) doch das slavische Wort für die Grenze, Grenzlinie oder den Grenzstein, denn das russische „zagraničnij" kennzeichnet noch immer hiemit jenen, der jenseits oder an der Grenze wohnt; „fili" kann aber in dieser Form ebenso als „vili" gelesen werden, denn zwischen „f" und „v" wurde früher in der schriftlichen Darstellung vielfach kein Unterschied gemacht, und „vila" bedeutet in den meisten Sprachen etwas Analoges, wie bei den Römern ein Landhaus oder ein Landgut, bei den Griechen als „philé" die Sippe, Gemeinde oder das Aufgebot (eines Volksstammes); bei den Südslaven hat „vilajet" die Bedeutung von Bezirk, Kreis, und im Deutschen ist derselbe Wortstamm zu „Weiler" geworden; im Französischen ist „ville" = die offene Stadt, der nicht mit Mauern umgebene Ort. — Aber auch das Wort „Cunedda" kommt in der ältesten Geschichte Cardigans als der Name eines Adelsgeschlechtes (oder Adelssitzes) vor, daher diese Lesung in allen Teilen sprachgeschichtlich begründet ist. Hingegen ist die Annahme der Gelehrten, dass „Sagranus" soviel als „grosser Angreifer" bedeute, auch nur im slavischen Sinne richtig, denn die Grenze sowie derjenige, dem der Schutz derselben obliegt, tragen nahezu grundsätzlich Namen derselben Sprachwurzel.



Kelto-slavischer Grenzstein in England.

Dieser Stein diente, soweit bekannt, zuerst als Türstock, dann als Auftritt bei einer Wasserschöpfstelle; jezt befindet er sich in der Vikarie von St. Dogmaels. War er aber je ein Grabstein, so hätte ihn niemand als Türstock benützt, denn der Glaube, dass man das, was auf den Friedhof gehört, nicht ins Haus nimmt, ist doch ein allgemeiner, und wurde früher wohl noch genauer eingehalten, wie vielleicht heute. Wahrscheinlich ist es aber, dass der Stein einmal bei

einer Grenzregulierung oder Besitzarrondierung entbehrlich wurde und sodann die erwähnte profane Verwendung erhielt.

Die Ogam-Schrift besteht aus einem primitiven Strichsystem, d. h. jeder Buchstabe ist aus 1—5 parallelen Strichen ober, unter oder auf der Zeile (hier Kante) gebildet, und wurde das Alphabet von einem Bischof von Limerick (Irland) eben nach diesem Steine konstruiert. Ob aber dieser Schlüssel zutreffend ist, müsste erst an den zahlreichen sonstigen Schriftdenkmälern dieser Art nachgewiesen werden, denn man hält auch die sonstigen Inschriften für lateinisch und schreibt sie dem IV. Jahrhunderte zu; wurden aber auch die übrigen so falsch gelesen wie dieser Grenzstein, dann ist anzunehmen, dass sie alle kelto-slavische Aufschriften haben. Vielleicht findet sich auf dieses hin jemand in England oder Frankreich, der diese Überprüfung oder Vergleichung an den Originalen neuerdings vornimmt; im Jahre 1865 waren angeblich schon 56 solcher Steine bekannt. — M. Ž.

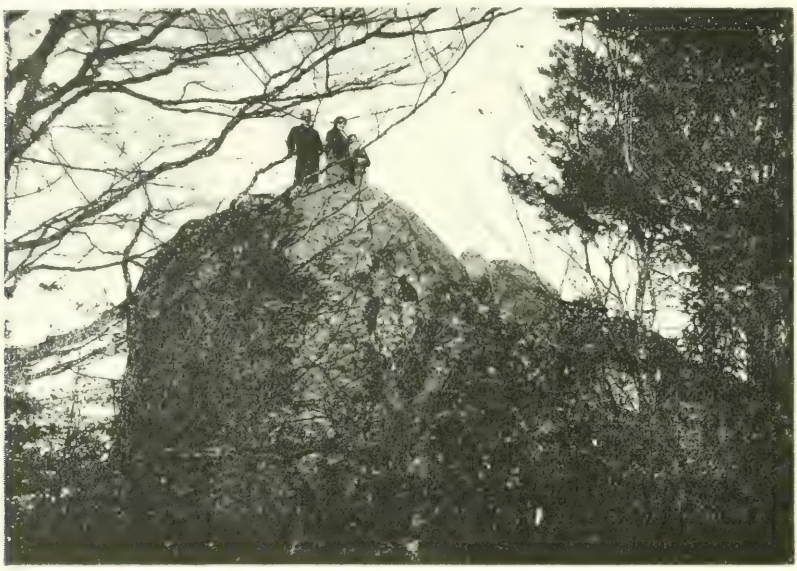
Slavische Mildtätigkeit in barbarischen Zeiten.

Paul Warnefried, Diakonus von Forum Tulii *(Aquileja)*, in der zweiten Hälfte des VIII. Jahrhundertes lebend, Notar des letzten Königs der Longobarden, gibt in der von ihm verfassten Geschichte dieses Volkes ein erschütterndes Bild der damaligen Kulturzustände, der Feindseligkeiten gegen die Grenznachbaren, der unaufhörlichen Kämpfe, verübten Gewalttaten und der grausamen Behandlung der Kriegsgefangenen, welche stets das Los der Sklaverei traf. Umsomehr sticht hievon die liebevolle Behandlung ab, welche sein Vorfahre als Fremdling im slavischen Lande erfuhr. Über seine Voreltern Kunde gebend, schreibt Paul Diakonus: „Zur Zeit, als das Volk der Longobarden aus Pannonien zog, kam auch Leochis, mein Ahnherr, der Vater meines Urgrossvaters, ein geborener Longobarde, mit nach Italien. Er lebte einige Jahre daselbst, starb darauf und hinterliess fünf kleine Söhne. Diese wurden beim Einfall der Avaren gefangen genommen und ins Land der Hunnen abgeführt, woselbst sie das Joch der Knechtschaft trugen. Zum Mannesalter gekommen, verblieben vier in der Gefangenschaft, der fünfte aber, mit Namen Leupechis, der nachher mein Urgrossvater wurde, entfloh und wollte wieder nach Italien gelangen, wo das Volk der Longobarden wohnte. Er trug nichts bei sich als einen Köcher, einen Bogen und etwas Lebensmittel. Diese gingen bald aus, der Hunger machte ihn kraftlos und schon verzweifelte er am Leben. Endlich fand er menschliche Wohnungen; Slaven nämlich hielten sich daselbst auf. Da fiel er einer alten Frau auf; aus Mitleid ward er aufge-

nommen und im Hause geborgen. Die Frau gab ihm von Stunde zu Stunde zu essen, damit er sich erholen könne. Sobald dies geschehen, reichte sie ihm Lebensmittel auf den Weg und sagte ihm, wohin er sich wenden müsse. Nach einigen Tagen langte er in Italien an und kam wieder zu seinem Geburtshause." J. v. M.

„Čertův kámen".

Als ergänzenden Beleg zur Richtigkeit der Etymologie in „Čertův kámen" (s. S. 11) sandte der Oberlehrer R. Indra aus Březůvky (Bez. Ung.-Brod) das Bild eines solchen Felskolosses ein, über dessen



„Čertův kámen", Grenzstein zwischen Holleschau und Ung.-Brod (Mähren).

höchsten Punkt die Grenzen der Bezirkshauptmannschaften Ung.-Brod und Holleschau laufen und in dessen nächster Nähe die Grenzen von von 4 Gemeindefluren zusammenstossen.

Eine weitere Bestätigung für diese zutreffende Etymologie der altslavischen Sprachwurzel „čer" sandte auch der Inspektor Fr. Eberle aus Wildenschwert zu. In jenem Gebiete finden sich die topischen Namen: Černovír, Čertova brázda, Čermná und Černá stezka vor.

Der Name „Černovír" (Grenzwach-, Grenzschutzpunkt) wiederholt sich mehrmals (z. B. so hiess auch ein altes Fort der äussersten

Umfassung der Festung Olmütz). Bei Černovír fällt aber diese Etymologie besonders auf, weil sich hinter dem Dorfe auch ein tiefer Graben von bedeutender Länge zieht, der nahezu den Eindruck eines engen Tales macht, aber doch offenkundig von Menschenhand herrührt; er ist allgemein als „Teufelsfurche" (Čertova brázda) bekannt.

In der Nähe befindet sich auch das Dorf „Čermná", das als „Rotwasser" ins Deutsche übertragen wurde. Ein Dorf gleichen Namens liegt auch in der Nähe von Boruhrádek (vergl. „bor" und „hrádek", also: Verteidigungsschutzpunkt, vorbereiteter Kampfplatz); es muss also da auch der Einfluss irgendeiner Grenze zu besonderen Verteidigungsvorsorgen Anlass gegeben haben. Überdies wiederholt sich der Name „Čermná" in Österreich wie auch sonstwo ungemein oft, deutet aber weder auf „schwarz" noch auf „rot", sondern eben auf eine Grenzrelation. — „Černá stezka" war ein Nebensteig, welcher aus Mähren über Leitomischl und Hohenmaut nach Böhmen (Königgrätz) führte. Dieser Weg bildete tatsächlich noch im Jahre 1248 die Grenze gegen das Gebiet von Leitomischl, und wird derselbe auch im Jahre 1292 als Grenzlinie zwischen dem Klosterbesitze Zbraslav und dem „Klostergrund" von Leitomischl erwähnt. Er führte durch den „Markwald", welcher Name noch ergänzend besagt, dass dies ein Wald an der Grenze („Mark") war. — In deutschen Kanzleien übersetzte man diesen Namen in Unkenntnis der wahren Etymologie modern wörtlich in „Schwarzer Steg", und ergänzte dies dahin, es sei dies der Weg, den die Schwärzer zwischen Sachsen, Böhmen und Mähren benützten, was aber selbstredend eine Kontradiktion ist, denn das gefährliche Gewerbe des Grenzschmuggels setzt gerade das Ausweichen von gebahnten Wegen voraus, und müssten die einstigen Grenzzollwachen geradezu blind gewesen sein, wenn sie nicht wussten, welchen Weg der Schmuggel nimmt. Für die Wissenschaft ist aber dabei die Hauptsache, dass hiemit das tatsächliche Bestehen eines längs der Grenze führenden Weges unbewusst zugegeben wird.

Ein weiterer Interessent teilt das Vorkommnis mit, dass am „Scharmützelsee" in Brandenburg vor kurzem ein grosses Urnenfeld entdeckt wurde. Dass in Brandenburg einst Slaven sassen, ist zweifellos und muss demnach die Originalform jenes Namens ursprünglich entweder „Čarnica, Černica" (= Grenzgebiet) oder aber „Žarnica" (= Urnenfeld) gelautet haben. —

„Miroslav".

In dem Artikel „Der Grabstein der kroatischen Königin Jelena", im 1. Hefte des „Staroslovan" (S. 64) bietet Joh. Ev. Chadt, heute

wohl der bedeutendste slavische Fachschriftsteller für die Geschichte des Forst- und Jagdwesens, folgende Ergänzung:

„Der Personenname „Miroslav" stand einst auch bei den böhmisch-slavischen Stämmen im allgemeinen Gebrauche. Derselbe findet sich in den ältesten Urkunden wiederholt vor, wie z. B. im Jahre 1049 als „Mirzlau, *homo eccl. Olomuc*"; 1142 als „Mirzlau, *urb. Boh. fundator monastirii Sedlec*"; 1144 als „Mirozlav, *testis*". *(Reg. I. 669. Codex dipl. Bohemiae I., 505.)* — Es wäre daher angezeigt, wenn der „Staroslovan" auch die Verfassung und Ausgabe eines Verzeichnisses aller notorisch slavischen Vornamen in sein grosses Programm aufnehmen würde." —

Anmerkung d. Red. Diese Anregung ist nur zu begrüssen und wird derselben möglichst Rechnung getragen, umsomehr, als es immer klarer wird, dass auch die slavischen Vornamen heute vielfach übersetzt erscheinen, und ist die slavische Originalität eben aus der falschen Auslegung erkennbar, denn „Miroslav" wurde wohl nur deshalb im Deutschen zu „Friedrich", weil der Translator „mír" für Friede nahm und nicht für Grenze oder Gemeinde, da ihm diese letztere Etymologie schon zu ferne lag. — Für jeden Fall muss aber zuvor eben die Entstehung, Verbreitung, sowie der wirkliche, allgemeine Gebrauch solcher Namen bei den Slaven in ähnlicher Weise, wie bei „Miroslav", nach jeder Richtung hin einwandfrei geklärt sein. — Nachdem aber der Anreger selbst im weiteren mitteilt, dass er Tausende solcher historisch beglaubigter Namen schon exzerpiert bereit habe, so erscheint er wohl heute als der berufenste diesem Vorschlage selbst die Tat folgen zu lassen. —

Gesetzliche Bestimmungen über Schatzfunde.

Fast tagtäglich ist zu lesen, dass irgendwo bei einer Erdarbeit Schmucksachen, Münzen oder sonstige antiquarische Gegenstände ausgegraben wurden, und ist es zweifellos, dass heute erst ein sehr geringer Teil jener Objekte entdeckt und gehoben ist, die man seit den ältesten Zeiten in der Erde, als dem sichersten Versteck, zu thesaurieren pflegte. Leider sind die Finder der Natur der Sache nach fast immer Arbeiter, welche den Fundwert selten richtig taxieren können, daher Geld und Geldeswert rasch und heimlich verschleudern, für sie wertlos scheinende Dinge wie Urnen, Knochen, zerfallene Bronzegegenstände, gravierte Steine u. dgl. aber zertrümmern, unbeachtet lassen oder wieder vergraben, also im ersteren Falle nicht wissen, dass sie hiemit eine strafbare Handlung begehen, im letzteren aber sich selbst schädigen, denn solche Funde haben bis

zu einer gewissen Grenze auch immer einen materiellen Wert, und wenn schon nicht immer für die allgemeine Wissenschaft, so doch zum mindesten für die Lokalgeschichte.

Es täte daher im Interesse der Wissenschaft wie der persönlichen Vorteile des Finders dringend not, schon die Jugend in der Schule, das Volk aber bei jeder passenden Gelegenheit, wie bei Vorträgen, Versammlungen, ja selbst von der Kanzel herab, zu belehren, dass das österreichische Gesetz über Schatz- und archäologische Funde folgendes sagt: Der Schatz, worunter man Geld, Schmuck oder andere Kostbarkeiten versteht, die so lange im Verborgenen lagen, dass man ihren einstigen Eigentümer nicht mehr feststellen kann, gehört zur Hälfte dem Finder, zur Hälfte dem Besitzer des Grundes.*)

Es hat sich nämlich infolge Unkenntnis des Gesetzes, d. h. der Unterlassung jeder Belehrung, allgemein die Ansicht eingebürgert, dass solche Funde ohneweiters vom Fiskus eingezogen werden, was jedoch, wie das „Allgemeine bürgerliche Gesetzbuch" für Österreich (§ 398—401) bezeugt, vollkommen unzutreffend ist. — Allerdings fügt das Gesetz auch zu, dass die Entdeckung eines Schatzes, dann numismatische und antiquarische Funde der politischen Behörde angezeigt werden sollen, was aber doch wieder nur dem Finder zum Vorteile gereicht, denn hat das Fundobjekt ausser dem Edelmetallwerte auch eine grössere wissenschaftliche Bedeutung, so wird dem Finder eben auch eine höhere Ablösung zuteil, als sie jemand bieten kann, der den archäologischen Wert weder kennt noch richtig einschätzt. Es ist daher selbstredend, dass der Finder bei der Geheimtuerei vor allem sich selbst schädigt.

Desgleichen ist es notwendig, volkstümliche Belehrungen auch dahin zu erweitern, dass archäologische Funde ohne effektiven Geldwert, wie Urnen, Grabbeigaben aus Stein, Ton, Horn oder Bronze, ungewöhnliche Skelette (z. B. solche von prähistorischen Tieren) u. dgl. für den Finder durchaus nicht wertlos sind, denn es ist immer ein Museum oder ein Liebhaber hiefür zu finden, der ihm diese Objekte gern und gut abkauft.

Durch dieses Geheimtun sowie die Unterlassung der Anzeige erleidet aber namentlich bei numismatischen oder sonstigen Schatzfunden die Wissenschaft fast immer eine Einbusse, weil solche Edelmetallfunde meist von Goldarbeitern gewonnen und eingeschmolzen

*) Im Grossen gelten auch in anderen Staaten ähnliche Bestimmungen, da sie alle auf das gleichlautende römische Recht aufgebaut sind.

werden, obschon darunter in ihrer Art einzige Exemplare gewesen sein konnten.

Es soll daher hiemit der Impuls zu einer allgemeinen Aufklärung in dieser Richtung gegeben werden, denn es ist kein Zweifel, dass auf diese Art viele und dabei fast ausschliesslich slavische Kulturbelege für alle Zeiten verloren gehen. Am wirksamsten kann in diesem Sinne die Volksschule, als die Grundlage aller Volksbildung und Aufklärung, eingreifen, und können mangels eigener Erfahrungen z. B. nachstehende zwei typische Vorkommnisse angeführt werden.

Vor etlichen Jahren fand in Untersteiermark ein Winzer beim Rigolen seines Weingartens eine Reihe von Gräbern mit guterhaltenen Urnen und allerlei Grabbeigaben; da aber dabei kein Geld oder etwas von Geldeswert war, zertrümmerte er alles in seiner Enttäuschung. Archäologen jedoch, die davon erfuhren, stellten die verstreuten Trümmer wieder mühevoll zusammen, und der Mann, der für die intakten Urnen gewiss eine vornehme Arbeitszulage erhalten hätte, ging dabei leer aus. — Ein Anderer stiess beim Ackern seines Feldes auf einen Topf, der 600 alte, zum Teile sehr seltene Silbermünzen enthielt. Er verkaufte dieselben heimlich einem Trödler, das Stück um 6 Kreuzer; der Käufer, der über den Wert besser orientiert war, soll über 1000 Gulden dafür eingelöst haben, welchen Betrag der Finder ebensogut hätte erhalten können, wenn er damit offen aufgetreten wäre. — Dr. R. B.

„Sokol".

Man glaubt allgemein, dass die Bezeichnung „sokol" für diejenigen, welche den Turnsport gesellig betreiben, von „sokol" (= Falke) herrühre, daher auch die äusseren Merkmale jenes Vogels als Abzeichen eingeführt wurden. Tatsächlich ist aber „sokol" die altslavische, daher einst allgemeine Bezeichnung für einen jungen, kräftigen, kampffähigen Mann, wie oft auch für einen befestigten Punkt, eine Wallburg, eine Schanze, eine Feste u. ä.

Der älteste klare Beleg für diese Etymologie ist in russischen Volksdichtungen zu finden, wo es z. B. heisst:

„Už kako to mnje vsjo mutno ne bit —
razpustil ja svojih jasnih sokolov,
jasnih sokolov, donskih kazakov . . ."

(d. h.: „Wie soll ich nicht betrübt sein, habe ich doch entlassen meine herrlichen Krieger, die herrlichen Krieger, die Don'schen Kasaken . . .").

In gleicher Bedeutung gebrauchen aber den Begriff „sokol" auch die älteren südslavischen Volkslieder, ein weiterer Beleg, dass diese Etymologie die einzig richtige ist. Wenn sich hingegen die bulgarischen „sokoli" als „junaci" (junge Krieger) benennen, so bestätigen sie hiemit, dass sie die Bedeutung von „sokol" richtig erfasst, jedoch ihrer Sprache angepasst haben.

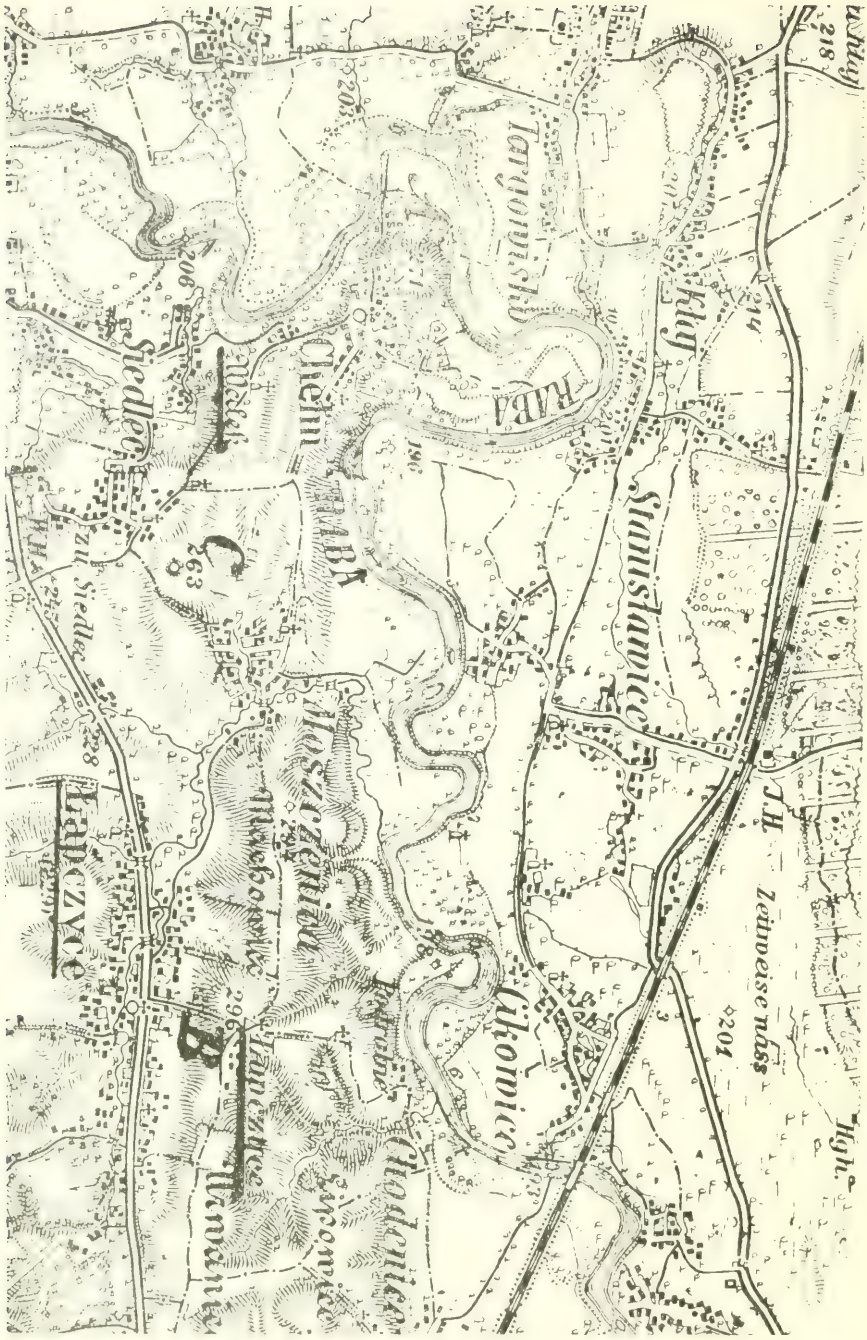
Ob nun Tyrš, Fügner oder sonst jemandem bei der Wahl und Festlegung des Namens „sokol" für den ersten böhmischen Turnverein die Urbedeutung dieses Wortes vorschwebte, ist vielleicht heute nicht mehr verlässlich festzustellen; Tatsache ist es aber, dass die Benennung „sokol" in diesem Falle auch sprachgeschichtlich vollkommen zutreffend ist, daher bezeichnender überhaupt nicht hätte gewählt werden können. M. Ž.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Zur Frage 5. (S. 73.) — Als Ergänzung zur Etymologie des Begriffes „lapak" teilt V. Sokol (Wien) mit, dass sich im Bezirke Bochnia (Galizien) zwei Orte namens „Lapczyce" befinden, die gleichfalls an der Peripherie von auffallenden, zum Teile durch den Raba-Fluss verstärkten alten, zweifellos prähistorischen Befestigungen liegen. — Die Situation ist aus der umstehenden Karte zu ersehen, und befindet sich bei *A* (Chełm-Berg) eine grosse Wallburg, die mit Ausnahme von Osten, d. i. dem Zugange vom Orte, überall steil abfällt; die spiralförmig gewundenen Ringwälle sind noch ziemlich deutlich sichtbar. Südöstlich hievon ist eine kleinere Wallanlage, noch heute als „Walek" gekennzeichnet. — Bei *C* ist ein gut erhaltener Tumulus. — Auf der Höhe *B* (Cote 296) sind gleichfalls kleine Wallanlagen; jetzt befinden sich auf diesem hervorragenden Aussichtspunkte, — die Kuppe selbst scheint durch Abgrabungen künstlich steil gemacht, — der Ortsfriedhof und die Kirche. — Diese sowie noch weitere Schutzbauten machen den Eindruck einer systematisch angelegten Beobachtungs- und Verteidigungsanlage, deren Zentrum der Chełm-Berg war.

Frage 10. — Slovakische Runeninschriften. — In der Slovakei wurden etliche Felsinschriften in Runen gefunden, die nun schon zum grössten Teile entziffert sind. Die belletristische Zeitung „Sokol" von Turčanský-Sv. Martin (Turocz-Szt. Marton) vom Jahre



1861 führt aber an, dass auf den nachbezeichneten Punkten noch weitere Felsinschriften sein sollen:

a) bei Liptau auf der „Havranna skala“;
b) an der Grenze des Zvolensko-Novohradsko-Malohonter Komitates, etwa 4 Stunden Gehweges südlich von Hronec entfernt;
c) in Mittel-Tekov, nördlich von Inovec;
d) im Bezirke Handl gegen Nová Lhota;
e) im Bezirke Boglar bei Bardijov befinden sich angeblich „na Banisku“ auf einer Waldlichtung ungedeutete Felsinschriften;
f) in der Umgebung von Sabinov sollen auf einem Felsen Runeninschriften sein;
g) unter dem Krivan, genannt „na zopole“, also an der Komitatsgrenze, befinden sich auch Runeninschriften;
h) eine solche befindet sich auf „na holach“ von Rosenberg.

Es wurden zwar in den letzten Jahren slovakische Literaten wie Archäologen wiederholt animiert diese Angaben zu überprüfen und gegebenenfalls Zeichnungen oder Gipsabklatsche zu besorgen, aber es fand sich leider niemand, der sich hiefür interessiert hätte. — Vielleicht findet sich aber auf dieses hin sonst jemand, der im Laufe des heurigen Sommers dieser Nachforschung mit Ausdauer und Erfolg nachgeht. M. Ž.

Frage 11. — Dramatische Pflege des Altslaventums. — V. St. (Prag) schlägt vor, es möge der „Staroslovan“ auch die Pflege von dramatischen Themen aus der altslavischen Geschichte, Sage, Volkskunde u. dgl. in sein Programm aufnehmen, damit solche historische Unwahrheiten nicht auf unsere Bühne geraten, wie jüngst der notorisch kroatische Held Nikola Zrinski in der gleichnamigen, sogar von einem Kroaten komponierten Oper, als magyarisierter Kroate.

Antwort. Das Angebot richtet sich immer nach der Nachfrage, und wäre das Publikum kritischer, würden die Theaterdirektoren derlei auch nicht bieten; es muss daher vor allem das Publikum zum Geschmacke erzogen werden. — Zur Freude des Anregers können wir aber eröffnen, dass dessen Vorschlag zum Teile schon realisiert wurde, denn die Aufführung des romantischen Ballettes „Zlatorog“, dieser vielleicht schönsten unter allen Sagen, am 23. April l. J. im Nationaltheater in Prag, bedeutet wohl schon den hoffnungsvollen Beginn der Dramatisierung schöner slavischer Sujets und Verwertung der immensen Volksliederschätze für die Bühne. Es wurde uns auch schon ein fertiges Werk eingesendet, das Szenen aus der mythischen Zeit der Altslaven mit oratoriumartiger Musik bietet. Überdies wurden bereits Paradigmata für eine ernste und eine komische Oper, dann ein Musikdrama zur Vertonung übergeben, die zum Teile noch in diesem Sommer fertiggestellt werden dürften, um darzulegen, dass

unsere Theaterzettel künftighin durchaus nicht fast ausschliesslich fremde Stücke anzuzeigen brauchen. —

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

L' Étendard Celtique. („Die keltische Standarte.") — Monatsschrift der kelto-französischen Liga. — Paris, 39, rue d' Artois. — Jahresabonnement: 5 K.

Zu gleicher Zeit, als sich bei uns das Bedürfnis zu einer systematischen wissenschaftlichen Pflege der altslavischen Sprache, Geschichte und Kultur einstellte, was eben zur Gründung der Revue „Staroslovan" führte, bildete sich, gegenseitig völlig unbeeinflusst, auch in Frankreich eine mit reichen Mitteln ausgestattete Liga *(„Ligue Celtique Française")*, die es sich zur Aufgabe machte, die Ursprungstradition des französischen Volkes wieder unmittelbar an die keltische Grundlage zu knüpfen, da endlich erkannt wurde, dass die Franzosen durchaus keine Romanen, sondern direkte Nachkommen der Kelten, daher echte Stammesbrüder der Slaven sind. — Hat nun die Ratlosigkeit, wer eigentlich die Kelten waren, in der Wissenschaft so lange angehalten, so ist es umso erfreulicher zu hören, dass sich gerade jetzt, namentlich unter dem Eindrucke der jüngsten weltgeschichtlichen Ereignisse auf dem Balkan, das alte hereditäre Gefühl der sprachlichen Zusammengehörigkeit der Kelten und Slaven so kraftvoll und überzeugend zu regen begann.

Hiemit bricht aber zugleich wieder ein grosser Teil jener Völkerwanderungshypothese, die auch die Keltenvölker wie eine verlorene Herde durch ein Jahrtausend in der Geschichte heimatlos herumtrieb, zu einem Phantom zusammen. Diese Hypothesen waren eben nichts weiter als ein Verlegenheitskniff, der stets in jenem Momente wie ein *deus ex machina* wirken musste, wenn das logische Schliessen versagte, oder, um noch deutlicher zu sein, wenn die Beweise für den Autochthonismus der Slaven allzu greifbar zu werden begannen.

Wir dürfen es aber auch nicht verschweigen, dass die neuen, so akut auftretenden wissenschaftlichen Enuntiationen über den Kern der Völkerwanderung, die Keltenfrage, die geschichtliche Soziologie, die Runenprovenienz, die Unhaltbarkeit der dermaligen Grundsätze

der Archäologie u. a. durch Žunkovičs epochales Werk: „Die Slaven, ein Urvolk Europas", das ganz unerwarteterweise in wenigen Jahren sechs Auflagen erlebte, systematisch vorbereitet wurden, es daher nur mehr eines äusseren effektvollen Impulses bedurfte, um offen anerkannt zu werden. Wir gehen daher im Sturmschritte einer völligen Umwertung alles menschengeschichtlichen Wissens entgegen, und wer sich diesem elementaren Durchbruche des fortschreitenden Zeitgeistes mit dessen nüchternen Kausalitäten entgegenstellt, wird durch die Zahl wie Kraft der Beweise schonungslos niedergerannt.

Dr. E. Wisinger.

Achleitner Art., „Reisen im slavischen Süden". — Berlin 1913, 8°, 310 S. — Verlag Gebrüder Paetel. — Preis brosch. K 6·—, geb. K 7·20.

Der bekannte Glorifikator der österreichischen Alpenwelt führt uns diesmal, nachdem er uns durch seinen hervorragenden Roman „Der Waldkönig" sozusagen als Zwischenstation noch das Kulturleben des verwichenen Jahrhundertes im steirisch-slovenischen Bachergebirge gezeigt, nach Dalmatien und Montenegro. Bei der so überraschend zunehmenden Erstarkung des Slaventums, das sich seit den glänzenden Waffenerfolgen der Balkanvölker allerorts festlich rührt, kann auch eine genauere Kenntnis jener Völkerschaften, die nicht lediglich angrenzen, sondern auch ethnographisch dazugehören, nur jedermann von Nutzen sein. — Die Art und Weise aber, wie Achleitner hier seine Mentorschaft erfasst, kann als vorbildlich angesehen werden, denn er stellt sich dem Leser vor allem als Freund vor, der ihm die kaleidoskopartig wechselnden Landschaftsbilder, das Volk und den Boden, Natur und Kultur, Geschichte und Kunst stets in objektiver Fassung und überdies mit ungezwungenem Humor gewürzt, darlegt. — Angenehm fällt auch der würdige Ton auf, den der Autor über Montenegro anschlägt, im Vergleiche zu jenen, oft mit Unflat durchsetzten Schilderungen solcher Verfasser, die das Land nie betreten haben, und nur einem gewissen Publikum gegenüber jene Glocken läuten, die es zu hören wünscht.

Wir können daher nur jedermann ernstlich raten, mit Achleitners Buche vertraut, und zugleich Goethes Rate folgend, wonach man ein Land erst verstehen kann, wenn man es selbst kennen gelernt, jene für den Uneingeweihten geradezu unverständlichen und ohne Autopsie märchenhaft bleibenden Gebiete selbst aufzusuchen und erst dann ein offenes Urteil zu fällen. —

Dr. A. Kovačić.

Mitteilungen der Redaktion.

Widmungen. *Auf unsere Bitte um Überlassung von selten gewordenen Werken für die Mitarbeiter sind uns etliche wertvolle Bücher zugekommen, die wir ihrer Bestimmung gemäss nutzbringend verwerten wollen.*

Ausserdem kamen uns in richtiger Würdigung dessen, dass unsere Veröffentlichungen zum grossen Teile kostspielige Vorarbeiten und Reisen, dann vielfach ad hoc anzuschaffende, mitunter seltene Studien- und Illustrationsbehelfe erfordern, folgende Geldspenden zu:

1. 400 K vom Herrn Landesgerichtsrat Franz Brděk in Novosady (bei Olmütz) mit der Bestimmung, den bisher eingehaltenen Weg in der Ortsnamenforschung kräftigst fortzusetzen und die Fertigstellung des angekündigten „Etymologischen Ortsnamenlexikons" zu beschleunigen, „da in den Ortsnamen zweifellos die sprechendsten Beweise für den Autochthonismus der Slaven ruhen". — Der hochherzige Spender verspricht dieses Forschungsgebiet tunlichst noch in Hinkunft weiter zu fördern, und „hofft hiemit den Impuls gegeben zu haben, dass auch von anderer Seite das Möglichste beigetragen werde, um diese überraschend und zugleich überzeugend an den Tag gelegte Wahrheit über den Altslavismus, die der „Staroslovan" so sachgemäss und wohldurchdacht zu heben begonnen, fortgesetzt und dessen zielbewusstes Programm in positive Tat umgesetzt werden könne". —

2. 30 K von einem unbenannt bleiben wollenden slovakischen Oberlehrer mit folgender Zuschrift (auszugsweise): „Ich las im 1. Hefte des „Staroslovan", dass es auch slovakische Runendenkmäler gebe. Ich übersende, darüber erfreut, hier einen kleinen, meinen sehr bescheidenen Verhältnissen entsprechenden Betrag behufs Förderung der slovakischen Runenforschung." — Da die bis heute bekannt gewordenen slovakischen Runeninschriften bereits geklärt vorliegen, glauben wir dem edlen Zwecke des Spenders am besten zu entsprechen, wenn wir diesen Betrag jenem zuweisen, der eine oder mehrere der auf Seite 141 angeführten Runeninschriften auffindet und uns hievon einen Gipsabklatsch, eine Photographie oder doch eine verlässliche Skizze einsendet.

Wir sprechen zugleich den beiden Spendern unseren tiefgefühlten Dank aus und wollen wir alle Widmungen dieser Art im Sinne und Geiste der gewünschten Verwendung rationellst verwerten.

Fr. V. Sasinek

STAROSLOVAN

Heft 3.	Kremsier, am 15. September 1913.	I. Jahrgang.

A. Bartoš:

Franko Vitazoslav Sasinek.

Ein Gedenkblatt zum 50jährigen Schriftstellerjubiläum des Nestors der Slavo-Autochthonisten.

(Mit dem Bildnisse des Jubilars.)

Von der alten Garde der Gläubigen und Überzeugten, die im XIX. Jahrhunderte in den schrillen Missklang der historischen Wissenschaft, betreffend den Autochthonismus der Slaven, eine harmonische Stimmung brachten, ruhen Kollár, Šafařik wie Fallmereyer längst in der kühlen Erde; nur Sasinek gönnte ein gütiges Schicksal die Freude, seine Saat, den goldigen Ähren entgegenreifend, noch anblicken zu können.

Sasinek stellt die Verkörperung der Grundidee dar, dass die Slaven keine Einwanderer sondern Urbewohner in ihren heutigen Sitzen sind, und seine Persönlichkeit ist es, die jene wichtige Brücke baute, welche die Verbindung zwischen der unterbrochenen Kontinuität der Wirklichkeit sowie reellen Wahrheit einerseits, und dem Irrgarten einer verblendeten Wissenschaft andererseits glücklich herstellte. Je tiefer wir aber den Effekt dieser Arbeit ergründen, umso höher quillt das wirkliche Verdienst Sasineks hervor und umso dankbarer wünschen wir unserem Nestor, er möge sich der Früchte seiner so herrlich keimfähig gewesenen Grundideen noch viele Jahre ungetrübt erfreuen, denn nicht vielen ist es gegönnt ihren Lebensabend durch die wachsende Zunahme des Glanzes ihrer schöpferischen Tätigkeit so verklärt zu sehen. —

Franz Viktor Sasinek wurde am 11. Dezember 1830 in Skalice als Sohn slovakischer Eltern geboren. Er studierte in Skalice und Solnok das Gymnasium; im 16. Lebensjahre trat er in den Orden der Kapuziner, vollendete die Theologiestudien teils in Pressburg, teils in Prag, und fungierte dann als Lektor für Philosophie und allgemeine Geschichte; im Jahre 1864 wurde er Professor in Banja-Bistrica. Ein Jahr darauf berief ihn die *„Matica Slovenska“* daselbst als Kustos ihrer Sammlungen; im Jahre 1869 ernannte sie ihn zum

Sekretär, welche Funktion nun Sasinek bis zur offiziellen Aufhebung der „*Matica*“ im Jahre 1875 bekleidete. — Er ist auch der Gründer des Vereines des hl. Adalbert in Trnava, der „*Matica Slovenska*“ in Turčanský Sv. Martin, sowie des slovakischen Gymnasiums in Klášter. — Bis zum Jahre 1882 lebte er in Skalice, übersiedelte dann nach Prag, wo er die Redakteurstelle bei einem böhmischen Tagblatte annahm. Die zehn Jahre seines Aufenthaltes in Prag waren von entscheidendem Einflusse für seine Überzeugung vom Autochthonismus der Slaven und die literarische Betätigung für den Durchbruch dieser Erkenntnis. Im Jahre 1901 übersiedelte er in das Kloster der Barmherzigen Brüder in Algersdorf bei Graz und versieht seither daselbst die geistliche Führung des Konvents.

Sasinek beherrscht sechs Sprachen in Wort und Schrift, was er auch durch seine verschiedensprachlichen Werke bewies. Einen Teil seiner Haupttätigkeit widmete er auch der Durchforschung der Geschichte Ungarns, nachdem er bald erkannt, dass der magyarische Chauvinismus einer verlässlichen Geschichtsschreibung überall im Wege stehe. —

Seine wichtigsten Werke historischer Richtung sind:

„*Dejiny drievnych národov na území terajšieho Uhorska.*“ — („Geschichte der alten Völker auf dem Gebiete des jetzigen Ungarn.“) — Skalice 1868. (2. Auflage erschien in Turčanský Sv. Martin.)

„*Dejiny počiatkov terajšieho Uhorska.*“ („Geschichte des heutigen Ungarn.“) — Skalice 1868.

„*Dejiny kráľovstva Uhorského.*“ — („Geschichte des Königreiches Ungarn.“) — I. Teil 1870, II. Teil 1871.

„*Archiv starých česko-slovenských listín, písemností a dejepisných původin pre dejepis a literatúru Slovákov.*“ — („Archiv alter böhmisch-slovakischer Urkunden, der Literatur und geschichtlichen Belege für die Geschichte und Literatur der Slovaken.“) — I. u. II. Teil 1872.

„*Dejepis kráľovstva Uhorského pre počiatočné školy.*“ — („Geschichte des Königreiches Ungarn für die Elementarschulen.“) — Skalice 1871. (Dieses Buch wurde später durch einen Ministerialerlass für den Schulgebrauch verboten.)

„*Slovenský Letopis pre historiu, topografiu, archaeologiu a ethnografiu.*“ — („Slovakisches Jahrbuch für die Geschichte, Topographie, Archäologie und Ethnographie.“) — Jahrgang I–VI. — Skalice 1876 bis 1882.

„*Sv. Method a Uhorsko.*“ — („Der hl. Method und Ungarn.“) — Turčanský Sv. Martin 1884.

„*Arpád a Uhorsko.*" — („Arpád und Ungarn.") - Turčanský Sv. Martin 1884; 2. Aufl. 1885.

„*Život sv. Cyrilla a Methoda.*" — („Das Leben des hl. Cyrill und Method.") — Trnava 1885.

„*Jako povstala slovanská bohoslužba?*" — („Wie entstand die slavische Lithurgie?") — Pittsburg 1892.

„*Obrana sv. Methoda.*" — („Die Verteidigung des hl. Method.") — Turčanský Sv. Martin 1907.

„*Záhady dějepisné.*" — („Geschichtliche Probleme.") — I—IV. — Prag 1886—1888.

„*Čechy v X. století.*" — („Böhmen im X. Jahrhunderte.") — Prag 1886.

„*Založení biskupství latinského.*" — („Gründung des lateinischen Bistums.") — Prag 1886.

„*O křtu Jagello Vladislava.*" — („Über die Taufe des Jagello Vladislav.") — Prag 1886.

„*O církevním dějepise Slovanů.*" — („Zur slavischen Kirchengeschichte.") — Prag 1887.

„*Ulfilas a glagolické písmo.*" — („Ulfilas und die glagolitische Schrift.") — Prag 1887.

„*Die Slovaken.*" — Eine ethnographische Skizze. - Turocz Szt.-Marton 1875; 2. Aufl. in Prag 1876. —

Wenn auch aus allen den angeführten Schriften Sasineks Streben nach der Aufklärung der Geschichte der Altslaven klar hervorgeht, so ist dessen organisatorische Tätigkeit in dieser Richtung doch in der deutschen Zeitschrift „*Der Parlamentär*" (Wien), dessen Jahrgänge 1887—1891 zahlreiche, kritisch durchgeistigte Artikel aufweisen, verstreut niedergelegt, denn sein hervorragendstes Verdienst ist es, dass er gerade in der kritischesten Zeit seinen Geist, seine Feder und seine Persönlichkeit voll einsetzte. Es war dies in jener unseligen Ära, die wohl für immer die dunkelsten Blätter der wissenschaftlichen Bewegung in Böhmen bilden wird, als im Jahre 1886 einige Hochschulprofessoren den ganzen Patriotismus für eine Chimäre und den Glauben an eine grosse slavische Vergangenheit für eine Phantasterei erklärten, was das Selbstbewusstsein und Vertrauen der Slaven auf sich mächtig erschütterte. Von Prag wurden fortgesetzt neue alarmierende Nachrichten in die Welt geschickt, dass sich alle Belege einer altböhmischen Kultur als Fälschungen erwiesen haben. Der damaligen Regierung sprach dies zu und die Jugend glaubte schliesslich resigniert daran, weil es die Alten sagten. Auch Sasineks Gesinnungs-

genosse, Šembera, war indessen gestorben. Es bedurfte daher eines eisernen Willens, einer tiefen Überzeugung und eines unerschrockenen Charakters, in dieser bedrohten Situation die Fahne der Wahrheit nicht sinken zu lassen. Und ein Mann mit solchen Eigenschaften war Sasinek; er trat trotzdem gegen alle diese Feinde auf, — Sasinek allein gegen Alle —, denn sein einziger Bundesgenosse war das Bewusstsein, dass er im Rechte sei, und dass die Wahrheit ein ewiges Leben habe. —

Wissenschaftlich war Sasinek überhaupt nicht beizukommen. Wie weit erhob sich dieser als Geschichtskundiger über alle die Zunfthistoriker jener Zeit! Die beliebte Phrase der Gegner, die Verteidiger der Sesshaftigkeit der Slaven seien keine Fachleute, prallte hier sichtlich ab. Sasinek kämpfte immer homöopathisch, d. h. er benützte dieselbe Waffe, die gegen ihn geworfen wurde, zum Gegenangriffe. So wurde z. B. gegen seine autochthonistischen Grundsätze Theophylakt, ein byzantinischer Schrifterklärer, angeführt; Sasinek bewies aber den Gegnern, die überhaupt mehr durch ihre Masse und Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Kampfmittel imponierten als durch Geistesschärfe, dass jene Stelle gerade den Autochthonismus bestätige und dass man dieselbe völlig unrichtig erfasst habe.

Für seine Unerschrockenheit im offenen Kampfe und seine glühende Begeisterung für den Fortschritt der Slaven in ihrer Kultur, gibt folgendes Begebnis eine klassische Bestätigung. Sasinek vertrat als Sekretär die „*Matica Slovenska*" bei der Eröffnung der kroatischen Universität in Agram, bei welcher Gelegenheit er unter anderem in seinem Trinkspruche beim Festbankette sagte: „Konstantin Porphyrogenetes erwähnt, dass die Slovaken das Königreich Kroatien gegründet haben. Nun ist die Zeit gekommen, dass die Kroaten dies den Slovaken rückzahlen. *Date nobis de oleo nostro, quia lampades nostrae extinguntur!*" — („Gebt uns von unserem Öle, denn unsere Lampen beginnen zu erlöschen!") — Diese Worte wurden begeistert aufgenommen; dass Sasinek deshalb verfolgt werde, weil er die Wahrheit allzu unverhüllt ausgesprochen, darüber war er sich nicht im Unklaren.

Im kommenden Oktober feiert Sasinek das diamantene Jubiläum seines Priesterberufes, aber zugleich auch das goldene seiner fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit, nachdem er im Jahre 1863 als Mitredakteur der in diesem Jahre in Skalice gegründeten Zeitschrift „*Slovesnost*" seinen Geist und seine Feder das erstemal für die altslavische Geschichtsforschung in den Dienst stellte.

Wir sind ansonst gewohnt, einen Mann von 83 Jahren nur als gebrechlichen Greis zu sehen; das ist aber bei Sasinek nicht der

Fall. Ein gütiges Geschick, eine kerngesunde Natur, eine vernünftige Lebensweise und ein Lebensgang, erfüllt mit idealer, durchgeistigter Kampfarbeit, liessen es nicht zu, dass die hohe Zahl der Jahre dem Körper fühlbare Wunden schlage und noch weniger dem Geiste. Unser beneidenswerter Jubilar hat daher volle Aussicht noch die Schlussszene in unserem wissenschaftlichen Waffengange, den er selbst so mutig und erfolgreich eingeleitet, zu sehen. Zugleich möge ihm aber auch die vollendete Tatsache den glücklichen Lebensabend erhellen, wie jeder Platz der altgewordenen Waffengefährten sofort und doppelt durch neue, jugendfrische Kräfte besetzt wird. Die Jugend, sie beginnt bereits ernstlich zu unterscheiden zwischen den echten Propheten und falschen; sie beginnt zu erkennen, dass ein Volk ohne Patriotismus und Hochachtung der Traditionen keine Zukunft habe; die Jugend, sie ist es, die nun die Arbeit des Alters übernimmt und fortführt; und so lebt und erneut sich unser alter Stamm und unsere glänzende Tradition in der eigenen Jugend ewig weiter fort.*) —

M. Žunkovič:

Die Wahrheit über die Völkerwanderung.

Die beliebten Hypothesen von der Völkerwanderung, die bekanntermassen immer in jenem Augenblicke der Wissenschaft als eine Hilfstruppe beispringen, wenn der traditionelle, geschichtliche Faden abreisst, sollen hier einmal ihrer Genesis und Berechtigung nach überprüft werden, und sei das Resultat dieser Nachkontrolle gleich hier offen ausgesprochen: sie sind haltlose Phantastereien, d. h. lediglich die Resultate des unlogischen Denkens und Schliessens.

Vor allem ist es nötig hervorzuheben, dass kein alter Schriftsteller noch etwas von einer Völkerwanderung weiss. Äneas Silvius (1405—1464), der spätere Papst Pius II., war der erste, der die Mut-

*) Dem Verfasser dieser kurzen Würdigung der vielseitigen Lebenstätigkeit unseres Jubilars gelang es ihn zu bestimmen, eine übersichtliche Darstellung seiner Gesamtarbeit auf dem slavo-autochthonistischen Gebiete zu verfassen und diese mit seinen Beobachtungen der heute neubelebten Bewegung zu ergänzen, was er auch auszuführen versprach. Wir bedürfen heute bereits einer solchen rückschauenden Orientierung, um der Mitwelt darzulegen, dass sich der eben vollziehende Zusammenbruch der antiautochthonistischen »Schule«, die ihr morsches Lehrgebäude teils aus Unkenntnis der wirklichen Situation, teils aus persönlichen Utilitätsgründen tollkühn weiter verteidigte, schon durch ihre Unnatürlichkeit allein unabwendbar einstellen musste. —

massung aussprach, es müssen im IV.—VI. Jahrhunderte unter den damaligen Völkerschaften Europas grosse Unruhen und Bewegungen geherrscht haben, und nachdem in dieser Zeit neue ethnologische Namen auftauchten, mussten einzelne Völker als solche aus ihren Wohnsitzen aufgebrochen sein und sich in der Welt ein neues Heim gesucht haben. Und mit diesem falschen Universalheilmittel arbeitet die Geschichtsschreibung bis heute fort, ohne zu erwägen, dass ein ganzes Volk gar nicht wandern kann, oder doch den Versuch zu machen, sich solche Situationen natürlich zu erklären, zumal sich ethnographische Veränderungen dieser Art aus Analogien leicht erklären lassen. —

Die Naturgesetze bleiben immer dieselben; alle natürlichen Aktionen in der Welt wiederholen sich konstant unter gleichen Kausalitäten und Begleiterscheinungen. In analoger Weise gehen auch die intellektuellen Bestrebungen des Menschen ständig dahin, sich seine Lage zu verbessern, was zur Folge hat, dass sich das Völkerleben, alternierend wie zwei Brunneneimer, zur Höhe wie zur Tiefe, also heute zum Herrschen, morgen zum Beherrschtsein bewegt, welches Verhältnis sich denn auch in der Wandlung des Volksnamens geltend macht. In dem Auftauchen und Wiederverschwinden eines ethnographischen Namens liegt daher die ausschliessliche Fehlerquelle für alle unsere völkergeschichtlichen Irrtümer, und namentlich für jene der Völkerwanderung.

Den überzeugendsten Beweis, wie wir uns eine Völkerwanderung in der Wirklichkeit vorzustellen haben, bietet uns gerade die prosaische Gegenwart. — Auf dem Balkan herrschte bis vor kurzem die Türkei. Die Bewohner dieses Staates hiessen demnach T ü r k e n oder O s m a n e n, weil die Türken (Osmanen) die Herrschenden waren. Diese Türken sprachen aber zum grossen Teile überhaupt nicht türkisch, sondern slavisch, griechisch oder albanesisch. Diese regierende Macht ist aber heute zertrümmert; in die eroberten Provinzen teilen sich die Bulgaren, Serben und Griechen, was umso leichter ist, da der Länderteilung unter den Eroberern die sprachliche Grundlage der Bewohner zur Leitlinie dienen soll. Die ausschliesslich türkisch Sprechenden dieser Gebiete werden die Sprache des neuen Herrschers annehmen, und schon in zwei Generationen gibt es in den neuen Reichen keine Türken mehr. Es werden auch vielleicht welche Familien, um dieser Wandlung auszuweichen, in die asiatische Türkei auswandern, aber das gibt noch lange keine Völkerwanderung.— Ebenso werden die geographischen Namen: Macedonien, Thracien, Epirus u. a. vielleicht mit der Zeit aus dem modernen Gebrauche

verschwinden, wenn die neuen Staaten eine andere politische Einteilung einführen. Die alten topischen Namen, die durch die türkische Verwaltung ihrer Sprache angepasst wurden, erhalten wieder ihre alten Formen oder verschwinden ganz. Nur so ist es erklärlich, dass gewisse Namen immer wieder von neuem auftauchen, und ebenso einmal bekannte Völker verschwinden und wieder zum Vorschein kommen, wie es eben der politische Wellenschlag mit sich bringt.

An dieser Stelle sei aber auch noch angeführt, dass der Name Türke mit dem Erscheinen der Osmanen in Europa gar nicht zusammenhängt, sondern der Name war hier schon im Altertume gang und gäbe. Der römische Geograph Mela (lebte um das Jahr 50 n. Ch.), der aber wieder nur ältere Quellen zitiert, schreibt (I, 116), dass jenseits der Budiner die Thyssageten und Türken die weiten Waldgebiete bewohnen (*„Budini Gelonion urbem ligneam habitant; iuxta Thyssagetae Turcaeque vastas silvas occupant . . .“*). — Die Geschichte sagt weiter, dass die ersten Angriffe der Türken von Kleinasien aus gegen Europa im Jahre 1357 erfolgten, und dass die Eroberer zuerst in Gallipoli festen Fuss fassten. Das ist aber nach den gangbaren ethnographischen Axiomen auch nicht richtig, denn in einer alten Quelle (*Vita s. Lucae*) heisst es wieder, dass der byzantinische Kaiser Leo der Weise (886—912) die Türken gegen die Bulgaren zu Hilfe rief, die sodann auch weiter bis Attica eindrangen und das Gebiet verwüsteten (*„Turcae, quos Leo sapiens quondam contra Bulgaros evocaverat, usque in Atticam provinciam vastitatem tulerunt“*).

Die alten Volksnamen sind daher sowohl in Zeit und Raum äusserst vage und dehnbare Begriffe, die immer nur eine bedingungsweise Richtigkeit haben und nicht anders zu nehmen sind, wie die modernen, denn wir wissen heute z. B. unter welchem Gesichtspunkte fallweise jemand zu nehmen ist, der da abwechselnd sagt, er ist ein Böhme, ein Čeche, ein Österreicher, ein Slave, ein Deutscher; hingegen fehlen uns aber die subtilen Kenntnisse, welche Auffassung hiebei bei den alten Schriftstellern obwaltete, wenn sie auf demselben Gebiete verschiedene Volksnamen anführen, womit zugleich die Schlüsse auf die Sprache jener Völker auf dieser Grundlage jeder Verlässlichkeit entbehren.

In das gleiche Netz des Irrtums verfing sich auch die Archäologie, die gewisse ethnologische Merkmale aus den Brand- und Skelettgräbern konstruieren will, und da einen Völkerwechsel herausdeduziert, als ob sich z. B. die verschiedene Begräbnismethode bei demselben Volke nicht gleichzeitig oder schichtenweise hätte ablösen oder die Art derselben vom Wunsche des Verstorbenen hätte abhän-

gig gemacht werden können; und da sich in der Welt alles wiederholt, kann sich heute wieder jedermann je nach persönlichem Geschmacke begraben aber auch verbrennen lassen. Dieser Umstand lässt daher nicht einmal den Gedanken für einen Kulturwechsel zu, daher noch viel weniger für eine gründliche sprachliche, religiöse oder nationale Veränderung.

Der heute die Osmanen spezialisierende Begriff „Türke" (früher auch „Tork, Torke", slav. „Turk, Turek") ist sonach nicht erst mit ihnen in Europa aufgetaucht. Die Geographie weiss doch auch, dass sich „türkische" Völker von Ostsibirien und anschliessend an China bis gegen die Balkanhalbinsel ausdehnen. Die Geschichte hingegen erzählt, dass „Türk" ursprünglich der Name eines grossen Nomadenreiches war, das sich im V. nachchristlichen Jahrhunderte zwischen dem Irtiš und Jenisej erstreckte. In weiterer Folge dehnte sich jenes Reich über alles Gebiet bis zum Kaspischen See aus; durch die Tungusen gedrängt, zogen sie dann über Nordpersien nach Kleinasien und nahmen, die Meerengen übersetzend, dann Thrazien ein. — Doch dies alles ist noch immer keine Völkerwanderung, denn der Hauptstamm blieb in Asien und sitzt noch heute dort, sondern lediglich die naturgemässe Populationsexpansion, die neue Quellen und Gebiete für das Plus des Ernährungsmaximums im eigenen Lande auswärts suchen geht, was allerdings einst, bei der grösseren Abgeschlossenheit der Völker, auch nur möglich war, wenn man über genügende kriegerische Machtmittel verfügte, um zugleich das in Aussicht genommene Gebiet unterjochen zu können.

Der Populationsüberschuss, dem die Heimat keinen gesicherten Lebensunterhalt gewährleistet, gravitiert naturgemäss seit jeher nach auswärts, und spielt sich in der Jetztzeit die grösste Völkerwanderung ab, ohne dass die Geschichte dieselbe verzeichnet, denn die Auswanderungen aus Europa und Asien nach Amerika berechtigen vollkommen zum Gebrauche dieses Begriffes, und gibt es in Amerika bereits geschlossene Provinzen, die von Deutschen, Čechen, Kroaten, Slovenen u. a. bewohnt werden; und auch diese Völkerwanderung geschieht nur einzeln oder familienweise, aber doch nicht nach Art der Heuschreckenschwärme, denn der Stammsitz bleibt bei alledem doch immer weiter besetzt. —

Einen Impuls für eine grosszügigere Auswanderung können auch Missjahre und die daraus resultierende Nahrungsnot bieten, und wissen wir doch sehr gut, dass die statistische Kurve der Auswanderer aus Österreich immer nach einem Missjahre oder bei misslichen Industriekonjunkturen erheblich grösser ist; im umgekehrten

Falle stellt sich aber hingegen eine Zurückflutung ein. Die latente Ursache einer jeden Völkerwanderung ist daher die vitale Not oder das Bestreben, sich seine gegebene Lebenslage zu verbessern.

Das Eindringen in ein anderes Gebiet hat allerdings heute andere Formen angenommen, als einst. Während dies heute ein einfacher Auslandspass ermöglicht, konnte es früher, als jeder Mann in erster Linie ein Krieger war, nur durch ein kraftvolles Auftreten mit Waffengewalt geschehen. Und mit Waffengewalt ermöglichten sich auch die Türken den Eintritt in Europa. Sie beuteten dann die eroberten Gebiete gründlich aus und handhabten die politische Macht. Um eine strenge sprachliche Assimilierung handelte es sich ihnen gar nicht; sie hielten die Annahme der mohammedanischen Religion für einen weit wichtigeren Grundstein zur Festigung ihrer politischen Macht, als die der Sprache. So kam es, dass es jetzt beim Konkurse der Türkei, die nahezu 500 Jahre in Europa bestand, nur ungefähr zwei Millionen Einwohner gibt, die wirklich türkisch sprechen; die bestandene europäische Türkei war sonach der drittgrösste slavische Staat in Europa, und sind im ersten Jahrhunderte der Gründung des osmanischen Reiches von Stambul aus auch diplomatische Urkunden, z. B. den Ragusanern, in slavischer Sprache ausgefertigt worden.

Welchen ungeheuren Einfluss auf die Geschicke des osmanischen Reiches übrigens die Slaven hatten, ersieht man aus einer Reihe der glänzendsten Männer der türkischen Geschichte, wie diese Iv. v. Kukuljevič in der Zeitschrift „*Luna*" (Agram 1844) hervorhebt, die insgesamt slavischer Abstammung waren, und woraus hervorgeht, dass das Osmanenreich den grössten Teil seines Ruhmes der geistigen und kriegerischen Kraft der Slaven verdankt, sowie dass der Niedergang mit jenem Momente ansetzt, als man die slavischen Untertanen zu bedrücken begonnen.

Der Kern der vermeintlichen Völkerwanderungen besteht aber absolut nicht in dem mechanischen Wechsel eines Volkes durch ein anderes zur förmlichen Ablösung eintreffende Volk, sondern lediglich in der Änderung der Herrschaft in sprachlicher oder religiöser Hinsicht; die Stammbewohner bleiben, wie sie waren; sie behalten ihre Sprache, Religion oder Sitten, wenn die neue Regierung darin ihren Vorteil sieht; oder es treten Verhältnisse ein, dass es politisch klug erscheint, sich der neuen Situation anzupassen. Die Osmanen gingen daher, wie erwähnt, nur auf die Anerkennung ihrer Religion bei den neuen Untertanen aus; andere Eroberer legten wieder mehr Gewicht auf die Annahme der Sprache der neuen Regierung. So haben der Kalif Valid I. und der geisteskranke Hakem mit der griechischen,

koptischen und nabatäischen Sprache in Ägypten, Syrien und Babylonien auf die grausamste Weise aufgeräumt. Man weiss doch auch, dass es brandenburgische Fürsten gegeben, die den Gebrauch der wendischen Sprache in ihrem Staate bei Todesstrafe verboten, daher auch in Norddeutschland die Sprache der slavischen Stammbewohner so rapid erlöschte. Diese Art der Völkerwanderung bestand daher nur im Wechsel der Landes-Umgangssprache.

Eine andere beliebte Methode der Konstruktion einer Völkerwanderung ist das Eskamotieren oder Verschicken eines Volkes in ein Gebiet mit grossem Auslauf. So erzählt die Geschichte, Irnak, der jüngste Sohn Attilas, habe gegen das Ende des V. Jahrhundertes die hunnischen Horden nach den Volga-Steppen geführt, wo sie unter anderen Nomadenvölkern aufgingen. Wenn dies auch nicht geschichtlich als unlogisch widerlegt wäre, so ist eine solche Verschickung auch praktisch ganz ausgeschlossen, denn ein Volk, das auf seinem Boden doch nur ein bestimmtes Maximum von Individuen ernähren kann, vermag nicht noch ein weiteres Volk in Kost zu übernehmen. Wäre jedoch der Fall eingetreten, dass die Hunnen, nachdem sie kurz zuvor auf den Catalaunischen Feldern angeblich nahezu vernichtet wurden, plötzlich wieder erobernd auftraten, so mussten sie alle Gebiete, die sie passierten, doch zuerst besiegt haben, und dies war einst bei der allgemeinen Kriegsbereitschaft und den allseitigen technisch mehr oder weniger hervorragenden Verteidigungsvorsorgen nicht so einfach. Nebstbei fehlt hiezu jede vernünftige Erklärung, weshalb sie bei solchen günstigen Prämissen den nationalen Selbstmord durchaus in den Volga-Steppen zu begehen anstrebten. Waren überdies hiebei die Hunnen siegreich, so gingen doch eher die Stammbewohner zugrunde, nicht aber die Hunnen; war es umgekehrt, so kamen sie durch die Durchzugsländer überhaupt nicht hinaus und erreichten nie jenes Kanaan, das ihnen gewisse Taschenspieler in der Geschichtsschreibung im Erklärungsdilemma vorgaukeln.

Wir kennen aber doch auch heute viele und verschiedene Quellen, die über die Existenz der Hunnen in Mitteleuropa noch in späteren Jahrhunderten Aufschluss geben. Vor allem ist dies der im Jahre 735 verstorbene englische Kirchenschriftsteller Beda, welcher (*Hist. Eccl. I.*) schreibt, dass die erste Spur von den Slaven im nördlichen Deutschland anzutreffen ist; er nennt sie Hunnen und lässt sie in der Nachbarschaft der Dänen, Sachsen und Rugier wohnen. — Dieses ist weit glaubwürdiger und ist die ganze Geschichte über die Hunnen dahin zu präzisieren, — wenn dies überhaupt nicht

eine ganz andere Völkergruppe war, wie es ja zugleich viele von einander ganz unabhängige Volksstämme von Wenden, Kroaten, Serben u. a. gab und gibt — dass diese mit bewaffneter Macht lediglich von ihren Sitzen aus Raubzüge gegen Südosten (Byzanz), Süden (Österreich und Italien) sowie gegen Westen (Gallien) unternahmen, ähnlich wie die Osmanen durch Jahrhunderte gegen Westen und Nordwesten zu häufige Einfälle ausführten, wobei es sich im Prinzipe weniger um Ländererwerb als vielmehr um Raub von beweglichem Gute handelte. — Übrigens erfahren wir noch Positiveres durch den Geschichtsschreiber Widukind (X. Jahrh.), welcher erzählt, dass König Heinrich I. an die Unterjochung der Sorben schreiten musste, weil sie ihm als ständige Verbündete der Hunnen gefährlich zu werden begannen. Nachdem er vorher die Unruhen in Deutschland gestillt, schloss er mit den Hunnen einen neunjährigen Waffenstillstand, griff dann die Heveler (an der Havel) an und nahm dann deren Hauptstadt Brennabor (Brandenburg) ein usf. Es gab also im X. Jahrhunderte im nördlichen Europa noch immer „Hunnen", mit denen Bündnisse zu schliessen es deutsche Könige nicht unter ihrer Würde hielten! — Der kärntische Chronist Unrest erzählt unter anderem auch, dass es in Kärnten um das Jahr 820, d. i. nach dem Einfalle der Hewn (Hunnen, worunter er aber heidnische Kroaten versteht) keinen Herrn und keinen Herzog gab, daher sie *„ainen gemainen man von paurn geschlacht zum hertzoge im lande Quarantano machten"*.— Im Igor-Liede wurden die „hinischen" Pfeile als besonders gefürchtet angeführt, und diese „Hinen" wohnten demnach, da die Dichtung nur in der Zeit von 1186—1194 entstanden sein kann, damals im Polovzer-Gebiete, also an der unteren Volga und am Don, sind demnach auch seinerzeit nicht spurlos „in den Volga-Steppen unter anderen Nomadenvölkern aufgegangen."

Alle Erzählungen über Völkerwanderungen sind, wie sie eben heute interpretiert werden, eine völlig kritik- und gedankenlose, einseitige Schilderung von geschichtlichen Vorgängen, die es in Wirklichkeit in dieser Art nie gab noch gegeben haben konnte. Wirft man aber alles Geschwätz, das man aus alten Quellen herausgelesen haben will, weg, so bleibt nur mehr der nachfolgende Kern: die Völkerwanderungen sind lediglich Kriegszüge; solche Kriegs- oder Abenteurerscharen, die sich auch jenem verdingten, der sie entsprechend honorierte, legten mitunter auch weite Strecken zurück; sie führten den Namen jenes Volkes, dem sie entstammten; sie hatten im Trosse ihre Frauen wie die während des Kriegszuges geborenen Kinder mit, aber deshalb

blieb ihr Ursprungsland genau so weiter besetzt und bevölkert, wie vorher, und änderte sich deshalb auch nicht der eigentliche Volks- oder Gebietsname. — Der einzig richtige Weg, wie sonach das Völkerwanderungsrätsel zu lösen sei, ist daher der induktive: die Folgerung von einem konkreten Falle auf den allgemeinen, vom Lebenden auf das Abgestorbene, vom Bekannten auf das Unbekannte.

Ein weiterer organischer Fehler in der Geschichtsschreibung ist die kritiklose Verwertung der Quellen, sowie die einseitige Hervorhebung dessen, was der Augenblick heischt; von Objektivität oder Wahrheitsenergie ist da oft gar keine Spur zu finden. Hiefür mögen folgende Beispiele dienen, wie die ungereimtesten Dinge zu geschichtlichen Satzungen werden können, je nachdem man fallweise Licht oder Schatten bedarf. Der im Jahre 1525 verstorbene Nikolaus Marschalk (Mareschalcus) schrieb eine Geschichte der Heruler und Vandalen. Im 7. Kapitel sagt er betreffs der Heruler: „Sie haben voralters ohne Zweifel dem Teuton viel grössere Ehre erwiesen, als die übrigen Teutschen, da sie ihn mit Menschenblut zu versöhnen pflegten." — Im darauffolgenden 8. Kapitel sagt er hingegen: „Zu Kriegszeiten droschen die Heruler das Korn aus und vergruben es in die Erde; das sonstige Hausgerät versteckten sie in den Wäldern, Gruben und Seen, was alle Vandalen vorzeiten in ähnlicher Weise taten." — Westphalen, der die Annalen Marschalks im Jahre 1739 veröffentlicht, schreibt hier statt „Vandalen" bereits „Wenden"; demnach sind die Heruler bei demselben Schriftsteller einmal „Teutsche", einmal „Wenden", denn die Vandalen galten auch Marschalk als Slaven — Wenden. — Letzterer schreibt im 8. Kapitel auch noch folgendes in einem Atem: „Mit Unrecht glaubten die Heruler an viele Götter. Sie kamen an Festtagen über Befehl des Priesters mit Weibern und Kindern zusammen. Dort befand sich ein grosser Altar, worauf ein jeder seinen Gott,*) so gut er vermochte, mit Ochsen, Schafen und Federvieh versöhnte. Bei diesen Opfern musste auch immer Christenblut herhalten, denn ihrer Gewohnheit gemäss schlachteten sie Männer und Weiber für den Altar ab, rissen ihnen das Eingeweide heraus und hängten es auf die Pfähle. Nach diesem Götzendienste schmausten sie, tranken lustig herum und beendeten den Tag mit Spielen und Tänzen. Einen guten Freund liessen sie nicht gar zu alt werden, da sie sich einbildeten, es wäre besser zu sterben, als den Lebensrest träge zuzubringen; sie hielten es daher für

*) Diese Erwähnung, wonach jeder seinem Gott opfert, klärt auch den Umstand näher auf, weshalb sich in den alten Gräbern Mecklenburgs immer Grabbeigaben vorfinden, die den verschiedensten Gottheiten gewidmet sind.

gut Alte zu töten, und als eine besondere Gunstbezeugung die abgelebten, arbeitsunfähigen Eltern in kleine Stücke zu zerhacken, zu Speisen vorzubereiten, was auch Prokopius in der Geschichte der Goten von den auswärtigen (Herulern) erzählt. Gegen einander waren sie gastfrei und gottesfürchtig, ehrten und liebten die Eltern gar hoch; den Fremden, welche sie gerne beherbergten, erwiesen sie Liebes und Gutes, und wer solchen sein Haus versagte, dem wurde dieses niedergebrannt. Sie unterhielten mit dem gemeinsamen Gelde Hospitäler, Waisen- und Armenhäuser, und kamen so den Notleidenden und Gebrechlichen zu Hilfe." —

Was ist da nun wahr? Wer seine Eltern hoch ehrt, den Gebrechlichen Kranken- und Versorgungshäuser erbaut, tötet und verzehrt sonach nicht seine Eltern „aus besonderer Gunstbezeugung"! — Der subjektive Geschichtsschreiber macht es nun folgend: will er die Heruler herausstreichen, so hebt er ihren Humanismus hervor; will er sie herabsetzen, so macht er sie, sich auf die Beweise alter Schriftsteller stützend, zu Menschenfressern; der objektive Kritizismus, der da sagen müsste, dass da eitel Widersprüche sind, kommt dabei gar nicht zu Worte. Von der national gefärbten Wissenschaft, welche die Heruler zu Slaven macht, wenn man sie als Anthropophagen, und zu Deutschen, wenn man sie als ein Volk von hoher Kultur hinstellt, — und natürlich umgekehrt —, sei aber hier überhaupt weiter nicht gesprochen. Und so etwas nennt man dann: Völkergeschichte!

Es handelt sich aber hier nicht nur um falsche Vorstellungskünste, um eine Völkerwanderung glaubhaft zu machen, sondern überhaupt um ein Gebäude, das auf einem Moorgrunde aufgeführt wurde. In dieser Hinsicht rechnete die Geschichtsschreibung lediglich mit ungeprüften Suggestionen. Sehen wir davon ganz ab, dass man z. B. die Hunnen als die ärgsten Barbaren ansieht, die sich ihr Genussfleisch auf dem Sattel mürbe ritten — möge es jemand versuchen, ein Stück Fleisch, vielleicht auch mit unausgelöstem Knochen, auf dem Sattel mürbe zu reiten, oder lasse sich erzählen, was dem Reiter geschieht, wenn sich nur die geringste Falte im Sitze bildet —, die klein von Gestalt, hässlich u. dgl. waren, die Deutschen aber als H ü n e n oder R i e s e n, was doch synonyme Begriffe sind, bezeichnet wurden, so widerlegt die Geschichte auch die Hauptpunkte selbst. Es fällt schon auf, dass unsere Geschichtslehrbücher ihre Daten über die Hunnen lediglich jenen schriftstellernden Zeitgenossen entnehmen, die über dieselben das Gräulichste zu erzählen wissen, während andere, wie Priscus, der die wirklichen Verhältnisse wesentlich lichtvoller schildert, unbeachtet bleiben. Aber auch die anderen schildern da Vorgänge, die sich weder mit der Kritik noch Logik

vereinbaren lassen. Wie ist es z. B. erklärlich, dass ein solcher Barbar par excellence, wie Attila, die Burgunderfürstin Kriemhilde zur Gattin erhält, dass das Hochzeitsfest in Wien durch 17 Tage gefeiert wird, dass die Burgunder den Hof Attilas besuchen, dessen Residenz grosse Paläste bildeten, dass er um Honoria, die byzantinische Kaisertochter werben lässt, trotzdem die Geschichte erzählt, Attila habe wenig Kriegsglück gehabt, sei aus Italien unverrichteter Dinge zurückgekehrt, sei im Jahre 451 auf den Catalaunischen Feldern fast vernichtet worden, indess er allgemein gefürchtet war, ihm der Kaiser von Byzanz den jährlichen Geldtribut namhaft erhöhen musste u. a. — alles ein Beweis, dass man es hier mit einem Geschichtsirrtum oder einer Geschichtsfälschung plumpster Art zu tun hat. Überdies hat es stets Standesunterschiede gegeben, und doch kann sich niemand bei den modernen sozialen Ansichten etwa eine ernste Brautwerbung eines besiegten Indianerhäuptlings bei einer europäischen Herrscherfamilie vorstellen. War aber Attila ein solcher Wüstling, wie ihn die Geschichte hinstellt, so hätte er sich eine ausgewählte Braut wohl mit Gewalt geholt oder hätte selbe rauben lassen; etikettmässige Brautwerbungen sind aber in diesem Milieu ganz undenkbar.

Solcher Art sind also die Quellen, aus denen wir unsere Geschichtsdogmen schöpfen und konstruieren; solche Kannegiessereien und gehässige Willkürlichkeiten werden dann zum Evangelium, zu Marksteinen der Wissenschaft und zu den wichtigsten Wendepunkten der Weltgeschichte. Erlernt oder begreift aber ein Schüler diese verworrenen Geschichtslügen nicht, so erhält er sein „nichtgenügend" und kann dafür repetieren oder im Studium verunglücken, denn es wird doch bis heute niemanden geben, der zustimmen könnte, dass er die Schul-Völkerwanderung je verstanden habe.

Logisch noch trostloser wirkt hiebei die geschichtliche Randbemerkung, es hätten die Hunnen ihr Dienstvolk, die Slaven, so als eine Art Kofferträger, auf ihrem Heereszuge aus Asien nach Mitteleuropa mitgenommen, aber dann hier zurückgelassen, als sie sich selbst in die Volga-Steppen, sozusagen zum geschichtlichen Ausleben, in den Ruhestand zurückzogen. Dieser blühende Unsinn ist in deutschen, aber ebenso auch in slavischen Lehrbüchern zu lesen; es gibt Universitätsprofessoren, die nur über die Völkerwanderung lesen, aber niemandem fällt es ein, da berichtigend aufzutreten. Will man dieses vertrackte Kapitel der Geschichte noch in satirisch-logischer Weise fortsetzen, so wären die Slaven demnach eigentlich mit einem Ehrenkonvoi der Hunnen nach Westeuropa gebracht und hier, nachdem ihnen die geographische Situation behagte, nach entsprechender Einführung zurückgelassen worden. — *Difficile est satiram non scribere!*

Betrachten wir aber noch einige Völkerschaften, die ihre Existenz oder ihren Heimfall der Völkerwanderung zuschreiben, und seien hiezu die Vandalen, Longobarden, Rhätier und Kelten erwähnt.

Die Geschichte sagt, die Vandalen waren ein ostgermanisches Volk, das dann verschiedenste Kriegszüge unternahm, und sich schliesslich um das Jahr 534 in Afrika verlor. Wie reimt sich dies aber, da wir wissen, dass der hl. Ruppert noch im Jahre 705 den „Vandalen" predigte, denn es heisst: *„transcenosque monte altissimo, mons Durus* (= slav. Turi) *appelato, praedicavit Wandalis"* („nach Passieren — vom Norden her — der Hohen Tauern predigte er den Vandalen"), worunter man die heutigen Slovenen, als die Bewohner südwärts jenes Gebirges, verstehen muss, was auch richtig ist, den in einer böhmischen Glosse in *Mater verborum* aus dem XII. Jahrhunderte werden die Slovenen („Zlouenin") auch „Vandalus" (und „Wint") genannt. — Helmold erzählt in der *„Chronica Slavorum"* (1172), dass an der Grenze Polens ein ausgedehntes slavisches Land liegt; die Bewohner desselben nannte man voralters „Vandalen", jetzt aber „Winithen" oder „Winuler". — Der bereits erwähnte Nikolaus Marschalk schrieb eine Geschichte der Heruler und Vandalen, und widmete das Werk dem Herzog Heinrich von Mecklenburg, dem Fürsten der Vandalen *(„princeps Vandalorum")*. — Welche Geschichte sagt uns nun heute, dass es im XVI. Jahrhunderte in Europa noch Vandalen gab, und welches sind nun jene Vandalen, die man als Paradigma der Zerstörungswut in der heutigen Redensart zu verstehen hat?

Ähnlich steht es mit den Longobarden. Sie waren etwa ein westgermanisches Volk, das zu Beginn unserer Zeitrechnung an der Niederelbe wohnte, nachdem die Namen „Bardengau" wie „Bardowiek" ihnen zugeschrieben werden (!). Später gelangten sie elbeaufwärts bis ins Waagtal, wo ihr Hauptort „Langricio" (jetzt Trenčin) war. Sie machten sich nun durch Zertrümmerung des Heruler- und Gepidenreiches zu Herren Pannoniens. Ihr König Alboin zog 568 gegen Italien, und seine Scharen überfluteten bald den nördlichen Teil davon, der nun nach ihnen „Lombardei" benannt wurde. Später gehen sie ganz in den Romanen auf. — Es ist nun selbstredend, dass es sich hier nicht um ein und dieselbe Völkerschaft, und noch weniger um den Zug eines ganzes Volkes, sondern nur um Kriegszüge handelt. Die Etymologie „lombarda", d. i. „lomvarda", bedeutet: Grenzwache; „lombardi" hiessen demnach im Slavischen die Grenzwächter („lom" = Grenze, „varda" = Wache, Schutzpunkt), und mag sich

dieser Name an der Unterelbe, in der heutigen Slovakei, in Ungarn wie in Oberitalien, analog wie sich andere Völkernamen fortgesetzt wiederholen, gleichfalls wiederholt haben. Es sind dies daher auch nicht dieselben Volksstämme, sondern nur so benannte Kriegsscharen verschiedener Zeit und verschiedenen Ursprungs, analog wie man vielerlei Kazakenvölker kennt, d. h. es waren dies die Krieger einer „kaza", eines Stammes oder Bezirkes (böhm. „chasa"), welche Organisation auf dem Balkan zum Teile noch heute fortbesteht. — Die heutige Schreibweise „Langobarden" und die Etymologie „Langbärte" kann demnach auch ruhig und schadlos in Vergessenheit geraten, denn die Begriffe „lumbati" (kroat. Schutzdämme machen), „lumbarda" (Schutzdamm, auch: schweres Geschütz, Geschützposition) u. ä., sowie topische Namen heben diese unnatürliche Erklärung von selbst auf. — Man sucht eben dort seine Ahnen, wo gleiche Namen auftreten; dass aber diese eine völlig getrennte, von einander unabhängige Entstehung haben können, daran wird hingegen gar nicht gedacht, und dabei auch zumeist vergessen, dass man von einem Volke für sich immer erst dann sprechen kann, wenn es eben ein Volk für sich selbst ist, was erst mit der Geschichte, d. i. mit dem Erwachen des Bewusstseins eines Volkes von sich selbst, eintritt.

Der Ursitz der Longobarden zur Völkerwanderungszeit ist zweifellos die heutige Lombardei; der Name hat sich daher ebensowenig verloren, wie jener des alten Volkes der Rhätier, bei denen man im Zweifel ist, ob sie Illyrer, Kelten oder Veneter waren, obschon sie noch heute als „Rezijani" existieren. Sie wohnen noch immer an den Südhängen der Alpen und sind identisch mit den slovenischen, allerdings heute schon bis auf etwa 30.000 Seelen völlig romanisierten Bewohnern der italienischen Provinz Venetien. Man sagt auch, die Rhätier bildeten geographisch und sprachlich den Übergang zu den Etruskern oder Tosken; auch das ist richtig, denn die etrurischen Sprachreste, wie sie in den zahlreichen Inschriften vorkommen, sind eben ein schon ziemlich romanisiertes Slavisch.

Es haben daher alle streitenden Parteien im Prinzipe recht: die Rhätier sind Veneter, weil sie in der Provinz Venetien wohnten; sie sind Illyrer, weil dieses Gebiet im geographisch-politischen Sinne zu einer Zeit zu Illyrien gehörte; sie sind auch Kelten, weil sie militärisch-sozial, wie dies nachstehend erörtert wird, im „čeledi" organisiert waren; die langwierigen Gelehrten-Katzbalgereien in dieser Richtung haben daher nicht den geringsten Beweiseffekt, da eben jede Behauptung oder Ansicht diskutabel ist.

Eine besondere Rolle spielen die „Celti", — „Kelten" ist schon die präzisierte Form — in der Völkerwanderung. Man nimmt an,

dass sie sich zum mindesten schon im ersten Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung von Österreich und Süddeutschland aus über den Rhein, dann Frankreich bis England ausdehnten. Gegen Ende des VI. Jahrhundertes v. Chr. besetzten sie Spanien (Keltoiberer); zu Anfang des IV. Jahrhundertes v. Chr. verbreiteten sie sich auch schon über das etruskische Norditalien; in den Jahren 284—278 zogen sie als „Galater" nach der Balkanhalbinsel, und dehnten sich dann noch bis zur Mitte von Kleinasien aus. Wer war nun dieses grosse und rätselhafte Volk? Die Erklärung liegt in dessen nationalem Namen, denn „čeled" bedeutet im Slavischen noch heute eine Sippe oder einen Volksstamm, und verstand man darunter vor allem die militärische Organisation eines Stammes; jene Völker oder Stämme, die sich in „čeledi" gruppierten, und wo der kampffähige Mann „čeledin" (althochdeutsch „heled, cheled" Mann) hiess, waren die „Celti", analog wie dies bei den Bojern war, die ihre militärische Stammeskraft als „boj" oder „voj", oder die Franken als „bran", die Spanier als „špan" (Kameradschaft, Gespanschaft), die Kazaken als „kaza", die Böhmen als „chasa" benannten, und gilt die militärisch-soziale Benennung einer Volksgruppe nahezu ausnahmslos als die Grundlage der ethnographischen Namen. Da aber diese Grundbegriffe eben im Slavischen noch heute die zutreffende Bedeutung haben, muss die Sprache der Vandalen, Longobarden, Rhätier, Etrusker und Celten eben eine solche gewesen sein, die von den heutigen slavischen Sprachen noch nicht wesentlich verschieden war.

Aus alledem geht überzeugend folgende Erkenntnis über die sprachliche Zugehörigkeit jener alten Völker hervor: die slavischen Sprachen haben die Originalität der Ursprache am reinsten erhalten; die anderen Sprachgruppen sind davon schon weiter entfernt; alle Sprachen haben daher dieselbe Grundsprache zur Basis; diejenige aber, welche die Kontinuität mit dieser Grund- oder Ursprache noch am wenigsten verloren hat, muss die ältere, d. h. der Ursprache die nähere sein, und dies sind, in moderner Benennung ausgedrückt, eben die slavischen Sprachen. — Diese Erkenntnis auszusprechen diktiert die wissenschaftliche Ehrlichkeit, und zu diesem Schlusse kommt jeder, der den Mut besitzt, seine Erfahrungen frei und offen zu bekennen.

Behaupten nun z. B. die Franzosen heute, dass sie keine Romanen, sondern Nachkommen der Celten sind, so ist dies organisch vollkommen zutreffend, denn die Sezession ihrer Sprache entwickelte

sich auf jenem Boden, auf dem sie heute sitzen, und nicht etwa auf Umwegen über Italien, daher auch deren Sprache umso „keltischer" erscheint, je weiter man sie bis zur fühlbaren Abschwenkung verfolgt.

Die Slavizität jener Grundsprache ist aber auch leicht zu begründen, denn jede Sprache durchläuft einen Lebenskreis, dessen Stationen immer durch äussere wie innere Veränderungen gekennzeichnet sind. Hiebei begegnen wir aber der sonderbaren Erscheinung, dass die Fortentwicklung einer Sprache zugleich ihre Originalität, d. i. deren Formen und Flexion immer weiter verkümmert; dabei erhalten sich jedoch die Sprachen im Gebirge viel origineller, als in der Ebene, wo der Verkehr und der Einfluss des grösseren Verkehres einen in dieser Hinsicht schädlichen Einfluss üben. Und diesen konservierenden Einfluss merken wir doch vielen slavischen Sprachen, die sich noch den reinsten Formenschatz erhalten haben, leicht an. Und wenn wir noch erwähnen, dass dies auch die topischen Namen bestätigen, die sich doch am konservativsten erhalten, so ist der Beweis vom sprachlichen Standpunkte aus erbracht, dass die Völkerwanderungshypothese unhaltbar ist und weiterhin bestenfalls in ein Märchenbuch gehört, denn es kann unbedingt niemand dort Terrainteile zu einer Zeit nach seiner Sprache benannt haben, zu welcher er dort gar nicht war.

Sollte übrigens je eine so grossartige Umwälzung wirklich stattgefunden haben, dass plötzlich Millionen bodenständiger Menschen durch ebensoviel zugewanderte Slaven abgelöst worden wären, so konnte sich, abgesehen davon, dass dadurch ein halber Weltteil irgendwo menschenleer geworden wäre, der Wechsel doch nicht so unbemerkt abwickeln, dass ihn die römischen, griechischen, byzantinischen und arabischen Schriftsteller, die doch sonst ganz belanglose Vorgänge verzeichneten, gar nicht wahrgenommen hätten, denn unter den Völkern, welche da als ablösende genannt werden, findet man, wie die dermalige Geschichte behauptet, noch immer sehr wenig Slaven. Trotzdem hören wir aber andererseits immer wieder, dass die Römer überall auf ihren Eroberungszügen auf Bewohner stiessen, die starke Burgen, Ringwälle oder Grenzschutzvorsorgen hatten, und die ihnen sehr energisch, und vielfach auch mit grossem Erfolge, mit den Waffen entgegentraten. Ein Volk aber, das sich Festungen baut, beteiligt sich an keiner Völkerwanderung, sondern es siegt oder unterliegt. —

Der Kern dieses geschichtlichen Irrtums liegt überdies in der gewohnten Annahme, dass ein Volk immer erst dann auf der Weltbühne gesichtet wird, sobald dessen erste Erwähnung in der geschrie-

benen Geschichte wahrgenommen wird, ein Denkfehler, vergleichbar mit dem, wie wir auch alle einst im naiven Kindersinne glaubten, dass die Sonne unmittelbar hinter dem nächsten Gebirge unseres Horizontes aus dem Ozean steige. In der Entwicklung eines Volkes, welches plötzlich unter einem bestimmten Namen geschichtlich inventarisiert auftritt, ist aber doch eine, nicht einmal approximativ in Zahlen ausdrückbare Werdezeit vorangegangen, worauf man eben fast ausnahmslos vergisst.

Die heute landläufigen Erzählungen über die Vergangenheit der Slaven kann daher einer logisch geführten Nachprüfung unmöglich weiter standhalten, und gehört die Negation des Autochthonismus der Slaven wohl zu den grössten Irrtümern oder wissenschaftlichen Fälschungen aller Zeiten.

Diese falschen Fundamente der wissenschaftlichen Ordnung müssen daher endlich der Auswechslung teilhaftig werden, was freilich tiefeinschneidende Konsequenzen haben wird, denn nur mit bangem Schrecken wird man endlich zur Revision der Ur- und Kulturgeschichte schreiten müssen, da das Räderwerk dieser Maschinerie nicht mehr funktioniert; die Archäologie wird endlich erkennen und zugeben müssen, dass die Kulturresidien der alten europäischen Stammvölker auch einen gemeinsamen Grundzug haben; die Rassenlehre mit ihrer Dezentralisierungstendenz verliert immer weiter ihren realen Halt; die Sprachwissenschaft, die sich eine Unzahl von isolierten Sprachen zurechtlegte, büsst eine Position um die andere ein, und nimmt immer mehr die monistische Richtung an; die Götter- und Geisterwelt unserer Mythologien nähert sich wieder mehr und mehr der irdischen Welt, von welcher eben erst deren Transsubstantiation ausging usw., was die sozialen, kulturellen wie auch politischen Ansichten gewiss mächtig beeinflussen muss.

Wir leben daher heute am Abende, dem ein Tag mit der Umwertung oder Berichtigung eines grossen Teiles des menschengeschichtlichen Wissens folgen wird, denn fällt nur einmal die Barrikade der Völkerwanderungshypothese, die sich die Wissenschaft selbst über den Weg erbaut hat, dann erst wird die Bahn frei für alle weitere Forschung nach unseren Ursprungs- und Entwicklungsfragen; unter den bisherigen Prämissen war dies schon mechanisch ausgeschlossen.

Zum Schlusse sei noch eines nicht unwichtigen Umstandes Erwähnung getan, der bisher ganz unbeachtet blieb und doch eine sehr fühlbare Rolle im Völkerleben spielt. Die irrtümliche Konstruktion einer Völkerwanderung ist es nämlich, die zu dem tiefen, nationalen

Unfrieden, namentlich zwischen den Slaven und Deutschen, den verderblichen Keim legte, denn ohne gegenseitige Achtung und billige Anerkennung der gegebenen gleichen Imponderabilien kann es keinen Völkerfrieden geben, weil der Mangel der Parität das Neben- und Mitwohnen der Völker vielfach unleidlich macht, und nichts wirkt verletzender, als eine unberechtigte sowie den Hass absichtlich nährende Zurücksetzung.

Will man daher ehrlich Frieden haben, so setze sich vor allem die Wissenschaft ein und mache ihre handgreiflichen Fehler der künstlichen Verhetzung gut; eine einseitige Herrenmoral aber, die sich auf gewalttätige Geschichtsfälschungen und Verschwindenlassen von Gegenbeweisen stützt, ist ein weit verderblicherer Bazillus für das Fortbestehen der geschichtlichen, kulturellen wie sozialen Völkerdisharmonie, als jedes andere der vielen wurmstichigen Motive, die da als Hindernisse phrasenmässig angeführt werden. Nichts kränkt mehr den Einzelnen wie eine ganze Nation, als das ewige Hänseln mit der Minderwertigkeit, namentlich wenn hiezu nicht die geringste Begründung vorgebracht werden, oder der Anteil an der allgemeinen Kultur nicht überzeugend klargelegt werden kann, denn das, was man heute darüber zu wissen vermeint, verschiebt sich durch die fortschreitende Forschung sogar immer sichtlicher zur Negierung der heutigen Voraussetzungen. —

Slavische Geschichtsquellen.

III. Das Roland-Lied.

Mitgeteilt von J. Kuffner.

Im Vorjahre erschien eine interessante Studie des Professors F. E. Mann über „Das Roland-Lied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Roland-Säulen“ (Dieterichs Verlag, Leipzig), welche nicht nur literaturgeschichtlich von grösserem Interesse ist, sondern für die altslavische Geschichte geradezu eine hervorragende Enthüllung und eine neue Quelle bedeutet.

Von der Geschichte des Mittelalters, wie man sie in der Schule zu hören und in der Literatur zu lesen bekommt, kann man füglich sagen, sie bedeute eine Erzählung von Ereignissen, die niemals stattgefunden oder zum mindesten nicht derart vor sich gegangen sind,

wie und was darüber berichtet wird. Mit der grossen Phantasmagorie der sogenannten Völkerwanderung verzieht ein grosser Nebelvorhang das Proscenium und der Hokuspokus dahinter nimmt seinen Anfang. Eine Flucht von Erscheinungen wunderbarster Gestalt und Form drängt sich da in- und übereinander; Vorkommnisse und Taten werden gemeldet, die jedem Zusammenhang mit Naturgesetz und Vernunft hohnsprechen, Aktionen und Variationen, die alle Beziehung zum Grund und Boden des wirklichen Lebens verloren haben. Die gestrenge Wissenschaft versucht zwar aus allen Kräften an dem unentwirrbaren Knäuel zu zerren und zu schlichten, doch scheint der Liebe Müh', mag sie noch so sehr in Widerspruch mit dem gesunden Menschenverstand sich befinden, vergeblich. Nebel bleibt Nebel; die Überlieferung im Grossen und Ganzen, gebunden an den Buchstaben der ehrwürdigen Quellen, ist nicht zu verscheuchen; was geschrieben steht, ist geschrieben.

Je mehr in allen Zweigen des menschlichen Wissens das Prinzip der exakten Auffassung platzgreift, desto fühlbarer wird das Bedürfnis auch für den Blick in längst vergangene Zeiten eine verlässlichere Basis zu finden, als es jene ist, die in den Berichten unwissender Chronisten und treuherziger Wiedergeber von Gehörtem als gegeben zu betrachten hat. In erfreulicher Weise mehren sich in neuester Zeit Versuche, diesem Bedürfnisse nahezutreten, um möglichst Licht zu bringen in das Dunkel der überlieferten Materie. Zu diesen Aufklärungsarbeiten gehört auch die oben angeführte Studie.

Das Roland-Lied wird bekanntlich mit einer Legende in Zusammenhang gebracht, die über einen Kriegszug Karls d. Gr. nach Spanien gegen die Sarazenen zu berichten weiss. Karls Heer soll dabei auf dem Rückzuge über die Pyrenäen eine Schlappe erlitten haben. So erzählt unter Anderen auch Eginhard, der Biograph des grossen Kaisers. Seit langem wird nun schon um die Frage gestritten, wie viel an der Erzählung wahr sei? Aus den Darlegungen des Verfassers kommt nun mit ziemlicher Evidenz zum Vorschein, dass es mit der Heldengeschichte vom Tale Roncevals seine guten Wege hat. Auf Grund einer sehr eingehenden Untersuchung des Tatbestandes und aller einschlagenden Dokumente, stellt der Autor fest, dass die im Roland-Liede besungenen Helden und Taten mit Spanien eigentlich gar nichts zu tun haben, sondern dass im Gegenteile Karl zu jener Zeit gar nicht über das grosse Gebirge gezogen ist, dass sein Kriegszug zwar den Sarazenen gegolten, mit diesen „Sarazenen" jedoch nicht die Araber in Spanien, sondern ein ganz anderes Volk im Norden des Reiches gemeint ist, u. zw. jenes slavische Volk, das zwischen der Oder und Elbe längs der Meeresküste angesiedelt war,

und das der Verfasser als den Stamm der „Stettiner" bezeichnet. Unter Roland (Hruotlandus, Rutland, Rudlan u. ä.) ist nach seiner Darstellung „das Vorbild aller späteren Heidenbekämpfer im Osten" zu verstehen, ein Markgraf des wendischen Grenzlandes, ein Grosser aus dem Gefolge Karls, der sich auf dem eben nicht glücklich verlaufenen Kriegszuge für seinen Herrn im Kampfe aufgeopfert und dabei den Heldentod gefunden hat. Es bleibt daher nur zu berichtigen, dass sich die Geschichte nicht bei Roncevals in den Pyrenäen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach bei Prenzlau, unweit Stettin, in der Uckermark, zugetragen hat. Der Verfasser sagt: „Prenzlau ist slavisch Premislav (ältere Formen: Prinslauw 1253, Prenslauve u. a. m.) Der Schlachtort heisst nach der Oxforder Handschrift „Rencesvals", das wie ein Kompromiss erscheint zwischen dem überlieferten Namen „Prenslav" oder „Prenseslav" und dem später herangeholten „Roncevals". Die Ortschaft Prenzlau ist uralt, wir kennen ihren Ursprung nicht, und sie kann sehr wohl schon im VIII. Jahrhunderte bestanden haben . . ." Damit hat der Verfasser nicht nur vollkommen recht, sondern ist obendrauf anzunehmen, dass der Ursprung des Ortes noch viel, sehr viel weiter zurück liegt. Der Name „Prenzlau" ist seinem Ursprunge nach identisch mit jenen von: Breslau, Břeclava, Břetislava, Vratislava, Bračislava, Brjaslava, Perejaslava, Zbraslava und noch einer Unzahl von Variationen desselben Namens, die in slavischen oder ehemals slavischen Gegenden sich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere hinziehen und sämtlich zu Lokalitäten gehören, die ihrer Lage nach ziemlich übereinstimmen. Sie liegen nämlich an grösseren oder kleineren Gewässern, meist an Mündungen, die eine starke Verwässerung des Terrains zur Folge haben, und zu ihrer Zeit sicherlich eine besondere Rolle im Lande gespielt haben, daher auch durchwegs befestigt waren. Zu welcher Zeit nun mögen wichtige Punkte im Terrain in dieser Weise gleichmässig, sozusagen gattungsweise benannt worden sein? Zu welcher Zeit gab es eine derart in die Augen springende, in den entlegensten Gegenden miteinander übereinstimmende technische Terminologie für topographische Vorstellungen? Welche Zeit war es, über die alle, auch die ältesten Quellen — schweigen?

Die Details der sehr komplizierten Beweisführung sind freilich im Buche selbst nachzulesen. Die Lektüre ist überaus dankbar und anregend, so mühselig sie auch erscheint gegenüber der Unmasse von gelehrtem Krimskrams das aus dem Wege zu räumen ist, und der unterschiedlichsten kleinen Fragen und Zweifel, die ihre Klarstellung erheischen. Der Beweis ist im grossen und ganzen als erbracht anzusehen; direkt erbracht durch fleissig dokumentierte Aus-

legung und überzeugende Placierung der vielen im Texte des Liedes vorkommenden Namen, sowohl Namen topographischen Charakters, als auch Namen von Völkern, Stämmen und Scharen, nicht nur von einzelnen lebenden und handelnden Personen sondern auch von blossen Gegenständen und Requisiten. Das ganze ausführliche Verzeichnis von Namen und Umständen wird recht überzeugend auf seine nördliche Abkunft zurückgeführt und mit viel Glück in das Gebiet zwischen der Elbe und Oder zurückorientiert. Indirekt war ein starker Zweifel über die Legende einer spanischen Heerfahrt Karls ohnehin schon durch den auffallenden Umstand bekräftigt, dass die zeitgenössischen arabischen Quellen von einer solchen gar nichts wissen, und es sehr einleuchtend ist, dass sie einen über den Erzfeind errungenen Vorteil ihrerseits gewiss nicht verschwiegen hätten.

Der heimliche Szeneriewechsel, den im Laufe von Jahrhunderten die Ereignisse der Legende erfahren haben, ist auf ein simples *qui pro quo* in der Namensdeutung zurückzuführen. In ethnographischen sowie in den anders verwandten Benennungen waren die Alten niemals besonders skrupulös. Geographie und Topographie gaben damals noch keine Wissenschaft ab. Die Begriffe waren weder geklärt noch feststehend, und so kam es, dass man ein und dasselbe Volk mit den unterschiedlichsten Namen belegt hat und umgekehrt wieder andere vollkommen fremde Völker und Stämme ohne viel Umstände unter demselben Namen notiert hat. Daher das jämmerliche Drunter und Drüber von Namen und Ereignissen, das für die Periode des Überganges vom Altertum ins Mittelalter so bezeichnend ist. So wurde zu Karls Zeit unter „Sarazenen" überhaupt ein fremdes, feindliches Volk, von welcher Provenienz immer, verstanden. Einmal sind es die Araber, ein andermal die Slaven, ebenso wie es „Sarazenen" auch in den Tälern der Schweiz wie Südfrankreichs gab, weil sich dieser topische Name daselbst oft wiederholt. —

Über die etymologische Auslegung einiger slavischer Orts- und Personennamen liesse sich mit dem Verfasser wohl streiten, doch fallen dergleichen kleine Beweissplitter nicht in die Wagschale gegenüber der grossen leitenden Hauptidee der Arbeit, die klar zu Tage tritt. Auch darf man es dem Autor nicht verübeln, dass er als Vorkämpfer und Aufräumer in einer Partie des derart verworrenen und ins Dunkel gehüllten Stoffes, in anderen parallelen Fragen fast gänzlich den landläufig überlieferten Begriffen huldigt, über die wir schon geläutertere Meinungen haben. Den grossen Vandalenzug quer über Mitteleuropa hält er vollkommen im Sinne der üblichen Lehrbücheranschauung für den „Raubzug eines wilden Barbarenvolkes" usw. Freilich sind für derlei Urteile sichere Quellenzitate zur Verfügung, doch wird die Ge-

schichte dadurch noch nicht glaubwürdiger. Seit Menschengedenken werden feindliche Scharen im Lande von den Einwohnern nicht anders als „Räuber" und „Barbaren" benamset, und werden ihnen die ärgsten Schändlichkeiten zugeschrieben. Nach französischen Zeitungsstimmen wäre auch der deutsche Feldzug 1870-71 von den Nachkommen für nichts anderes, als für einen schändlichen Einfall eines räuberischen Barbarenvolkes zu halten. Die alten Chronisten sind aber die Zeitungsschreiber ihrer Zeit. In ihren Schriften spiegelt sich lediglich die momentane Anschauung ihrer Umgebung wieder, und das Urteil des Augenblicks ist immer von Nebenumständen beeinflusst, daher naturgemäss und notwendig parteiisch. Erst die ferne, nachkommende Zeit soll und kann aufklärend wirken und ein objektives Urteil fällen, d. h. die Aussage beider Teile anhören und prüfen. Krieg ist Krieg. Warum soll das feindliche Unternehmen des römischen Kaisers ein „Kriegszug", das seines Gegners aber ein „Raubzug" genannt werden? Höchstens vielleicht vom patriotischen Standpunkte. Ein solcher müsste aber dann eine allseitige Geltung haben! Doch da setzen erst die Schwierigkeiten voll ein. Die „Barbaren" des Altertums wie des Mittelalters haben nichts Schriftliches hinterlassen, daher die Berichterstattung immer durchwegs einseitig, somit gefärbt oder gefälscht ist.

Die Aufgabe der ernsten Forschung liegt nun darin, Mittel und Wege zu suchen, trotz der einseitigen Beleuchtung den wahren Sachverhalt ans Licht zu bringen. Wie da beiläufig vorzugehen ist, hiefür bietet uns der Autor in der vorliegenden Arbeit eine vorbildliche Probe. Dass dabei links und rechts noch eine Menge anderer Fragen und Zweifel noch ungelöst bleiben, ist natürlich; man kann eben nicht an allen Punkten zugleich Vor- und Mitkämpfer sein. —

IV. Die Evangelienhandschrift zu Cividale (Čedad, Italien).

Mitgeteilt von F. V. Sasinek.

C. L. Bethmann beschrieb im „Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (1876, II. 113 ff) eine hochwichtige lateinische Evangelienhandschrift, die gegenwärtig im Archiv des Kapitels von Cividale verwahrt wird. Dieser Pergamentkodex wurde im V. oder VI. Jahrhunderte irgendwo in Oberitalien geschrieben, kam bald nach dem Tode des Patriarchen Paulinus († 804) nach Aquileja und blieb in einem dortigen Kloster bis ins XVI. Jahrhundert, wo die Kanoniker von Aquileja ihre Schätze wegen der beständigen

Kriegsgefahr der Stadt Cividale zur Aufbewahrung übergaben.[1]) Der Glaube, die sieben Quaternionen des Evangeliums Marci seien des Evangelisten Autograph, war Ursache, dass zwei derselben 1354 dem Kaiser Carl IV., der Rest 1420 der Republik Venedig geschenkt wurden; die ersteren befinden sich noch jetzt in gutem Zustande im Prager Metropolitanarchiv, die letzteren aber wurden im Schatz von San Marco durch den Einfluss von Feuchtigkeit zu einem unförmlichen Pergamentklumpen.

Den Hauptwert der Handschrift bilden zahlreiche longobardische und slavische Namen, welche von verschiedenen Händen am Rande eingeschrieben sind. Es sind Namen von Pilgern und Reisenden, „*qui venerunt in isto monasterio*" und auch anderer Personen, welche teils von den Pilgern selbst, teils auf deren Wunsch von den Mönchen aufgezeichnet wurden.

Bethmann bemerkt, der Schrift nach sei kein Name älter als das Ende des VIII. Jahrhundertes, keiner jünger als das Ende des X. Jahrhundertes. Historische Personen fand er darunter nur wenige; so Kaiser Ludwig II. und Ingelberga (nach 850), Bischof Dominik von Olivolo (um 866), Kaiser Carl den Dicken (880–888), und den Bulgarenfürsten Michael († 896).

Unter den slavischen Namen, für deren vollständige Publizierung die slavische Geschichtsforschung Herrn Bethmann zu grossem Danke verpflichtet ist, lässt sich aber ausser dem Bulgarenfürsten Michael (Boris) eine viel bedeutendere Anzahl von historischen Personen sicherstellen. Wir wollen auf die wichtigsten derselben aufmerksam machen.

Sehr wertvoll ist die Notiz *f*, 3 und 4:

„*De Bolgaria, qui primus venit in isto monasterio, nomen eius Sondoke et uxor eius Anna, et pater Johannes et mater eius Maria, et filius . . Mihael et alius filius eius Uuelecneo* (wohl Velegnêv), *et filia eius Bogomilla et alia Kalia et tercia Mar(tha et quarta) Elena et quinta Maria. Et alia uxor eius Sogesclaua* (Sobêslava?). *Et alius homo bonus Petrus . . . et Georius . .*"

„*Petrus et uxor eius Sofia.*"

„*Hic sunt nomina de Bolgaria. Inprimus rex illorum Michahel et frater eius Dox et alius frater eius Gabriel, et uxor eius Maria et filius eius Rasáte* (Chrisala?) *et alius Gabriel et tercius filius Simeon et quartus filias Jacob, et filia eius dei ancella Praxi* (Eupraxia?) *et alia filia eius Anna.*"

„*Zergobula f . . . ias.*"

[1]) Cuf. Migne: Patrol. lat. tomo 99. pag. 537, Cividale, Civitas Austriae, Forumjulii.

Dass in dem Evangelium von Cividale der Name eines Bulgarenkönigs verzeichnet ist, wusste man schon aus della Torres Beschreibung dieses Kodex (Bianchini, *Evangelium quadruplex* 1749), aber della Torre las denselben Georg, wodurch man in grosse Schwierigkeiten geriet, da die altbulgarische Geschichte einen König dieses Namens nicht kennt. Bethmann klärte diesen Widerspruch auf: „der Name Georg," bemerkte er, „stand schon früher da, und der diese Notiz und die auf der folgenden Seite aufzeichnete, schrieb um diesen Namen herum." Der Name Michael steht tiefer unten und ein Zeichen deutet an, wohin er gehört.

Auf den hohen Wert dieser Notiz für die Genealogie der ältesten bulgarischen Dynastie hat bereits Professor Jagić in seinem Archiv für slavische Philologie II. 1. Berlin 1876, S. 171 u. 172 aufmerksam gemacht. Bemerkenswert ist der Umstand, dass unter den Söhnen Michaels wohl der nachmalige Cesar Simeon († 927), aber keineswegs dessen Bruder, Fürst Vladimir genannt wird.

Die ganze Aufzeichnung möchte ich in das Jahr 869 versetzen. In diesem Jahre nämlich reiste der Boljare Peter als Gesandter des Fürsten Michael zum Papste nach Rom. Die Notiz im Evangelium nennt nicht nur Peter selbst, sondern auch noch die Namen Sondoke und Zergobula. Nach Bulgarien zurückgekehrt, wurde Peter mit den beiden genannten Boljaren sogleich nach Kontantinopel zum Konzil gesandt, welches daselbst am 3. März 870 zusammentrat. Einige Jahre später (879) schrieb Papst Johannes VIII. an Petrus und die mächtigen Boljaren Cerbula und Sundicus, um dieselben für die Vereinigung Bulgariens mit Rom geneigt zu machen.[2])

Bisher war bekannt, dass die beiden im Briefe des Papstes Johannes VIII. genannten Vornehmen mit jenen identisch seien, die Peter nach Konstantinopel begleiteten. Die Marginalnote des Evangeliums von Cividale zeigt nun, dass sie auch an der Gesandtschaftsreise Peters nach Rom teilgenommen haben. Wir kennen nun die ständigen Diplomaten des Fürsten Michael: Petrus, Sondoke, Zergobula.

Wahrscheinlich liess Sondoke sich und die übrigen einzeichnen, da die Notiz über seine Familie die ausgiebigste ist.

F. 4' liest man: *„szuentiepulc. szuentezizna. predezlaus."* Es ist dies der bekannte Fürst von Grossmähren, Svatopluk oder Sveteplk. Den Namen seiner Gemahlin kannten wir bisher nur aus einer schadhaften Stelle des Salzburger Verbrüderungsbuches (*uu . . uizna Cf.* Dr.

[2]) Cuf. Assemani Calendaria eccl. univ. II., 270. Slovenský Letopis V., 32.

Herm. Jireček, *Slovanské právo I.* 58 nach Karajans Edition.) In der Cividaler Handschrift tritt derselbe in seiner vollständigen Gestalt an den Tag: *Svetežizna.*[3]) Der mit gleicher Hand verzeichnete *Predeslav* lässt sich nicht näher sicherstellen.

Die Bemerkung, welche Jireček über den Predeslav macht, ist zwar korrekt, allein in einer dunklen Geschichte, wo keinesfalls feste Wahrheit erreicht werden kann, ist eine weitere Kombination gestattet, um wenigstens Wahrscheinlichkeit aufzustellen.

Es scheint ganz analogisch und natürlich zu sein, dass nach dem Namen des Vaters und der Mutter der Name des Sohnes folge: ist es daher nicht möglich, dass wir hier im Predeslav den Sohn des Svatopluk I. haben? Da Kaiser Konstantinos Porphyrogenetes so deutlich von dessen drei Söhnen spricht, und wir bis jetzt nur dessen zwei Söhne, Mojmír II. und Svatopluk II. kennen, so ist es ganz wahrscheinlich, dass Predeslav sein dritter, ohne Zweifel der älteste Sohn Svatopluks I. war.

Die *Annales Fuldenses* erwähnen zwar nur die zwei Söhne Mojmír II. und Svatopluk, sagen aber nirgends, dass er nur diese zwei Söhne hatte; sie nennen diese zwei Söhne nur gelegentlich, indem sie die Zwistigkeiten zwischen diesen zweien beschreiben: ist es nicht möglich zu denken, dass gerade der Tod des ältesten Sohnes den Zankapfel unter die jüngeren Söhne geworfen hat? Svatopluk hat, wie uns Kaiser Konstantinos Porph. versichert, sein Reich unter seine drei Söhne verteilt, den ältesten zum Grossfürsten ernannt, so dass ihm die zwei jüngeren gehorchen sollten. Nach dem Tode des Vaters (894) herrschte einjährige Eintracht unter ihnen, es muss folglich im Jahre 895 der älteste Sohn noch am Leben gewesen sein. Die Zwietracht zwischen Mojmír II. und Svatopluk II. brach im folgenden Jahre (896) aus; folglich starb der älteste Sohn in diesem nun angegebenen Jahre, so dass die am Leben gebliebenen jüngeren Brüder, Mojmír II. und Svatopluk II. von seiner Oberherrschaft befreit wurden. War Mojmír II. älter als Svatopluk II., so meinte er ganz recht, dass nach dem Tode des ältesten Bruders (Predeslav) ihm die Oberherrschaft zukomme; aber Svatopluk II. wollte sich dazu nicht verstehen.

Die zweite Ursache des Zwistes kann das posthume Teilfürstentum Predeslavs gewesen sein. Svatopluk II. dachte, dass das posthume Teilfürstentum zwischen ihm und Mojmír II. geteilt werde; aber dieser behauptete, dass nach dem Tode des Grossherzogs (Predeslav) ihm sein Teilfürstentum samt der Oberherrschaft zugefallen ist, Svatopluk aber mit seinem Teilfürstentum zufrieden sein solle.

[3]) »Svetožizna« kann aber auch »frommlebend« bedeuten und ein Attribut im Accusativ zu »szventiepulc« sein.

Wo das Teilfürstentum des Grossfürsten (Predeslav) gelegen war, das ist schwer zu ahnen. Meiner Meinung nach war es die Slovakei, um welche zwischen Mojmir II. (in Pannonien) und Svatopluk II. (in Mähren und Schlesien) gestritten wurde: aber *inter duos litigantes tertius gaudet.* Die Polen rissen die Slovakei an sich.[4])

In derselben Meinung werde ich bekräftigt, da ich in einem ungarischen Diplome des XIII. Jahrhundertes statt Pressburg *Porozlo* finde. Wer die magyarische Verunglimpfung der Eigennamen kennt, wird wohl wissen, dass das *Poroslo* oder *Poroszló* aus *Pereslava* oder *Predslava* entstanden sei. Kann also nicht angenommen werden, dass Pressburg oder *Preslava* und *Predslava* ihre Entstehung und Benennung dem *Predslav*, der hier seinen oberfürstlichen Sitz hatte, zu verdanken habe?

Die zweite Bemerkung auf die oben angeführte Marginalnote drängt uns zu der Frage: Ob Svatopluk mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Predeslav in Aquileja gewesen? Ist es der Fall, so entsteht daraus die weitere Frage: Wann? und die dritte: Ob Svatopluk auf der Durchreise nach Rom die Stadt Aquileja besuchte?

Die erste Frage ist leicht zu bejahen, da es in dem genannten Kodex steht, dass die dort angegebenen Namen derjenigen sind, *qui venerunt in isto monasterio.*

Schwieriger ist die Beantwortung der zweiten Frage. Die Reise Svatopluks I. nach Aquileja muss dem Jahre 885 nachgesetzt werden, in welchem er Pannonien eroberte, und so in die Nachbarschaft des Aquileja-Patriarchates kam. Es muss dies jedoch vor dem Jahre 893 geschehen sein, da Wiching in diesem Jahre schon Kanzler Arnulfs geworden ist. Fragt man mich: Wie komme hier Wiching in eine Kombination? Darauf antworte ich, dass man die Geschichte jener Zeit ohne kirchliche Geschichte nicht lösen, und sich diese ohne Wiching kaum denken kann.

Als Svatopluk Pannonien erobert hatte, wollte er die Jurisdiktion des Salzburger Erzbischofes und des Passauer Bischofes, sowie auch ihre Klerisei daselbst nicht dulden; die von denselben verfolgte glagolitische Liturgie lebte wieder auf und Wiching gab dem König Svatopluk I. den Rat, ein Erzbistum im Slavenland, d. i. in Pannonien,[5]) zu errichten,[6]) eigentlich das ehemalige glagolitische Erzbistum Lorch zu

[4]) Cuius regnum filii eius parvo tempore, sed minus feliciter tenuerunt, partim Ungaris illud diripientibus, partim Teutonicis orientalibus, partim Polonensibus usque tenus hostiliter depopulantibus. Cosmas ad an. 894.

[5]) In den damaligen Quellen wird Pannonien auch Sclavia und Magna Moravia genannt.

[6]) Hic (Wichingus) Laureacensem Ecclesiam pressit, volens provinciam dividere et auxilio Suentibaldi Regis Moravarum in Sclavia metropolim suscitare. Catalogus Cremifan.

erneuern. Es ist also ganz wahrscheinlich, dass Svatopluk I. nicht nur eine Reise nach Aquileja, sondern auch nach Rom, von Wiching begleitet, unternommen hat.

Warum hätte er nach Aquileja reisen müssen? Die untere Pannonia gehörte vormals zum aquilejischen Patriarchate und wurde dann vom Kaiser Karl von demselben getrennt und dem neuerrichteten Salzburger lateinischen Erzbistume unterstellt. Papst Adrian II. hat sie dann vom Salzburger Erzbistume getrennt, für dieselbe ein Erzbistum zu Gran (?) errichtet und dieses dem hl. Methodios übergeben. Nach dem Tode Kocels (874) wurde der Graner erzbischöfliche Stuhl des hl. Methodios nach Velehrad verlegt. Als Svatopluk I. Pannonien eroberte und in demselben die slavische (glagolitische) Liturgie und Hierarchie beleben wollte, da stand zu erwarten, dass der Patriarch zu Aquileja sein ursprüngliches Recht auf das untere Pannonien beanspruchen könnte,[7]) darum reiste Svatopluk I. zuerst nach Aquileja, um dessen Zustimmung zur Erneuerung des pannonischen Erzbistums zu gewinnen und sich mit demselben über die beiderseitigen Grenzen zu besprechen; dann nach Rom, um vom Papste die Errichtung eines pannonischen Erzbistums oder die Erneuerung der zwei glagolitischen Erzbistümer, Lorch und Gran, zu erbitten.

Wann Svatopluk I. in Aquileja gewesen sei, lässt sich vermuten, dass es im Jahre 888 gewesen ist, denn eben die Verhandlung mit dem aquilejischen Patriarchen gab dem Salzburger Erzbischof die Veranlassung, den König Arnulf zu bitten, dass er ihm die Besitzungen im unteren Pannonien privilegialisch bestätige,[8]) um gegen Schmälerung seiner Diözese protestieren zu können.

Ob Svatopluk I. von Aquileja eine Reise nach Rom unternommen, kann nicht festgestellt werden, obwohl die Ruhe, die er in seinem Reiche während dieser Zeit genossen, dazu günstig, und die Wichtigkeit der kirchlichen Angelegenheit, die in Rom entschieden werden sollte, dazu ratsam gewesen ist. War er jedoch persönlich nicht in Rom, so hatte er seine Vertreter dorthin abgeschickt, um die Erneuerung der slavischen Hierarchie durchzuführen. Haben die Verhandlungen unter dem Papste Stephan V. († 889) keinen günstigen Erfolg erzielt, so haben sie gewiss bei seinem Nachfolger Formosus Gehör gefunden; denn es heisst: eine Hand wäscht die andere. Formosus bat Svatopluk I., dass er den König Arnulf zum Einmarsche nach

[7]) Das aquilejische Patriarchat hatte eine nichtrömische (glagolische) Liturgie. Migne: Patrol. lat. tomo 99, pag. 679—682.

[8]) Slovenský Letopis, V., 290.

Rom berede; und eben dieses deutet genug an, dass Svatopluk I. bei dem Papste in Gunst stand. Italienische Unruhen und dann der Tod Svatopluks I. (894) verhinderten die Ausführung der Verhandlungen. Erst unter Mojmir II., und das nur in Ober-Pannonien, wurde die slavische (glagolitische) Hierarchie erneuert.

V. Eine kroatische Chronik aus dem XI. Jahrhunderte.

Mitgeteilt von Dr. Fr. Přikryl.

Der Richter (knez) Papalić von Poljice fand um die Wende des XV. Jahrhundertes im Dorfe Marković, das man in die Umgebung von Bar (Antivari) verlegt, eine alte kroatische Chronik, und fertigte für den damals berühmten Schriftsteller Marko Marulić Splitjanin (von Spalato) eine Abschrift an; dieser hingegen übertrug die Chronik im Jahre 1510 in die lateinische Sprache, die im Jahre 1666 in Frankfurt a M. abgedruckt wurde.

Später schrieb den kroatischen Originaltext auch noch Jerolim Kaletić — augenscheinlich ein Priester — ab. Wir erfahren dies aus dem von ihm der Chronik beigefügten Schlusspassus, wo er sagt: „Herr Papalić fand diese Schrift im Gebiete von Marković in einem alten, mit kroatischen Buchstaben geschriebenen Buche, welche der genannte Herr Wort für Wort abschrieb. Ich, Jerolim Kaletić, habe dies auch aus dem erwähnten Buche am 7. Oktober 1546 in Omiš (Almissa) abgeschrieben. Gott sei Dank!“ —

Kaletić übergab nun diese Abschrift dem Ivan Lucić, dem wir es zu danken haben, dass dieses wertvolle Zeugnis der altkroatischen Sprache überhaupt erhalten blieb, denn er nahm diese Kopie zugleich mit einer lateinischen Übersetzung sowie anderen alten historischen Schriften anlässlich einer Reise nach Rom mit, wo er auch später starb. Die Chronik befindet sich nämlich seither in der vatikanischen Bibliothek (unter Nr. 7019); wie sie dahin gelangte, ist unbekannt, vermutlich aber als Lucić' Vermächtnis.

Die Originalchronik, die also in kroatischer (illyrischer), daher glagolitischer, nicht aber etwa in serbischer also cyrillischer Schrift verfasst war, denn diesen Unterschied wird Kaletić (um die Mitte des XVI. Jahrhundertes) wohl gekannt haben, wird allgemein dem Popen Dukljanin (Presbyter Diokleas aus Dioklea,

d. i. Duklja bei Podgorica, Montenegro) zugeschrieben, der daselbst in der Zeit von 1150—1200 im Kloster lebte. Von ihm stammt nämlich eine Chronik, die bis auf Kleinigkeiten dem Inhalte der unseren ähnlich ist, und die Dukljanin selbst über Anregung einiger geistlicher Würdenträger und Bürger aus der kroatischen Sprache (*„ex sclavonica littera)* übertragen haben soll. Wahrscheinlich ist es daher, dass die Originalchronik gar nicht von Dukljanin herrührt, sondern dass auch ihm schon eine ältere Chronik vorlag. Diese Annahme lässt sich damit begründen, dass die alte Chronik schon mit dem Könige Zvonimir († 1095) abschliesst, während die Übersetzung oder die lateinische Chronik Dukljanins noch weitere Könige bis zum Jahre 1180 anführt; derselbe Verfasser wird daher kaum solche Inhaltsdifferenzen schaffen. Dass aber die lateinische Chronik in Kleinigkeiten vielfach abweicht, rührt daher, weil Dukljanin eben bei der Transkription hinzu gab, was er abweichend erzählen hörte, denn er fügt dies auch mit dem Zusatze bei: *„quae a Patribus nostris et antiquis senioribus veridica narratione referre audivi."*

Die Altersechtheit dieser Chronik wurde bisher von niemandem angezweifelt. Sie stammt zweifellos aus jener Zeit, mit der sie historisch abschliesst, also kurz nach dem Tode des Königs Zvonimir (1095), welches Ereignis der Chronist sogar schon in das Jahr 1079 verlegt. Wäre diese Chronik jünger, so hätte sie der Verfasser, wie es allgemein Gebrauch war, auch mit der Anführung der weiteren Regenten abgeschlossen; etwas anderes wäre es freilich, wenn der Chronist durch eine *vis major* unterbrochen worden wäre, was aber aus allem nicht hervorgeht.

Die Handschrift wurde erst wieder von Palacký (1836) in Rom entdeckt und in der Abschrift nach Prag gebracht; Stanko Vraz vermittelte hingegen wieder eine Kopie hievon von Prag nach Agram. Vor dem ersten Abdrucke im *„Arkiv za povjestnicu jugoslavensku"* („Archiv für südslavische Geschichte"), Agram 1851, wurde sie nochmals verglichen, so dass diese erste kroatische Veröffentlichung als mit dem Urtexte, aus dem Dukljanin auch die lateinische Übersetzung schuf, identisch angesehen werden kann.

Man hat nun allgemein dieser Chronik eine sehr oberflächliche geschichtliche Akribie, viele Fehler und Verwechslungen von Namen, Begebnissen und Zeitangaben, lächerliche Anachronismen u. ä. vorgeworfen. Wer sie nicht *cum grano salis* nimmt, kommt allerdings leicht zu solchem Urteile; wer sich aber in die Situation und Tendenz des Verfassers hineinzudenken vermag und für modifizierende Umstände aufnahmsfähig ist, wird sie wohl höher bewerten, denn unsere

voreiligen Urteile über die Oberflächlichkeit und Unverlässlichkeit des Inhaltes der alten Chroniken werden in demselben Verhältnisse unhaltbarer, je tiefer sie durchforscht werden, denn ihr Wert ruht oft mehr zwischen, als in der Zeile.

Der Ausgangspunkt der Chronik ist hier das Jahr 357 n. Chr., die Zeit des Erscheinens der Goten auf dem Balkan. Dass nun der Chronist nach Aufzählung einiger Könige und nebelhafter Ereignisse gleich auf den Slavenapostel „Kostanc" (Cyrill) kommt, ist doch naheliegend, denn er wusste einmal über dieses Zeitinterkalare Weiteres nicht zu erzählen, und seine Tendenz war doch vor allem, die damaligen kirchlichen Verhältnisse zu schildern; und diese Details sind sicher aufrichtig erzählt und geschichtlich unanfechtbar; ja man erfährt darin so manches, was bisher noch nicht bekannt war.

Für uns sind aber gerade jene Details besonders wertvoll, die der Chronist unbewusst hineinlegte, denn die allgemeine Geschichte jener Zeit ist uns tatsächlich aus anderen Quellen weit verlässlicher bekannt. Hiezu gehört, nebst den vielen sprachlichen Bereicherungen, die Schilderung der Völkerwanderung, d. h. er fasst diese genau so auf, wie sie natürlich aufzufassen ist, wonach es sich dabei tatsächlich nur um Kriegszüge mit einem grossen Tross handelt, und niemals um den vollen Domizilwechsel eines ganzen Volkes.

Diese stets so stiefmütterlich behandelte und wissenschaftlich als belanglos angesehene Chronik verdiente es daher längst gründlich durchstudiert zu werden, und sei hiemit von dem Versäumten etwas nachgeholt. — Viele bisher unverstandene Stellen erhalten hier eine auf die neue Sprachforschung aufgebaute Deutung; etliche Punkte bleiben jedoch noch weiterhin unklar oder zweifelhaft. — Eine Übertragung dieser Chronik ins Deutsche ist unseres Wissens bisher überhaupt nicht erfolgt.

Anschliessend wird eine kurze Textprobe geboten, welche zeigt, wie die kroatische Sprache vor etwa 700—800 Jahren aussah, und darlegt, dass sich da noch fast gar keine fremdsprachigen Einflüsse geltend machten. — Die Chronik beginnt folgend:

„Vime boga sfemaguchiega tvorca neba i zemglie Chragliuiuchi cesar vgradi basiligi Cesarstva vurime v chose bihu prosfitlilj blaxeni muxi[1]) *jerman Biskup: j pristoglia chapitulschoga: i pristoglia chamixie scilii bischup i tolikogie poctuanj i blaženi mux benedijch Blixu gore cicilianske pribivasse Na lit gospodignich trista i pedeset i sedam."* —

[1]) Das »x« (muži) bedeutet schon im Oskischen ein »ž« (mitunter »č«) und hat in lateinischen, dem Slavischen entstammenden Begriffen auch immer diese Bedeutung.

Verdeutschung der Chronik.

„Im Namen des allmächtigen Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erde!

Als in der Stadt Basilea[2]) ein Kaiser regierte, zur Zeit des Kaisertums, da erglänzten die seligen Männer Jerman, Bischof, Kapitelbeisitzer und Thronassistent in Kamižija auf Sizilien, und der hochverehrte selige Mann Benedik, welcher unweit des sizilianischen Berges[3]) lebte. Es war im Jahre des Herrn 357. Damals erschien irgendein Volk, das sich „Goti" nannte, mit einer Menge von Leuten von Osten her, hart und furchtbar, ohne Gesetze, beinahe wild.

Diesen Leuten standen drei Brüder als Herren vor, die Söhne des Königs Sviholad waren. Diese Brüder hiessen: der erste Bris,[4]) der zweite Totila, der dritte Stroil. Als deren Vater starb, nahm Bris als der älteste den Thron und des Vaters Stelle ein und begann zu regieren. Totila und Stroil beratschlagten daraufhin folgendes: denken wir daran, wie wir mit des Bruders Hilfe, des Königs Bris, auch zur Herrschaft und hohem Namen gelangen könnten. Und so sammelten sie mit Rat und Willen ihres königlichen Bruders Bris ein grosses Heer und zogen aus ihrer Heimat aus.[5])

Sie gelangten vorerst in das Königreich Ugarsko,[6]) schlugen den König und übernahmen das Königreich. Hierauf zogen sie weiter und gelangten mit einer grossen Heeresmacht in das Gebiet Tarnovina.[7])

[2]) Der Schreiber stand wohl unter dem griechisch-religiösen Einflusse, als er für Konstantinopel »Basilea« also Königsstadt (»basileus«) schrieb, denn später schreibt er wieder »Cesargrad«, also Kaiserstadt.

[3]) Kloster Monte Cassino (Unteritalien) auf einem 519 m hohen, steilen Berge.

[4]) Im lat. Texte: Brus; der eine las das »y« glagolitisch, also als »i«, der andere Translator cyrillisch, daher als »u«.

[5]) Aus dieser Stelle geht klar hervor, dass es sich um keine Wanderung der Goten als Volk handelt, sondern nur um die Krieger mit ihrem üblichen Tross. Wäre das Volk ausgewandert, so blieb Bris ohne Untertanen; die Brüder wollten aber in ihrem Ehrgeize eben auch irgendwo zu einer Herrscherwürde kommen. — Der aufmerksame Leser wird in der Folge konsequent finden, dass von einer »Völkerwanderung« hier keine Rede sein kann. Überdies erwähnt »Igors Lied« die Goten noch immer als die Bewohner am Schwarzen Meere zu Ende des 12. Jahrhundertes.

[6]) »Ugarsko« = Ungarn.

[7]) »Tarnovina« (in der lat. Handschrift »Templana«) dürfte in Kroatien oder im heutigen slovenischen Gebiete (»Trnowaner Wald«?) zu suchen sein. Im modernen Sinne gesprochen zogen die Goten daher vom Schwarzen Meere längs der Donau durch das südliche Ungarn, dann Kroatien gegen Istrien oder Dalmatien. — Dass diese »Goten« übrigens Slaven waren, bemerkt schon Dukljanin, denn in der lateinischen Chronik sagt er ausdrücklich: »libellus Gotorum, id est Slavorum.« —

Als dies der dalmatinische König, der im glänzenden und grossen Solin[8]) sass, vernommen, sandte er Boten und Schreiben an den König von Istrien, er möge rasch alle seine Macht sammeln, damit sie gemeinsam gegen die oben Erwähnten ziehen und sie mit ihren Streitkräften vereinigt zurückweisen. Die beiden zogen nun grosse Heeresmassen zusammen. Schon standen beide zusammen mit ihren Heeren und rückten gegen die zahlreichen Streitkräfte der Goten vor, nächst und ihnen gegenüberstehend. Durch acht Tage scharmützelten[9]) sie täglich untereinander im Grossen auf der einen, und nur mit einem kleinen Teile der Ritter und tapfersten Männer auf der anderen Seite; sie schlugen sich jedoch sehr grimmig und unbarmherzig, weil sie zunächst der beiderseitigen Lager standen. — Erst am achten Tage griffen die Christen wie die Heiden zu den Waffen, machten sich auf zum Kampfe und begannen an diesem achten Tage die (eigentliche) Schlacht untereinander. Seit dem Morgenanbruche dauerte der Kampf und noch über den Abend hinaus; man schlug sich im grimmigen und rücksichtslosen Streite in gleichem Kampfe unter sich, mit einer Menge von Gefallenen auf beiden Seiten, ohne bis zu diesem Augenblicke zu erkennen, wer erfolgreicher kämpft; niemand wich mehr von seiner Seite, und es war wahrzunehmen, dass der Hauptkampf begonnen, nachdem auf der einen wie anderen Seite die Stellen der Toten stets Lebende ersetzten. — Doch zu einer Zeit, die niemand ahnte, wurde nach dem Willen desjenigen, dem niemand seine Handlungsweise vorhalten kann, u. zw. einer Sünde wegen, die damals auf den Christen lastete, ohne Ausnahme die christliche Partei geschlagen; der König von Istrien fiel; viele Tausende von Christen wurden nach der Gefangennahme durch das Schwert hingerichtet; viele Kroaten[10]) wurden erschlagen; nur der König von Dalmatien, mit etlichen Rittern tötlich verwundet, wurde in die berühmte und prächtige Stadt Solin gebracht, in welcher durch viele Tage allgemeine Klage und unaussprechlicher Kummer war.

Daraufhin wuchs die Macht und das Heer Totilas sowie dessen Bruders Stroil mit jedem Tage; mit jedem Tage wuchs infolge ihrer wunderbaren Gesetze die Macht und das Heer. Als sie sahen, dass

[8]) »Solin«, heute eine Marktgemeinde nächst Spalato, ist der slavische Name für S a l o n a.

[9]) Wir erfahren hier zum erstenmale, dass das deutsche Wort »scharmützeln« ein slavisches ist, das in der Chronik »skaramučati« lautet; die richtige Etymologie ist wohl »skoramučati«, aus »skorati« und »mučati« d. h. b e d r ä n g e n und q u ä l e n, welche militärische Handlung doch darin besteht, den Gegner durch fortgesetztes Beunruhigen zu quälen, müde oder apathisch zu machen.

[10]) Die Unterscheidung zwischen C h r i s t e n und K r o a t e n fällt hier auf; es werden da ethnographische Begriffe mit den Religionsbekenntnissen vermengt.

durch die Ordnung die Heeresmacht zunimmt, riefen sie die Anführer[11]) und Vorsteher zusammen, hielten eine Beratung und einigten sich zu dem Entschlusse, die beiden Heere zu teilen. Sie vereinbarten darauf alles, was die Heiden einnehmen sollten, um es zu zerstören und zu verbrennen, damit die Leute keine Ursache hatten, zu den ihrigen heimzukehren.

Totila nahm nun sein Heer, ging und zerstörte Istrien und Aquileja, zog wie ein Blitz, die Städte sengend und vernichtend, und erreichte Italien im Jahre des Herrn 378, sich in schwere und harte Kämpfe mit den Latinern einlassend. Niemand und nirgends stellte sich jemand entgegen, da es einmal Gottes Wille war. Er wandte sich nun nach Sizilien, nachdem er in Italien viele Städte eingenommen, niedergebrannt und verwüstet hatte, und zog auf die Insel Sizilien. Von da an lebte er nur mehr eine kurze Zeit und fand dort sein Ende, wie es ihm der Diener Gottes, Benedik, voraussagte.[12])

---

[11]) »Baruni«, richtiger »varuni« sind die F ü h r e r, B e s c h ü t z e r des Volkes; im Mittellateinischen »baro«, im Deutschen »Baron«. — Der Originaltext hat viel unnütze Wiederholungen, die jedoch in der Übersetzung beibehalten werden mußten.

[12]) Hier ergeben sich im Vergleiche zur gangbaren Geschichte bedeutende Widersprüche, denn die Hauptperson heißt hier »Totila« statt »Alarič«, und die Zeitdifferenz weicht um 32 Jahre ab, da letzterer nicht i. J. 378 sondern 410 gestorben sein soll. — Dies läßt sich folgend aufklären: Kann Alarič nicht unter anderem Gesichtspunkte auch »Totila« geheißen haben? Lasen wir doch (S. 65), daß König S t j e p a n auch M i r o s l a v, und K r e š i m i r auch M i h a j l o hieß, je nachdem man den Familien- oder aber den Regentennamen anwendete. — Hier muss auch die Aussprache Alari**ch** statt Alarič berichtigt werden, und gilt dasselbe für alle älteren Namen auf —ch, da dies die Analogien in der Schreibweise der alten Chroniken bestätigen; überdies war Alarič ein Skythe, also Slave. — Der bekannte Slavist Miklosič änderte dementsprechend später seinen Namen auch in »Miklosich«, vermutlich um ihm eine größere Altersehrwürdigkeit beizulegen. — Überdies hieß ein Nachfolger Alarič's in der Lombardei auch: Totila. — Was die Jahreszahl betrifft, führt Dukljanin in der lateinischen Handschrift das Jahr 378 überhaupt nicht an; der Grund ist unbekannt. Hat aber erst Papalić dieses Jahr berechnet, so machte er denselben Fehler — falls das Jahr 410 absolut richtig ist, was auch noch nicht feststeht, weil der Beginn der nachchristlichen Ära kein einheitlicher ist —, wie er sich später bei Zvonimir wiederholt, dessen Tod in das Jahr 1079 (statt 1095) verlegt wird. Es wurden nämlich früher die Kalenderjahre nach den Regierungsjahren und mitunter auch Monaten berechnet. So kommt es, daß dem einen Herrscher das Jahr seines Todes (z. B. im Juni) nicht mehr zugerechnet wird, dem Nachfolger aber auch nicht, auf welche Art die allgemeine Zeitrechnung gleich um ein ganzes Jahr im Rückstande bleibt. Dasselbe gilt für die Monatsberechnung, was bei stetigem Ausfalle durch Jahrhunderte auch eine grössere Zahl von Jahren ergeben kann. Die Begebenheiten sind also in beiden Fällen historisch richtig, nur die Methode der absoluten Zeitfixierung ist eine verschiedene.

Indessen nahm dessen Bruder Stroil mit seinem Heere das Königreich Illyrien, d. i. das ganze Gebiet von Valdamia[13]) bis Polonia ein[14]); unter harten Gefechten und rücksichtslosen Kämpfen besiegte er alles, so dass sich auch niemand mehr entgegenstellen konnte. Er kam dann nach Bosnien, zog nach Dalmatien und zerstörte die Küstenstädte: Dalma,[15]) Narun,[16]) das reiche und schöne Solin, sowie die Stadt Skardun.[17]) Auch viele andere berühmte Städte machte er dem Erdboden gleich; und da ihm dies noch nicht genügte, sandte er seinen Sohn, den er früher hatte, damit er unter ihm auch ein Heer habe, um das Unterland[18]) und Zagorsko[19]) einzunehmen. Dieser Sohn hiess: Sviolad.[20]) Er fertigte diesen mit einem starken Heere ab.

Der Kaiser in der Hauptstadt legte sich aber dies dahin aus, dass Stroil seinen Sohn mit einem starken Heere in das Unter- und Oberland[19]) sandte, er selbst aber auf bosnischem Gebiete in Prilinit[21]) bleibt. Da zog der Kaiser Erkundigungen ein, worauf Stroil sein Heer zu teilen aufgab. Als man nämlich die Tatsache erfuhr, erzählte man dies dem Kaiser. Dieser sammelte sein Heer und zog gegen Stroil. Als letzterer dies wahrnahm, zog er die Seinigen zusammen und setzte zum Kampfe an, da er mutigen Herzens, harten Nackens und ein feuriger Held war, der sich wie ein gereizter Löwe benahm. Er trug schon mehrere Wunden, bis er verblutend und von den Wunden erschöpft, vom Pferde fiel, daher zur Flucht nicht mehr fähig war. Als die Seinigen dies bemerkten, wandten sie sich zur Flucht, doch viele von ihnen vereinigten sich, begannen sich zu verschanzen und retteten sich auf diese Weise. Doch das Heer des Kaisers plünderte das Land und kehrte reichbeladen nach Cesargrad,[22]) stolz auf den grossen Ruhm.

[13]) Valdamia, das Gebiet an der Una.

[14]) Polonia, vermutlich das Save-Gebiet.

[15]) Dalma, grosse Ruinen an der Cetina in Dalmatien.

[16]) Narun, Ruinen an der Narenta nächst Metković (Dalmatien).

[17]) Skardun, heute Škradin (Scardona) bei Šibenik (Sebenico).

[18]) Unterland (Donja zemlja), d. i. vermutlich das ebene Gebiet bei Skadar (Skutari).

[19]) Zagorsko, vermutlich Altserbien.

[20]) In der lat. Handschrift: Senudilaus.

[21]) Prilinit, in der lat. Handschrift »Praevalitana regio«, d. i. das Gebiet von der Narenta bis Albanien. »Praevalitana urbs« war Duklja (bei Podgorica).

[22]) Konstantinopel nannten sonach die Westslaven, die »cesar« (statt »car«) sagen: Cesargrad, die Ostslaven: Carigrad. Der türkische Name »Stambul« ist augenscheinlich nur eine Kontraktion des Namens »Konstantinopol«.

Als dies Sviolad, der Sohn Stroils, erfuhr, machte er sich mit seinem Heere so rasch als möglich auf, um den Tod seines Vaters zu rächen, obschon dies der Kaiser, wie er es war, veranlasste, und zog weiter. Als er aber einsah, dass er das Geschehene nicht mehr gutmachen könne, besetzte er sein Land und begann an Vaters Statt zu herrschen. Dieser Regent hatte einen Sohn, dem er den Namen Silimir gab. Sein Königreich bestand aus Bosnien, Valdemia bis Polonia, dann dem Küstenlande, wie auch das Königreich Zagorje.[23]) Der hier Regierende beging an den Christen grosse Verbrechen, Ärgernisse und Ungerechtigkeiten, namentlich an jenen im Küstenlande.

Im zwölften Jahre seiner Regierung starb er und an dessen Stelle begann sein Sohn Silimir zu regieren, der, obschon Heide,[24]) mit allen in Frieden und Eintracht lebte und gleiches Recht übte. Er achtete auch die Christen hoch, liess sie nicht verfolgen und vereinbarte mit ihnen die Abgaben. So wurde das Land Kroatien wieder bedeutend; unter ihm ruhte das Land aus und unter seiner Regierung lebten auch die Christen in Ruhe. — Er hatte einen Sohn namens Bladin.[25]) Silimir starb nach einer Regierung von 21 Jahren. Sein Sohn Bladin übernahm die Regierung und begann an Vaters Stelle so in Ordnung und in der Weise, wie sein Vater Silimir, zu regieren. Bladin hatte auch einen Sohn namens Ratimir. Dieser zeigte sich, wie es schon aus seinem Gesichte zu entnehmen war, bald als hochmütig und ungewöhnlich rauh gegen jedermann.

Noch als dessen Vater regierte, tauchte irgendein Volk in einer Menge ohne Zahl auf, wälzte sich über einen grossen Fluss, den man Velija[26]) nennt. Dieses Volk führte auch Frauen und Kinder mit wie auch die Kriegsscharen; sie führten auch alle ihre Habe mit und standen unter wunderlichen Gesetzen. Diese besetzten das Königreich Senobuja,[27]) aber sie umgingen allen Kampf. Ihr Oberhaupt war ein hochbetagter Mann, den sie ihrer Sprache nach „bare“[28]) nannten, was nach unsrigem „cesar“ (Kaiser) gleichkommt. Unter ihm standen neun

---

[23]) Zagorje heisst auch West-Kroatien, doch dürfte dieses hier nicht gemeint sein.

[24]) Heide, d. i. Anhänger der Arianischen Sekte, die später den Namen »Bogumilen« führte.

[25]) Bladin, richtiger: Vladin.

[26]) Velja, identisch mit Volga (nach der lat. Handschrift).

[27]) Senobuja, Gebiete in den Volga-Steppen; in der lat. Handschrift: provincia »Sylloduxia«, also am Flusse Sula (linker Nebenfluss des Dnjepr).

[28]) Im Russischen »barin«, d. i. Herr, Gebieter.

„duži",[29]) welche die ungeheuren Volksmassen leiteten und im Zaume hielten. Sie besetzten dann Sledusia[30]) und zogen gegen Macedonien, nahmen es ein, sowie das ganze latinische Land, da sich dort die Römer aufhielten, die man jetzt „schwarze Latiner"[31]) nennt, mit denen der Kaiser grosse Streitigkeiten hat, daher mit ihnen, als er sah, dass er gegen sie nicht sein könne, Frieden schloss. Jenes Volk hält treu an dem Gelöbnis, und so beliessen sie die Latiner in Frieden.

Als König Bladin das Bewunderungswürdige dieses Volkes und dessen grosse Menge sah, wie auch feststellte, dass es die gleiche Sprache spreche, freute er sich darüber sehr; er suchte eine Gesandtschaft heraus und sandte sie zu ihnen. Diese empfingen die fremde Mission sehr gnädig und achtungsvoll. Es blieb beim Frieden, da ihnen Bladin Abgaben versprach, wie es auch der Kaiser getan hätte, und fügte sich freiwillig zur Steuerleistung. Sie lebten nun freundlich zusammen, und dies umsomehr, als sie gleichen Glauben und gleiche Sprache hatten.[32])

Sie lehrten nicht zerstören, sondern begannen Dörfer und Wohnsitze zu bauen und das Zerstörte herzustellen, sowie sie das Land festzuhalten lehrten, das sie besetzt hatten.

Indessen starb der König Bladin; an seine Stelle trat sein Sohn Ratimir und begann zu regieren. Er war ein grosser Feind der

[29]) »Duž«, d. i. Führer, Befehlshaber eines Kreises, Kreisvorsteher. Wir erfahren hier zum erstenmale, daß die Begriffe »dux, doge, duc, duca« slavischen Ursprungs sind, denn das russische »dugá« ist eben die Bezeichnung für einen Kreis, eine Umkreisung.

[30]) Nach Herodot ein Volk Großskythiens im Raume des Trajan-Walles und Černa voda gegen Constanza am Schwarzen Meere.

[31]) Die Römerreste, also die Rumänen, obschon diese der sprachlichen Morphologie auch nur latinisierte Slaven sein können. Ob »carni« hier schwarz bedeutet, ist unklar; es kann ursprünglich auch »Nachbar, nachbarlich« bedeutet haben. —

[32]) Man wäre hier geneigt an eine buchstäbliche Völkerwanderung zu denken, so lange man nicht erwägt, dass es eine mächtige kleinrussische Kriegertruppe war, die derart imponierend auftrat, dass es weder der Kaiser in Konstantinopel, noch Bladin wagte, ihnen entgegenzutreten und sich sofort auch zur Tributleistung bereit erklärten. Es fiel ihnen auch die treffliche Organisation auf; ein Volk, das sich voll auf der Wanderung befindet, hätten sie schon, da es sich obendrauf zwischen die beiden Herrscher einkeilte, gewiss und mit voraussichtlichem Erfolge angegriffen. Dukljanin nennt sie in der lat. Handschrift: Gothi qui et Sclavi et Vulgari. — Da diese »Bulgaren« von den Kroaten gut verstanden wurden, d. h. die gleiche Sprache sprachen, ist sonach die noch nicht ganz geschwundene Hypothese, sie seien finnischen Ursprungs, völlig haltlos. Die ganze Operation besteht in diesem Falle darin, dass die Bulgaren nördlich der Donau lediglich auf Eroberung von Gebieten südlich der Donau auszogen; ob sie Ländergier oder Übervölkerung dazu zwang, entzieht sich der heutigen Beurteilung.

Christen; er begann ungewöhnlich gegen die Christen zu arbeiten und suchte in seinem ganzen Königreiche den christlichen Namen zu unterdrücken. Desgleichen zerstörte er viele christliche Städte und Ansiedlungen und machte die Christen zu Knechten. Ebenso liess er die oben erwähnten küstenländischen Städte, in denen sich die Land- und Stadtbewohner unter dessen Vater, dem König Bladin, gehoben haben, zerstören und in die Knechtschaft zu verkehren. Damals begannen die Christen, sich in solcher Not und Bedrängnis sehend, auf den Höhen und Schutzpunkten, die fern von Höhen lagen, Asyle herzurichten, um sich auf diese Art zu erhalten, bis Gott verzeiht, die heidnische Peitsche aufhebt und so vielem Ungemache gnädig ein Ende macht.

Da starb Ratimir ohne einen Sohn zu hinterlassen. An dessen Stelle wurde jemand aus seiner Verwandtschaft gesetzt. Auch dieser starb, und seither gab es keine Könige mehr aus dieser Familie, welche beide unbarmherzig die Christen verfolgten.

Nach diesen zweien regierten nacheinander zwei andere, doch sie lebten nicht lange nach dem Willen desjenigen, der alles vermag. Alle vier waren sehr ungerecht, den Christen feindlich gesinnt und hartherzig gegen sie. Sie setzten mit Verfolgungen ein, über die man nicht sprechen kann; sie drangsalierten die Christen, die im Küstenlande wie in Zagorje wohnten; und da viele Christen dies nicht aushalten konnten und viele vom Ungemach gedrückt waren, traten sie zum Heidentume über und nahmen dessen Satzungen an; jene aber, die in Asylen und befestigten Punkten weilten und jenes Elend und Ungemach wählten, nahmen die Verfolgungen auf sich, wie es die Zeit bringt, statt auf ewig die Seele zu verlieren.

Aber auch diese erwähnten ungerechten Könige endeten. Es blieb zuletzt nur ein Sohn, namens Satimir,[33]) zurück. Als dieser die Regierung antrat, begann er die Christen zu achten; er liess sie nicht verfolgen, und unter ihm begann der Glaube aufzublühen, die Christen traten wieder öffentlich auf und verbargen die fremde Furcht.

In jener Zeit lebte in der Stadt, namens Tesalonika, ein sehr gelehrter Mann, der Philosoph des Namens Kostanc.[34]) Dieser Mann war durchaus edel und von gottesfürchtigem Leben; er galt in jener Stadt als ein grosser Meister und als sehr klug; schon von Kindheit an war der Mann heilig und durchdrungen vom Geiste der Welt. Er

[33]) Dukljanin nennt ihn in der lat. Handschrift fälschlich: Zvanimirus.

[34]) In der lat. Handschrift: philosophus Constantinus nomine. »Konstanc« oder noch richtiger »Kostac«, wie ihn die Chronik benennt, ist sonach die primäre Form, denn erst aus dem südslavischen Vornamen »Kosta« wurde »Konstantin«. Auch die Stadt Konstanz hiess ursprünglich »Kostnica«.

verliess Tesalonika und ging nach Kazarika,[35]) wo er den Christenglauben predigte und jene, die sich bekehrten, im Namen des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes taufte. So bekehrte er ganz Bulgarien zum christlichen Glauben.

Da starb König Satamir.[36]) Das Königreich übernahm und begann zu regieren ein guter, gerechter Mann, namens Budimir,[37]) den unter anderen der genannte heilige Diener und Mann auch bekehrte. Dieser König war sehr gebildet; er disputierte so manchen Tag mit Philosophen, mit deren Kenntnissen er die seinigen vermehrte. Später ging er selbst nach Kazarika, wo man ihn freundlich empfing und wo man sich seiner Herrschaft freute. Dort wohnte das herrschende heilige Volk, das Kostanc bekehrte.

Der damalige Papst Stipan[38]) sandte nun mehrere Schreiben an den heiligen Mann Kostanc, rief ihn zu sich, um zu hören, wie er den Glauben Christi predige, wie er so viel Volk zum Glauben Christi bekehre, und ihn deshalb zu sehen wünschte. —

Dann sorgte der heilige Mann Kostanc für Priester und kroatische[39]) Bücher; er verdolmetschte aus dem Griechischen die kroatischen Bücher; er verdolmetschte kroatisch die Evangelien sowie alle Kirchenepisteln sowohl des alten wie des neuen Testaments. Mit päpstlicher Approbation verfasste er Bücher, regelte die Messe und befestigte das Land im Glauben Jesu Christi. Nun befolgt er die Bitte und begibt sich nach Rom, wohin er unter heiligem Gehorsam berufen wurde. Der Reisende kehrte dann in das Reich des heiligen Volkes, das er zum Glauben bekehrt und das der von Kostanc[40]) im Glauben belehrte weise und gute König Budimir regierte, zurück. Als der König von der Rückkehr Kostanc' erfuhr, war er sehr erfreut und empfing ihn ehrenvoll.

Darauf begann Kostanc das Leben und die Wunder Christi zu predigen, und überzeugte und festigte den König in der Einheit des Glaubens und der göttlichen Dreifaltigkeit. Der König glaubte alles, und liess sich mit allen im Königreiche noch nicht Getauften taufen.

Als der Papst um den seligen Mann Kostanc schickte und als

[35]) In der lat. Handschrift: venit in Caesaream provinciam. Gemeint ist wohl ein Caesarea in Bulgarien, denn Städte dieses Namens gab es mehrere.

[36]) In der lat. Handschrift: Saramirus.

[37]) In der lat. Handschrift steht fälschlich »Svetopolcus« statt »Budimir«; es scheint sich hier wieder um einen Doppelnamen zu handeln.

[38]) D. i. Stephan.

[39]) In der lat. Handschrift: lingua Sclavonica.

[40]) In der lat. Handschrift fügt Dukljanin hier bei: Constantinus, cui nomen postea Kyrillus.

derselbe mit päpstlicher Genehmigung zu ihm kam, weihte er ihn zum Priester.[41])

Der selige Mann brachte nun mit dem Könige, der nun im Glauben und in den Geboten Christi genügend befestigt war, etliche Tage zu, nahm dann vom königlichen Antlitz und jenem heiligen Volke Abschied und zog nach Rom.[42])

In dieser Zeit wurde den Christen eine grosse Freude zu teil. Alle jene die in Wallburgen und Schlupfwinkeln im Gebirge wohnten, sich verleugneten und verborgen hielten, oder sich nicht als Christen bekannten, traten öffentlich auf, die Furcht abwerfend; alle, die verfolgt waren, kehrten zurück, und begannen den Namen des gekreuzigten Jesus zu rühmen. Auch der König des heiligen Volkes befahl nun allen, die lateinisch[43]) sprachen, es mögen alle zurückkehren, um wieder die Städte instandzusetzen, die von den Heiden zerstört oder eingeäschert wurden. Budimir, der König des heiligen Volkes, sann nun darüber nach, wie er die zerstörten Städte aufbauen und bevölkern könnte, und beschäftigte sich auch mit dem Gedanken, wie er in seiner Regierungszeit das Land in die frühere Verfassung bringen könnte. Er hatte wohl eine Menge Leute, aber alles war zerstreut; er befahl daher das Land zu verteilen, die Leute wieder unter richtige Gesetze zu stellen und forschte nach, wie dies am besten durchführbar wäre. Er versammelte daher alle Ältesten und Weisen seines Reiches, teilte ihnen seine Absicht und seine Entschlüsse mit, und bat sie über eine bessere Organisation nachzudenken, wie auch darüber, wie der Wille und die Absicht des Königs realisiert werden könnten. So standen sie etliche Tage, ohne dass jemand in der Lage war einen Vorschlag zu finden, noch dem Könige einen Weg zeigen konnte für seine Bestrebungen. Doch er war erfüllt von der Weisheit Gottes, daher ihm der Gedanke kam, zum heil. Vater, dem Papste Stipan, und zum Kaiser Konstantin[44]) zu senden, damit ihm diese in

[41]) Im Originale »koludar«, heute »kaludjer«, bedeutet dermalen: Mönch, Kooperator, muss aber zu jener Zeit einen höheren geistlichen Rang gehabt haben.

[42]) Es handelt sich da wohl immer um dieselbe eine Reise nach Rom.

[43]) Also die Gebildeten; vermutlich die Geistlichkeit.

[44]) Hier liegt wieder ein bedeutender Anachronismus vor. Cyrill soll schon 869 gestorben sein; Papst Stephan V. regierte von 885—891; einen anderen Papst dieses Namens gab es in der Zeit von 817—885 nicht; Konstantin (Porphyrogenetes) regierte von 912—953; von 797—912 kennt die Geschichte keinen byzantinischen Kaiser dieses Namens; doch befasste sich dieser tatsächlich mit der Ethnographie und der Staatsverwaltungsgeschichte; wann und wie lange Budimir regierte, weiss man auch nicht. Der Chronist war da gewiss stark desorientiert und er irrt gröblich; irrt er aber in jeder Hinsicht? Sind alle die obigen Jahreszahlen schon wirklich als absolut verlässlich zu nehmen? Diese Fragen müssten auch noch beantwortet werden.

seiner Angelegenheit beistehen und ihm alte Behelfe,[45]) in denen Königreiche und Länder beschrieben sind, zusenden. Der erwähnte König bat zugleich den hl. Vater, den Papst, dass er ihm mit diesen einige Gelehrte mitsenden möge.

Als die Gesandten des Königs und heiligen Volkes zum Papste Stipan kamen, war der hl. Vater höchst erfreut und entgegenkommend betreffs dieser neuartigen Frage eines hochgestellten Christen, der den hl. Vater, den Papst, durch Gesandte bitten lässt, ihn mit der Himmelskost zu sättigen, und ihn mit dem Worte Gottes zu erfreuen, worüber er Herzenslust empfand. Der hl. Vater stimmte dem wohlwollend zu und sandte einen gelehrten Mann, seinen Vikar im Namen seiner und der heiligen christlichen Kirche, u. zw. einen Kardinal,[46]) dem er alle seine Gewalt übertrug, wonach er geben und nehmen, binden und lösen könne. Überdies sandte er einen zweiten Kardinal und mit ihm zwei Bischöfe, welche das begnadete Volk stärken und im Glauben belehren sollen; sie müssen sich der guten Taten derselben freuen, sie müssen Pfarrkirchen errichten, Kirchen weihen und alles sonst für die Christen Notwendige schaffen.

Als die genannten Kardinäle und Bischöfe kamen, trafen sie den König auf der Höhe,[47]) die man Hlivaj[48]) nennt. — Ihnen entgegen kam der König mit einer Menge Volkes, weil er sie erwartete, und von dieser Stelle aus deren Ankunft beobachtete.

Er versammelte nun von allen Gegenden jene,[49]) die unter ihm standen, worauf die Christen von überall herkamen. So empfing sie der König mit einer grossen Volksmenge um ihn, unter grossen Ehren; auch befahl der König, dass sich das ganze Volk des ihm untergebenen Landes auf dieser Ebene versammle.[50])

(Schluss folgt.)

[45]) Im Originale heisst es »barvoleže«; die Etymologie dieses Wortes ist einstweilen unbekannt (Farbenpläne?). Später heisst es wieder »privileže«; ein Schreibfehler dürfte es nicht sein, da der erstgenannte Begriff zweimal vorkommt.

[46]) Es war dies Honorius, der spätere Papst Stephan V. (885—891). Daraus geht hervor, dass jener Papst, der Honorius entsandte, nicht Stephan der V. gewesen sein konnte, sondern wahrscheinlich Nikolaus I. (858—867).

[47]) »Planina« bedeutet im Südslavischen nicht Ebene, sondern Höhe, Alpe.

[48]) Hlivaj muss eine Höhe im Gebiete von Solin gewesen sein, von der es gut möglich war, auf eine weite Strecke das Ankommen der Mission aus Rom, die jedenfalls den Landweg nahm, zu beobachten.

[49]) Im Originale »rusag«. In dieser Form ist das Wort nicht mehr im Gebrauche; hingegen bedeutet »ruša«: Rasen, dann Grenze, Grenzgegend.

[50]) Dass der König die Aussichtshöhe (planina) nach dem Sichten der Gesandtschaft verliess, und diese in der Ebene (polje) erwartete, ist wohl selbstverständlich. — Nachdem es sich um die Höhe »Hlivaj« handelt, muss in der Nähe auch das »polje« sein; man nimmt allgemein an, dass dieses Volksmeeting am »Livanjsko polje« (bei Livno) in Bosnien stattfand.

M. Žunkovič:

Beiträge zur altslavischen Kriegskunst.

Über die Kriegskunst der Altslaven war bisher überhaupt nichts zu vernehmen, da die Herkunft der Slaven sowie deren Autochthonismus in Europa noch nicht beglaubigt war; überdies lag dieses Gebiet den meisten Forschern beruflich ferne. Wir erfahren daher eigentlich bis zur Hussitenzeit (1420—1427), welche sich in bezug auf die Kriegstechnik und Kampfform vielfach neue und eigene Anschauungen zugrunde legte, umsomehr als die alte Geschichtsschreibung den Namen „Slave" nicht ausdrücklich hervorhebt, darüber gar nichts. Doch bieten uns die erhaltenen altslavischen Dichtungen gelegentlich und nahezu unbewusst sehr willkommene kriegswissenschaftliche Details, womit dargelegt erscheint, dass die Altslaven auch in dieser Hinsicht den sonstigen Völkern nicht nachstanden, nur wurden diese Quellen bisher nicht beachtet, weil man sie eben als echt anzweifelte; nebstbei vergass man auch, dass die Geschichte der alten Völker ohnehin nichts weiter ist, als eine ununterbrochene Reihe von Kriegsbegebenheiten.

Da fällt es vor allem auf, dass im russischen Igor-Liede die fahrbaren Mauerbrecher (*„vozzni strikusi"*) erwähnt werden, mit denen der bis zum Jahre 1101 herrschende Fürst von Polock, Vseslav, die Tore von Novgorod einrennt. — Diese flüchtige Erwähnung bietet jedoch in mehrfacher Hinsicht eine sehr reelle Orientierung über die damaligen Kulturverhältnisse, denn war es zu jener Zeit möglich mit der geschilderten Raschheit von Kiev nach Novgorod mit solchen schweren und breiten Kriegsmaschinen zu fahren, so musste zum mindesten zwischen diesen beiden Städten, deren Luftlinienentfernung über Bjelgorod allein über 1300 *km* beträgt, eine breite Strasse mit festem Unterbau vorhanden gewesen sein. Desgleichen ist die Fahrbarkeit solcher Behelfe für den Festungskrieg auf so langen Strecken ein bedeutender Fortschritt im Vergleiche zu den griechischen und römischen Sturmböcken (*„krios, aries"*), die zerlegt und mitgeführt, an Ort und Stelle zusammengestellt und nur auf sehr kurze Strecken mit Windenkraft an jene Stelle geschoben wurden, wo man eben eine Bresche legen wollte.

Ein solcher Mauerbrecher, Widder oder Sturmbock bestand aus einem starken, am dickeren Ende massiv mit Eisen beschlagenen Mastbaume von 20—30 *m* Länge. Dieser Baum wurde nun am Dach-

walm einer festen Schutzhülle auf Ketten wagrecht aufgehängt und im Gebrauchsfalle von 20—50 Mann fortgesetzt mit grosser Schwungkraft gegen die Mauer gestossen. Der Effekt dieser Maschine bestand darin, dass man die Mauer sukzessive abnahm oder abscherte, d. h. man begann von der Krete aus jede Ziegelschichte oder Steinlage für sich abzustossen, und „rasierte" auf diese Art die Mauer ganz ab oder aber doch bis zur Übersteigbarkeit. Der Begriff „strikus" ist daher sehr typisch gewählt, denn das Zeitwort „striči, strigati" bedeutet eben im Slavischen: scheren, abnehmen; aber auch im deutschen abstreichen, strichweise abnehmen ist dieselbe Wurzel vorhanden. — Ansonst war dieser Belagerungsbehelf schon seit den ältesten Zeiten nahezu allen Völkern bekannt.

Etwas in der Kriegsgeschichte bisher nicht Analoges findet Erwähnung in der Königinhofer Handschrift, u. zw. im epischen Gedichte: Kriegszug der Böhmen gegen Vlaslav. — Diese Begebenheit spielt sich um die Mitte des IX. Jahrhundertes ab; die Episode der Erstürmung der Burg Kruvojs wird nachstehend geschildert:

„Da befiehlt Čmir von rückwärts die Veste zu stürmen,
und befiehlt von vorne die Ringmauer zu überspringen.
Da beugen sie die hochgewachsnen Bäume
des Dickichts unterm Felsen zur starken Ringmauer,
damit auf den Stämmen hinabrollen die Balken
ober den Köpfen der Krieger.
Doch darunter stellte sich nach vorne
ein starker Mann zum andern;
sie berühren einander mit den breiten Schultern.
Bäume legen sie nun auf die Achseln,
befestigen sie kreuz und quer mit Wieden
und pflanzen neben sich ihre Lanzen auf.
Nun springen Männer auf diese Hölzer,
legen Lanzen auf die Achseln
und verbinden sie mit Wieden.
Da springt eine dritte Reihe auf die zweite,
die vierte auf die dritte,
und die fünfte erreicht schon die Mauerkrone,
von wo die Schwerter zucken,
von wo es Pfeile regnet,
von wo Balken donnernd herabrollen.
Sieh, da springt ein Strom von Pragern ungestüm über die Mauer
und setzt sich mit aller Kraft in der starken Burg fest." —

Mit Mauerbrechern war da nichts anzufangen, da die Burg auf einem Naturfelsen stand, man musste daher zu einer anderen Methode

der Erstürmung schreiten. — Der Bau einer solchen Menschenpyramide scheint für den ersten Augenblick nicht möglich, doch ist dies bei dem Umstande, dass die Männer der nächsthöheren Etage doch die inneren Äste der gefällten Bäume zum Hinaufklettern benützten, wie zugleich durch das Anhalten an den Ästen die Stabilität der Pyramide selbst erhöhen konnten, natürlich erklärbar. Die Unterlassung der rechtzeitigen Entfernung der Bäume im Sturmbereiche der Burg seitens des Verteidigers wurde daher hier von den Belagerern vorteilhaft ausgenüzt.

Eine eigenartige und in diesem Falle einzig richtige Kampfformation wird auch im Gedichte: Einfall der Tataren in Mähren i. J. 1241 der Königinhofer Handschrift in folgender Weise beschrieben:

„Alles ermannt sich, alles erstarkt gegen die Tataren.
In einen kräftigen Klumpen zusammengedrängt
brachen sie hervor wie Feuer aus der Erde
zur Höhe hin gegen die Unzahl der Tataren,
rücklings schreitend zur Höhe hinan.
Am Berghang beziehen sie eine breite Stellung,
die sie gegen abwärts zu einem spitzen Keile verengten,
rechts und links mit Schilden sich bedeckend;
legen auf die Schultern scharfe Speere,
der zweite dem ersten, der dritte dem zweiten,
wie ein Pfeilgewölk von der Höhe bis zu den Tataren.“

Diese keilförmige Verteidigungsstellung (der „taktische Keil“), welche schon die Römer anwendeten und als „cuneus“ (= Keil) bezeichneten, konnte allerdings durch den „hohlen Keil“ (lat. „forfex“), also eine gabel- oder V-förmige Gegenstellung in der Ebene vorteilhaft paralisiert werden, hier jedoch nicht, da die Konfiguration des Kampfplatzes am steilen und gebogenen Abhange des Berges Hostýn die beiden Flügel immer weit unter dem Niveau des Keiles belassen hätte.

Als weiteres Hilfsmittel behufs Herbeiführung des Sieges wurde auch von den Slaven die Kriegslist in ihren verschiedenartigsten Formen angewendet, denn seit den ältesten Zeiten gilt es als eine hervorragende Feldherrnklugheit den Sieg tunlichst ohne Kampf und ohne empfindliche Verluste zu gewinnen, daher die Tapferkeit mit Klugheit zu vereinigen. Die altslavischen Dichtungen bieten uns auch hiefür einige Belege.

Im „Igor-Liede“ spielt sich alles mehr oder weniger im offenen Kampfe ab; überdies werden darin keine Kampfdetails geschildert; anders ist es jedoch in der Königinhofer Handschrift. Schon im ersten

Gedichte („Vertreibung der Polen aus Prag"), das den nächtlichen Überfall des Fürsten Oldřich vom „Černý les" aus gegen Prag schildert, spielt die Kriegslist die entscheidende Rolle. Einer der Führer täuschte die Brückenwache dadurch, dass er als Hirte verkleidet die Öffnung des Moldautores begehrte, um seine Herde auf die Weide treiben zu können; der Wachkommandant entsprach vertrauensselig diesem Wunsche; die betreffende Stelle sagt darüber:

„Im stillen Prag bergen sie mit Vorsicht sich,
die Waffen in Mänteln verhüllen sie. —
Nach des Morgens Grauen kommt ein Hirte
und ruft hinauf zu öffnen ihm das Tor.
Die Wache vernimmt den Ruf des Hirten
und öffnet ihm das Moldautor.
Auf die Brücke tretend, laut bläst der Hirte.
Auf die Brücke sprengt der Fürst mit sieben Vladikas,
jeder drängt mit allen seinen Kriegern nach.
Und dröhnend schlagen die Trommeln ein,
und die Trompeten schmettern drein;
aufpflanzt die Fahne auf der Brücke jede Schar;
die Brücke bebt unterm hastigen Gedränge. —
Schrecken fährt in die Polen alle.
Ei, die Polen greifen zu den Waffen,
ei, die Vladikas führen scharfe Hiebe.
Die Polen sprengen her und hin,
rennen in Haufen zum Tore, zum Graben,
weiter, weiter vor den grimmigen Hieben."

Eine eigenartige, wenn auch überaus plumpe List wendet auch der schon erwähnte Čmir im Kriegszuge gegen Vlaslav an. Um seinen nummerisch weit stärkeren Gegner über die eigenen inferioren Kräfteverhältnisse zu täuschen, nützte er im Anmarsche eine Höhe derart aus, dass dieselben Truppenteile wiederholt dieselbe Stelle passierten; die Dichtung sagt diesbezüglich:

„Schwer wirds mit diesem Feinde zu kämpfen,
selten widersteht der Stock der Keule!"
So spricht Vojmir.
Darauf erwiderte Čmir:
„„Klug ist's hier leise zu sprechen,
klug ist's gefasst zu sein auf alles!
Wozu mit der Stirne an den Felsen rennen?
Überlistet doch der Fuchs den hartköpfigen Ur!
Hier vom Berge kann uns Vlaslav sehen;

rasch hinab um diesen Berg herum,
damit rückwärts sei, was bisher vorne war;
wiederhole so den Zug vom Tale zum Berge!“
Also tat es Vojmir, tat es Čmir.
Und so zieht das Heer ringsum um den Berg,
und so zieht neunmal das Heer.
So vermehrten sie ihre Zahl gegenüber den Feinden,
so vermehrten sie die Furcht bei den Feinden.
Sie traten in die Breite im niedern Eichenforste,
doch so, dass ihre Waffen in des Feindes Augen blinken;
den ganzen Berg bedeckt dieser Glanz.
Plötzlich bricht Čmir hervor mit seiner Macht;
doch diese Macht zählte nur vier Haufen.
Mit diesen erweckt er Schrecken aus dem Waldesdunkel;
Schrecken befällt die vielen Scharen der Feinde.
„Zurück, zurück!“ Furcht kam über sie aus dem ganzen Walde;
dahin, dorthin zerstreuen sich ihre Reihen.“

Wieder in anderer Weise täuscht Zaboj im Gedichte: „Befreiung Böhmens von der Fremdherrschaft“ seinen Gegner über die Wahl des Kampfplatzes dadurch, dass er sich in kleinen Gruppen und auf Umwegen, wobei nur Waldzonen benützt werden, schon an der Grenze des feindlichen Gebietes sammelt und den Gegner überraschend von zwei Seiten zugleich überfällt.

Diese Beispiele gehören alle ungefähr der Zeit des IX. bis XIII. Jahrhundertes an. Es gibt aber für die slavische Kriegskunst auch weit ältere Belege. So führt Polyänus, der macedonischer Abstammung war, und um die Mitte des II. Jahrhundertes n. Chr. lebte, in seinem Werke über „Kriegslisten“ einige Beispiele an, in denen zweifellos Slaven eine Rolle spielen. Diese Begebenheiten werden aber noch dadurch besonders wertvoll, dass sie zum Teile alten Schriften entnommen sind, die in der Folge verloren gingen, und können seine Beispiele zum Teile auch alten slavischen Quellen entnommen sein, von deren Existenz wir sonst keine Belege mehr haben. Polyänus erzählt z. B. von den Autariaten (Kotaraci, Cattarer?), einem illyrischen Volke in Dalmatien, folgendes Begebnis. Die Kelten führten gegen diese Krieg, jedoch lange ohne Erfolg. Da versuchten sie folgende List. Sie ergriffen eines Nachts scheinbar die Flucht, mischten aber zuvor schädliche Kräutersäfte in die zurückgelassenen Getränke. Die Autariaten glaubten, die Gegner seien abgezogen und liessen sich nun die vorgefundenen Lebensmittel gut schmecken. Doch sie alle wurden von einem heftigen Durchfalle ergriffen und während sie

krank darniederlagen, kehrten die Kelten zurück und machten sie nieder. — Hiebei wurde zweifellos ein drastisches Purgiermittel dem Weine beigemischt. Wahrscheinlich bediente man sich hiezu des in Dalmatien bekannten Heilmittels gegen den Bandwurm, eines Absudes der Wurzelrinde des Granatapfels, der schon in geringer Quantität genossen, einen starken Durchfall mit schmerzlichen Krämpfen verursacht. — Eine solche ungewollte Bandwurmkur wäre noch heute bei kleineren Heeresabteilungen, die lange an Entbehrungen litten, recht gut und mit Erfolg durchführbar.

Eine Täuschung anderer Art erzählt Polyänus von den Triballern, den Bewohnern des heutigen Serbien und Bulgarien.*) Diese wurden dadurch von den Skythen in die Flucht geschlagen, dass letztere beim Beginne der Schlacht von allen Seiten eine Menge von Pferden und Weidevieh unter grossen Staubwolken und Geschrei konzentrisch zusammentreiben liessen. Die Triballer glaubten, dass noch weitere skythische Reiterei heranrücke und ergriffen die Flucht.

Diese wenigen Beispiele zeigen, dass die Beweise für die altslavische Kriegstüchtigkeit sehr zahlreich sind und sein müssen, nur sind oder waren die bezüglichen Quellen bisher noch nicht geistig erschlossen und logisch verarbeitet, ja, im Gegenteile, es wurde den Slaven bisher immer die kriegerische Eignung abgesprochen. So erzählt Universitätsprofessor J. Peisker (Graz) in dem Vorberichte zum Werke „Neue Grundlagen der slavischen Altertumskunde" (1910) allen Ernstes die groteske Neuigkeit: „Der Sumpf bildet keinen Kriegsschauplatz, daher die slavische Kriegsuntüchtigkeit und keine Schlachtordnung!" Zu diesem Schlusse, in dem er obendrauf den Slaven zu einem „elenden Amphibium" stempelt, kommt Peisker offenkundig durch jene Stelle des Pseudo-Marikios, eine Art arabischen Münchhausens, welcher berichtet, dass bei den entsetzlichen Jagden auf die Slaven diese schliesslich auf die Idee kamen, sich bei urplötzlichen Überfällen ins Wasser zu stürzen, und viele Stunden lang, aus Schilfrohren atmend, die Räuber zu täuschen. — Mit solchen Unkenntnissen in der Zoologie tritt also hier ein Universitätsprofessor auf, wofür ein Sekundaner einwandfrei die schlechteste Klassifikationsnote erhalten müsste. Allerdings darf nicht übersehen werden, dass es sich dem genannten Professor hier mehr darum handelt, für die Herabsetzung der Kultur der Altslaven neue Motive der Gehässigkeit in Aktion zu bringen,

*) Dass die Triballer Slaven waren, ersieht man auch aus der Stelle Seite 182, wo es heisst, dass die eindringenden Bulgaren dieselbe Sprache sprechen als die Stammbewohner südlich der Donau. Die Slavizität dieser Bewohner erhält also von allen Seiten ihre natürliche Bestätigung. Anm. d. Red.

was man freilich umso sicherer wagen kann, weil der Verbreiter solcher „Beweise" leider in der slavischen Gelehrtenwelt nicht die gebührende „Belehrung", ja eher noch eine gedankenlose Billigung findet. — Kann sich aber Universitätsprofessor Peisker die Situation vorstellen, dass ein Mann viele Stunden lang unter Wasser liegt und nur aus Schilfrohren atmet? Der Amphibien-Slave wird urplötzlich überfallen, wirft sich platt auf den Rücken in den Sumpf, schneidet oder bricht sich ein Schilfrohr ab, bohrt sich das Diaphragma an den Knotenpunkten sauber aus, — natürlich alles unter Wasser! — sucht sich beim Überfalle nur jene Sumpfstelle aus, die eine bestimmte Tiefe hat, sinkt im Sumpfe nicht weiter ein, als das Schilfrohr lang ist und atmet so — stundenlang! Bei alledem sind aber die Räuber so einfältig, dass sie nicht wissen, wo er liegt, zumal das Schilfrohr herausstreckt, oder sind plötzlich so human, ihn weiter nicht in seinem Elemente zu belästigen. — Jeder, der etwas gelesen oder mit offenen Augen durch die Welt gegangen ist, weiss aber im Gegenteile, dass gerade Sümpfe die wichtigsten Annäherungshindernisse für eine Festungsanlage bilden, und Ibrahim ibn Jakub (965) schreibt gerade umgekehrt, dass die Slaven zur Verstärkung von Festungsanlagen tunlichst Sümpfe ausnützen, was eben sehr klug ist, denn fliessende Gewässer kann man nötigenfalls ableiten, hingegen ist es ziemlich aussichtslos Sümpfe in entsprechender Zeit zu entrocknen, da man über das Grundwasser nicht Herr wird. Der Vorwurf würde sonach gerade im entgegengesetzten Falle berechtigt sein, daher: *ne sutor super crepidam judicaret!*

Die Hauptmission des Mannes ist seit der ältesten Zeit jene des Kriegers und diese Behauptung ist inbezug auf die Slaven am allerwenigsten eine dilatorische, denn der Beweis, dass bei den Slaven dieselben Verhältnisse herrschten, wie sie Tacitus bei den damaligen Völkern Germaniens schildert, ist bei ihnen umso handgreiflicher zu erbringen, weil sie noch heute bei den Balkanslaven obwalten. Überdies ist es selbstverständlich, dass derjenige, welcher stets im Frieden auch unter Waffen steht, sich auch in der Führung derselben für den ernsten Kampf vorüben muss, denn eine übungslose Kriegskunst ist das Grab der Kriegstüchtigkeit. Wenn es daher in der Grünberger Handschrift heisst: *mužie pažú, ženy ruby strojá,* d. i. „die Männer stählen sich, die Frauen besorgen die Wirtschaft", so entspricht dies der wirklichen Situation jener Zeit in Böhmen genau so, wie jener von heute in Albanien und Montenegro, und wäre die Handschrift gerade dann falsch und anachronistisch, wenn darin das Gegenteil behauptet würde. Dasselbe bestätigt auch die Königinhofer Handschrift, wo im „Kampfspiele" der Fürst Zálabský

seine Edlen offen in der Kampftüchtigkeit prüft, um zu wissen, wer ihm im Ernstfalle der „Nützlichste“ sei, denn er fügt bei:

„Weise ists im Frieden des Kriegs gewärtig zu sein,
Denn ringsum sind die Nachbarn uns feindlich gesinnt.“

Wann sich aber dieser Vorfall abspielte, hiefür steht das weiteste Gebiet der Phantasie offen. —

Von einer slavischen Inferiorität in der Kriegskunst oder Kriegstüchtigkeit zu sprechen, ist daher in keiner Weise begründet; ja man weiss vielmehr allgemein, dass die Slaven noch heute in jeder Armee als die besten Repräsentanten soldatischer Tugenden gelten, weil ihnen noch ein besonderer kriegerischer Geist hereditär wie traditionell innewohnt.

S. Gruden:

Das südslavische Volkslied bei Beethoven und Haydn.

„Die Musik der Südslaven ist unbedingt dazu prädestiniert den vielleicht etwas erschöpften Born europäischer Melodik aufzufrischen.“

Diesen Ausspruch tat Professor J. Major in einem als „Die Volksmusik der Südslaven“ benannten Artikel im „Merker“ (2. Juniheft 1912), dem wir, bis auf den als tröstende Konzession eingeschalteten Begriff *„vielleicht“*, auch voll beipflichten.

Wer mit der südslavischen Volkspoesie und Volksmusik einigermassen vertraut ist, aber auch die internationale Musik tiefer kennt, muss jedoch billig zugeben, dass der Einfluss der südslavischen Volkslieder auf die Musik anderer Nationen nicht erst eine Zukunftshoffnung bedeutet, sondern dass er schon heute und seit langem auf sie wirkt, nur kommt erst gelegentlich jemand mit der nackten Wahrheit heraus. Überdies hat der Diebstahl des geistigen Eigentums in keiner Kunstrichtung eine solche Abolition des Odiums erfahren, wie gerade in der Musik, denn man sieht es gar nicht der Mühe wert, ein Liederthema oder gar nur ein Liedmotiv von etlichen Takten als solches einer fremden Provenienz ersichtlich zu machen, mag sich darauf auch ein grösseres Tonstück aufbauen. Wir wollen hier durchaus nicht die Lebenden einer solchen Revision unterziehen, hingegen aber zeigen, dass von diesem überreichen Melodienquell auch die alten Besten der Besten gelegentlich zu schöpfen pflegten, ohne dies weiter offen zu bekennen.

Professor Major scheint aber im Gegenteile einen Augenblick zu glauben, dass die südslavische Volksmusik manche Melodien aus klassischen Werken unsterblicher Komponisten unverändert übernommen hat. So fand er das Hauptthema aus Beethovens VI. Symphonie (1808) in dem serbischen Liede *„Širvonja do širvonja“* und in dem kroatischen *„Kiša pada, trava raste“*; des weiteren die Hauptthemen von Haydns *E-dur-* und *D-dur*-Symphonien in den Liedern *„Divojčica potok gazi“* und *„Daleki putevi“*. Alle diese Themen finden sich in den genannten Liedern in ihrer ganzen Ausdehnung von acht Takten vor. — Major sagt weiter: „Diese Lieder werden in Kroatien und in Serbien mit von einander abweichenden Texten gesungen. Spätere Forschungen sollten es einmal aufklären, wieso diese Themen in die Volkslieder gelangten. Oder hätten diese die Themen vielleicht der südslavischen Musik entlehnt? Das lässt sich kaum annehmen, denn es ist nichts darüber bekannt, dass Beethoven oder Haydn je die Südslavenländer bereist — oder sich dem Studium ihrer Musik gewidmet hätten.“

Nun, wir können auf diese, im Grunde genommen recht naiven Zweifel, schon jetzt eine entschiedene Antwort geben, denn vor allem ist es geradezu grotesk auch nur einen Augenblick daran zu glauben, dass sich ein südslavischer Bauernbursche seine Liedermotive etwa aus Symphoniekonzerten holt. Man weiss auch nicht, wo er diese gehört haben könnte, denn Symphonien spielt man im Dorfe nicht und in der Stadt besucht er derartige Musikproduktionen auch gewiss nicht; desgleichen wird in seinem Verkehrskreise in der Stadt kaum Kammermusik betrieben. Sagen wir es daher direkte und frei heraus: Beethoven und Haydn haben diese Motive den alten südslavischen Volksliedern entnommen und durchaus nicht umgekehrt. Es ist auch nicht ausgeschlossen, dass dieser Beweis noch chronologisch erbracht werden kann, denn die Südslaven besitzen noch massenhaft handschriftliche Liederbücher, die weit älter sind als die Entstehungszeit jener Symphonien; vielleicht findet sich eines dieser Lieder auch darunter.

Im besonderen lässt sich aber der Beweis beim Liede *„Širvonja“* erbringen. Der Text lautet:

„Širvonja do širvonja, božurja,
Božur ti, božurica skojla,
Lepa Jula, lepa Jula,
Božurica skojla,
Lepa Jula iz kola.“ —

Dieser Text ist derart alt, dass ihn der Südslave überhaupt nicht mehr versteht, denn die Begriffe *„širvonja, božura, božurica, skojla“* sind

auch der Volkssprache unbekannt; man vermutet nur noch, dass es Blumennamen seien. — Vielleicht ist aber der eine oder andere Begriff doch noch irgendwo im Dialekte oder als seltenes Gebrauchswort bekannt. Einige glauben, dass mit *„božurica"* einst die Pfingstrose *(paeonia officinalis,* Gichtrose) bezeichnet wurde; im Slovenischen heisst sie tatsächlich *„božur"*; für *„širvonja"* und *„skojla"* ist jedoch einstweilen kein sprachlicher Beleg zu finden.

Dieses Volkslied gehört unter die sogenannten *„sigre"* (Zusammenspiele, Tanzspiele der erwachsenen Jugend), welche in zahlreichen Formen vertreten sind; ein Fremder kann jedoch solche ihres internen Charakters wegen, da es sich dabei vornehmlich um Liebeserklärungen, Schäkereien oder Brautwerbungen handelt, schwer beobachten; sind nämlich unberufene Zuschauer da, so werden die *„sigre"* eben nicht ausgeführt oder aber unterbrochen. — Desgleichen kann das Lied auch kein Spiel-Auszählvers sein, da der Text selbst aus mehreren Strophen besteht. — Alle Lieder dieser Art sind aber ausserordentlich alt, denn sie zeigen fast durchwegs auch noch Spuren von heidnischen Gebräuchen; dass aber gerade dieses, wie man annimmt, älteste Lied solcher Art erst nach Beethoven entstanden wäre, ist daher absolut ausgeschlossen.

Beethoven hat zur VI. Symphonie *(Symphonia pastorale)* ausser dieser sowie anderer kroatischer Volksweisen auch z. B. die Melodie des Volksliedes *„Kad sam v Šopron v šolu hodil"* verwendet, das in Veliki Borištof (Komitat Ödenburg) seit undenklichen Zeiten bekannt war, wie dies der Lehrer Michael Nakvić schon vor etwa 40 Jahren feststellte.

Ebenso leicht ist die Bemerkung Majors zurückzuweisen, dass die beiden Meister der Töne nie die Südslavenländer bereisten. Ist aber dies überhaupt notwendig, um eine südslavische Melodie zu erfahren? Kann man eine kroatische Volksweise nicht ebensogut gelegentlich oder zufällig in Wien, Berlin oder Paris hören und sie dann verwerten? Namentlich ist dies bei Kroaten und Slovenen leicht der Fall, die doch überall gleich singen, sobald 3—4 Mann bei einem Glase Weines beisammen sind. Oder sind geschriebene Liedertexte mit beigesetzter Melodie so schwer zu finden, wenn man selbst, wie es bei Beethoven in späteren Jahren zutrifft, schwerhörig ist?

Wer aber die Biographie Beethovens von Ludwig Nohl („Beethovens Leben") liest, erfährt darin, dass dieser doch den Kroaten Župančić („Schuppanzigh"), einen hervorragenden Musiker und Violinisten, zum Musiklehrer hatte, sowie dass sich zwischen Lehrer und Schüler im späteren Leben sogar ein sehr intimes Freundschaftsver-

hältnis herausbildete. — Auch hielt sich Beethoven längere Zeit in Eisenstadt auf, welche Gegend doch Kroaten bewohnen. Dass Beethoven sonach reichlich Gelegenheit hatte in die Sphäre der südslavischen Volksmusik einzudringen, ist hiemit dargelegt, und fällt dieser Einfluss noch besonders dadurch auf, dass Beethovens erstes Opus, nachdem er selbständig wurde, eben jene Symphonie war, welcher er die meisten kroatischen Liedermotive unterlegte. —

Noch klarer liegen die Lebensverhältnisse bei Haydn, der doch in Rohrau (bei Bruck a L.) geboren war, wo sich anschliessend eine lange Reihe von kroatischen Dörfern gegen südwärts zieht, und der überdies an 30 Jahre als Kapellmeister beim Fürsten Esterházy im Ödenburger Komitate lebte, in dem sich noch heute vorwiegend kroatische Dörfer befinden, die aber vor mehr als 100 Jahren noch ausgesprochener kroatisch waren. Eines der verwendeten Lieder *(„Djevojčica potok gazi")* wurde aber im genannten Komitate aufgezeichnet, d. h. es wurde dort vorwiegend gesungen. Aus derselben Umgebung stammt auch das Lied *„Oj Jelena, jabuka zelena"*, das meist unter dem Titel *„Daleki putevi"* bekannt ist, welches Haydn im Finale der *D-dur*-Symphonie verwertete.

Südslavische Volksliedermotive haben übrigens die meisten bekannten Musikgrössen gelegentlich thematisch verwendet; am weitgehendsten benützte aber dieselben gerade Haydn, was den Südslaven seit langem bekannt ist. (Vergl. z. B. J. Kuhač' Artikel *„Josip Haydn i hrvatske narodne popievke"* in *„Vienac"* 1880.)

Nicht unbekannt ist es auch, dass der österreichischen Volkshymne, die von Haydn stammt, das kroatische Volkslied, benannt als „Die traurige Verlobte" *(„V jutro rano se ja vstanem malo pred zorom")*, das auch prosodisch mit dem Rhytmus des Hymnentextes harmoniert, zum Hauptthema diente.

Dies alles kann nun wohl kein blinder Zufall sein, obschon es im Prinzipe eine vollkommen richtige Auffassung zeigt, wenn die Volkshymne eines Staates, in welchem die Slaven die überwiegende Majorität als Bewohner bilden, gerade auf slavische Volksliedermotive aufgebaut ist, was möglicherweise auch Haydn vorgeschwebt haben mag. — Dass er aber diese Anleihe nicht öffentlich einbekannte, ist verzeihlich und naheliegend, denn man wollte vor allem etwas Schönes, Melodiöses haben, und solches findet sich in erster Linie nur in Volksliedern; hätte man jedoch gewusst, dass diese Weisen slavischer Provenienz seien, so wäre wahrscheinlich bei unserem krankhaften nationalen Antagonismus damit doch die reine Freude an der musikalisch hochwertigen Hymne so manchem Engherzigen empfindlich getrübt worden.

Wir wollen jedoch hiemit den beiden unsterblichen Grössen der Töne durchaus vom verdienten Lorbeer kein einzig Blatt entreissen; im Gegenteile, wir freuen uns des reinen Besitzes so herrlicher und edler Lieder unseres einfachen Volkes, welche Motive und Inspirationen zu vielen unvergänglichen Musikschöpfungen geboten haben, womit freilich auch alle geistigen Anleihen dieser Art noch lange nicht hervorgehoben erscheinen; einem so lieder- und melodienreichen Volke, wie es die Südslaven sind, kann aber dies auch nicht die geringste Einbusse tun, da es den Abgang solcher nicht so leicht wahrnimmt.

Betrübend hingegen ist es, dass gerade die Slaven diesen unerschöpflichen Reichtum wahrhaftig einzig dastehender Erfindungen, wie die breite und tiefe Entwicklung ihrer Schöpferkraft in bezug auf die Originalität der Form und des Inhaltes ihrer Volkslieder, viel zu wenig kennen und hochachten, so dass ihnen oft erst der Fremde zeigen muss, welche klangvollen Schätze in dieser altslavischen Volkskunst verborgen liegen. — Möge daher dieser wohlgemeinte Vorwurf in der Zukunft eine ernstere Beachtung finden, nachdem einmal in dieser Richtung die schweren Versäumnisse nicht mehr nachzuholen sind. Die traditionelle Minderbewertung der slavischen Geistes- und Kulturarbeiten seitens der Slaven selbst muss doch endlich auch eine sichtbare, entschiedene Grenze finden. —

Wissenschaftliches Allerlei.

Zur Ethnologie der Ortsnamen in Tirol.

In Tirol hat sich zwischen mehreren Etymologen ein Streit entsponnen, ob die Ortsnamen daselbst von Kelten, Rhätern, Illyrern oder Venetern stammen. — Diese Meinungsdivergenz wäre schliesslich beachtenswert, wenn man vor allem wüsste, welcher Sprache sich die genannten Völker bedienten, bezw. welche generelle Unterschiede in der genannten Sprache obwalteten, doch diese Voraussetzung fehlt noch, daher der Streit auch keine Aussicht auf eine seriöse Beilegung hat.

Um aber doch zu zeigen, um welche Rückständigkeit es sich hier noch handelt, sei nachstehend die Erklärung des Ortsnamens „Imst", wie sie Prof. J. Zösmair bietet, gegeben. Diese lautet:

„Imst. Die ältesten Formen dieser heutigen Stadt lauten urkundlich: 763 oppidum Humiste, 1112 oder 1120 Uemeste, 1182 Umste, 1201 Umerste, wobei ich zwischen U und V nicht unterscheide, 1167 Umst, 1274 Unst, 1282 Uemst, 1289 Ümbst, 1296 Umbst, im XIV. Jahrhunderte Umste, Uembst usw., endlich Imst.

Die Anhänger illyrischer Abstammung stellen Humiste mit den für illyrisch gehaltenen Ortsnamen Ateste, heute Este im Venetianischen, mit Tergeste, heute Triest und anderen Namen mit der Nachsilbe oder dem Suffix —este, —ste und —st zusammen. Allein diese Zusammenstellung ist ganz unberechtigt, und zwar erstens, weil dieses Suffix auch weit ausserhalb der Wohnsitze der Illyrer vorkommt, zweitens weil es in verschiedenen anderen Sprachen, besonders germanischen, ebenfalls vorhanden, und drittens weil die Betonung in letzteren eine ganz andere ist, was man sehr zu beachten hat. Die erwähnten illyrischen Namen haben den Hauptton auf der vorletzten oder letzten, die germanischen oder deutschen aber auf der ersten, der Wurzel- oder Stammsilbe. Es ist Húmiste zu sprechen, weil aus dem dreisilbigen Worte das einsilbige Umst-Imst wurde. Sowohl das H, welches abgefallen, das u, welches in ü und i umlautete, wie der Einschub von b (Umbst), sind unwesentlich und eine häufige Erscheinung. Dass ursprünglich Humiste betont worden und der Ton erst durch den Einfluss des Deutschen verlegt worden sei, was anderwärts vorkommt, ist hier nicht anzunehmen.

Im Alt- und Neudeutschen haben wir die Nachsilbe —ist, —ste, —st nicht nur beim dritten Grade der Steigerung: Oberiste-Obrist, Niederiste-Niedrist usw., die auch zu Familiennamen geworden sind, sondern besonders in alten Personennamen, wie: Ariovist, Ernest, —ost und —ust, heute Ernst, Godesti aus Gotesdiu, Herisi und Heristi; sondern ebenso in Ortsnamen, wie: Castellum Trebista, heute Drebnitz im Königreich Sachsen, urbs Grodisti, jetzt Graditz in Sachsen, und Cierwisti-Gau oder der Zerbstgau im Herzogtume Anhalt. Aus diesen Beispielen ist auch ersichtlich, dass s zu st, st zu tz--z, —sdie zu —esti usw. werden kann. Alle diese Namen haben wie „Húmiste" als deutsche den Ton auf der ersten Silbe.

Es bleibt noch der Stamm Hum— oder Humi zu erörtern übrig. Im Jahre 1013 kommt ein Dorf Humi im Hessengau vor, heute Hümme, im preussischen Regierungsbezirk Kassel. Hier ist u also auch zu ü geworden. 983 heisst ein Grenzpunkt der Grafschaft Kempten im Allgäu die Huminfurt. 1266 begegnen wir in einer Urkunde des Kl. Frauen-Chiemsee einen Zeugen Dietrich Humme. Allen dreien liegt wohl der altdeutsche Personenname Hummo,

(Hymmo, Himmo, Ummo, Umi usw.) zugrunde, von welchem schon seit dem VIII. Jahrhunderte die Kose- und Verkleinerungsformen Humezo, Umizi und Imizo sich bildeten. Da tz oder z st sein kann, so kann sich für Humezo-Umizi auch Humesto-Umisti gebildet haben.

Der Name Imst stammt daher von einer urdeutschen, wahrscheinlich gotischen Persönlichkeit aus der Zeit des Königs Theodorich d. Gr. (493—526), welcher an den nördlichen Alpenpässen befestigte Plätze, oppida, gegen Bajuwaren und Alamanen anlegte." —

Dieser Auslegung sei gleich ergänzend angefügt:

a) die Ortsnamen Humista, Trebista, Drebnitz, Cierviste, Grodisti, Graditz waren nie „urdeutsch" oder „gotisch", sondern slavisch im heutigen Sinne, nachdem wir deren natürliche Etymologie noch kennen bezw. erkennen; sind aber dem Ausleger die Begriffe „urdeutsch" oder „gotisch" mit „slavisch" synonym für die Zeit der Entstehung dieser Namen, so war dies der Erklärung beizufügen;

b) ist bei jeder toponomischen Etymologie das Suffix wertlos oder doch inferior, da es immer eine spätere Zutat ist, die leicht den Forscher von der Hauptsache bringt. Der Begriff „Hum" kommt aber als topischer Name oft in einem kleinen Umkreise, wie z. B. am Balkan, in allen erdenklichen Formen vor, wie: Hum, Humi, Humac, Humno, Humič, Humišče, Um, Umac u. ä. vor; auch sie haben alle, wie „als deutsche", den Ton auf der ersten Silbe. Aber das Suffix bildet dabei gar keinen ethnologischen Regulator, sondern kennzeichnet in derselben Sprache nur gewisse Relationen; so gilt z. B. „Hum" als ein relativ hoher Berg; „Humac, Humič" deutet nur auf eine mässige Bodenerhebung; „Húmišče" (also „Humiste") bezeichnet einen „Hum" samt der nächsten Umgebung oder Ansiedlung auf, an oder am Fusse desselben, welchen Unterschied der Slave sofort erkennt, weil er diese Suffixe auch sonst analog anwendet. —

Jene alten Namensformen können daher zu gleicher Zeit als keltisch, rhätisch, illyrisch oder venetisch angesehen werden, aber niemals als „deutsch" im modernen Sinne. Die einzige Konzession, die man den streitenden Parteien einräumen muss, ist die, dass die heutige, auf „Imst" verballhornte Namensform tatsächlich eine deutsche ist, falls jemandem die Verunstaltung eines Namens bis zur Unkenntlichkeit seiner Originalität ein kulturelles Verdienst bedeutet.

M. Ž.

Zur Schreibweise der Ortsnamen.

In der deutschen Schreibweise der Ortsnamen haben sich gewisse, schon stereotype Kontradiktionen derart eingebürgert, dass sie bereits niemandem mehr besonders abnorm erscheinen; ja, man muss zugeben, dass wir im Mittelalter in dieser Hinsicht noch weit besser daran waren. Allerdings ist es richtig, dass der Deutsche wenig Sinn und Verständnis für das Slavische hat, was namentlich in Österreich, wo man nahezu überall nachbarlich oder doch gemischt mit den Slaven verbunden ist, höchst sonderbar klingt, aber daran ist einstweilen bei dem geringen Anpassungsvermögen für kosmopolitischere Anschauungen nichts zu ändern.

Doch besteht dabei auch keine Logik, denn der Deutsche schreibt französische, englische, italienische, ja selbst türkische Namen und Wörter durchwegs so, wie sie in der Originalsprache dargestellt werden, die slavischen aber sonderbarerweise nicht. Er schreibt das slavische „Straža" schon als „Strascha", und sagt, er habe keinen „ž"-Laut; weshalb hat er aber bei „Dijon" einen solchen, ohne dabei „Dischon" zu schreiben! Weshalb schreibt er statt „Shakespeare" nicht „Schäcksbier"? — Schreibt er „Strascha" (oder gar „Strass"), so ändert er aber damit zugleich die Etymologie des Namens, denn „stražiti" bedeutet: bewachen, „strašiti" hingegen: erschrecken, geistern. — Der Ortsname „Makow" wurde im Jahre 1233 in dieser Form geschrieben; heute schreibt ihn der Deutsche als „Mackow"; der uneingeweihte Slave muss aber daraufhin den Namen „Mazkow" lesen. Wozu wird „Gorica", der urslavische Begriff für Anhöhe, im Deutschen zu „Görz", im Italienischen zu „Gorizia"? Weshalb dieser Luxus von etymologisch verdorbenen Namensformen! — Trotzdem herrscht aber dabei doch keine Konsequenz, denn andererseits schreibt man wieder „Časlau" (nicht „Tschaslau") sowie „Žółkiew" und durchaus nicht etwa „Scholkieff" usw.; wozu also zweierlei Mass à conto der Originalität!?

Vorbildlich gehen in dieser Hinsicht die Italiener vor, trotzdem sie einen sprachlich nahezu homogenen Staat bilden. In ihrer Militärkarte wird jeder Name so geschrieben, wie er lokal lautet; um jedoch zu wissen, welcher Sprache er angehört, erhält er vorne einen konventionellen Weiser, damit dessen Etymologie und Aussprache nicht getrübt werde. In Österreich hingegen wird der falsche Name als Hauptname hingestellt; bestenfalls erfolgt in der Klammer erst die Verbuchung des wirklichen; ja, in rein slavischen Gegenden wird fast jeder Name irgendwie deutsch montiert, obschon ihn so niemand gebraucht, wie z. B. „Borovec" wird regelmässig zu einem „Boro-

weiz", „Laznik" zu „Lassnigg", „Toplice" zu „Töplitz" u. a. m. — Der sprach- und kulturgeschichtliche Wert eines Ortsnamens ruht aber immer in dessen primärer Form, daher diese bis zur äussersten Akribie gehegt werden soll. — Hauptmann A. J.

Ein Fall slavischer Kontrafälschung eines Ortsnamens.

Man beschuldigt in neuerer Zeit sehr gerne die Slaven, dass sie Ortsnamen fälschen, wenn sie die alturkundlichen topischen Namen wieder in der Urform im praktischen Sprachgebrauche auferstehen lassen. Dieses ist jedoch in der Hauptsache unrichtig. Es ist doch vollkommen korrekt, wenn man z. B. den Ortsnamen „Krondorf" (Oberösterreich) heute im slavischen Verkehre so benennt, wie er zur Zeit der slavischen Bewohner daselbst wirklich lautete. Der Name hiess aber im Jahre 834 noch „Granesdorf" und lag an der Enns *„in parte Sclavanorum"* (im Gebiete der Slovenen). Nun haben die Slovenen den Gattungsbegriff „Dorf" gewiss nicht zugefügt, der Originalname kann sonach nur „Gran" (oder „Granec"), d. i. Grenzdorf gelautet haben, was umso einleuchtender ist, da er an der die Landesgrenze bildenden Enns liegt. Würden die Slaven den Ort heute als „Krona" benennen, so wäre dies sprachgeschichtlich falsch, weil dieser Name demnach nicht mehr auf die Urform, sondern auf die deutsche Anpassung aufgebaut wäre.

Leider kommen aber in neuester Zeit auch solche Missgriffe vereinzelt vor, denn es wird in dem Bestreben, den Ortsnamen eine slavische Form zu geben, nicht immer der Weg zum Originalnamen betreten. So befindet sich auf einer Kartenskizze in Prof. Niederles Werke *„Slovanské starožitnosti"* („Slavische Altertümer"), T. II, Heft 2, der Name *„Velký zvon"* für den Grossglockner, was von einer bedauerlichen Oberflächlichkeit oder Eigenmächtigkeit eines Schriftstellers zeugt, und damit zugleich auch einen bedenklichen Schluss auf die Verlässlichkeit der sonstigen Daten im Werke suggeriert. Die bekannte Grenzhöhe zwischen Kärnten und Tirol heisst bei den Slovenen seit jeher *„Veliki Klek"*; die Deutschen schrieben es früher „Kleck, Grosskleckner, Klöck", und daraus wurde mit der Zeit ein „Grossglockner". Aus dieser neueren, also sprachlich schon verdorbenen deutschen Form konstruierte nun Niederle, — oder wurde er selbst durch jemand bewusst irregeführt —, da Glocke im Slavischen *„zvon"* lautet, einen nicht existierenden und nirgends bekannten neuen Namen, wobei ihm noch der Fehlgriff passierte, dass er den Begriff „Glockner" nicht als *„zvonar, zvonikar"* übersetzte. (*„Velký zvon"* heisst

doch erst „Grosse Glocke“ !) Der eigentliche sprachgeschichtliche Name lautet jedoch „Klek“, d. i. Felsklippe (im Slovenischen), hat daher mit der Glocke weder etymologisch noch auch figürlich etwas gemein.

Wenn sich daher die Deutschen gelegentlich über unsere Wiedererweckung der alten topischen Namen sehr mit Unrecht belustigen wollen, so haben sie in diesem Falle einmal recht, denn hier wurde tatsächlich ein neuer Name einem falschen sekundären Namen nachgebildet.*)

Es ist wohl gar kein Zweifel, dass die Wissenschaft mit der Zeit den meisten Ortsnamen die alte, sprachgeschichtlich zukommende Form wiedergeben wird, aber solche Willkürlichkeiten und nebelhafte Neubildungen müssen auf das Entschiedenste zurückgewiesen werden, denn sie erhöhen nur noch den ohnehin bestehenden heillosen Wirrwar in der Toponomie. Wer über slavische Altertümer schreibt, halte sich an die alten Quellen oder schütze uns wenigstens vor Vorwürfen, die nach einem Einzelfalle leicht zum Generalisieren führen. — M. Ž.

Bedeutung des Begriffes „sip“ in alten Urkunden.

In Sachsen heisst der vierte Teil eines Scheffels das Sippmass (10 Mass = 14 Liter), welcher Ausdruck aber sprachlich daselbst schon unverständlich ist; in Deutschland muss aber der Begriff „sip, zip“ einst in vollem Gebrauche gewesen sein, da er sich in ungezählten alten Urkunden wiederholt. Unter „sip“ verstand man früher die Abgabe von Getreide an die Gutsherrschaft im allgemeinen. Bei den Slovenen war es bis zum Jahre 1848, der endgültigen Aufhebung der Leibeigenschaft, allgemein im Gebrauche, von „sip“ und „sipati“ zu sprechen. Der Verfasser hörte in seinen Knabenjahren oft noch, dass die Leute im Gespräche bemerkten: *„ko smo imeli sip“*, d. h. der Tag der Getreideabgabe an die Gutsherrschaft, oder: *„koliko je vaša hiša sipala,“* d. h. wieviel hatte Ihr Haus (an Getreide) geschüttet? Ältere Leute werden darüber vielleicht noch Ausführlicheres wissen. — Der Begriff „Getreide“ wurde dabei gar nicht erwähnt, denn im Worte „sip, sipati“ (= schütten) war dieser schon inbegriffen; ja noch mehr: das „Sippmass“ setzte immer die „gegupfte“ Messung

*) Niederle schreibt an derselben Stelle auch fälschlich »Bělak« statt »Beljak« (für »Villach«), denn das Grundwort ist nicht »běl« (= weiss) sondern »vel« (= gross, fest). — In letzterer Zeit ist vielfach beachtet worden, dass böhmischerseits südslavische Ortsnamen der böhmischen Sprache angepasst werden; wozu ein »Lublaň« für »Ljubljana«, oder gar ein »Zahřeb« für »Zagreb«! — Diese zwei Beispiele mögen weiterhin als Warnung dienen, denn für die Konfusion in dieser Richtung wird doch schon von anderer Seite reichlich vorgesorgt.

voraus, d. h. es wurde solange gemessen, bis sich das Korn nicht mehr auf der Schüttung hielt. Jenes Dominium, bei dem „sip" eingeführt war, war sonach besser daran, als jenes, wo man von „mira, mera" sprach, denn hier wurde das Aufgeschüttete mit einem Brettchen, dem „Strichmasse" (slav. *„strig, strigati"* abnehmen, stutzen) über dem Rande des Getreidehohlmasses abgestreift. Dieses Mass war aber eben auch ein Scheffel oder Metzen, schon vier Sippmasse enthaltend. In den Begriffen „sipati" und „meriti" war daher schon die Art, wie das Deputat zu messen sei, organisch enthalten. In einer jüngeren Urkunde vom Jahre 1282 heisst es aber z. B. schon: *„et tres modios tritici et avenae, quae vocatur cipkorn"*, d. i. „und drei Mass Weizen und Hafer, die man „Sip"-Korn nennt"; es muss daher zu dieser Zeit der Begriff „sip" schon nicht mehr so verständlich gewesen sein, weil man noch „Korn" zufügen musste. — Die sprachliche wie kulturelle Kongruenz dieses altslavischen Wortes in Sachsen, Steiermark, Krain usw. zeigt daher, dass es einst allgemein im Gange war, und dass sich die Deutschen in der Zeit der Unterbrechung des slavischen Spracheinflusses noch immer weiter der allgemeinen und tief eingelebten Gebrauchsbegriffe aus älterer Zeit im praktischen Leben bedienten, weil diese wohl zugleich die prägnantesten waren.

Zugefügt sei hier noch, dass der Begriff „gegupft" auch das slavische „kup" (= Haufen) zur Grundlage hat. —

Die Sichtung und Sammlung der technischen Begriffe in der alten Volkswirtschaft, im Volksrechte, im Geld- und Handelswesen u. dgl. verspricht daher noch sehr lohnende Erfolge für die Klärung der tatsächlichen Kulturverhältnisse der Altslaven. Dr. A. K.

Falsche Auslegung einer altslavischen Glosse.

Die Handschrift: *„Wikle i tractatus metaphisici per manus Mag. joh. Hus de anno 1389"*, die sich seit dem Jahre 1648 in Stockholm befindet, enthält unter anderen böhmischen Glossen auch folgende: *„prdnu druzy v roh"*. — Allgemein staunte man bisher, wie Hus das Wort *„prdniti"* gebrauchen oder sonst jemand in ein solches seriöse Werk einfügen konnte, da es doch in gebildeten Kreisen gebrauchsverpönt ist. Doch gerade dieser Umstand musste zur Umschau anregen, ob der Ausdruck nicht doch eine andere, salonfähigere Bedeutung habe, und trotzdem nahm sich niemand diese Mühe. Im Slovenischen heisst nämlich *„prda"* die Schalmei, *„prdniti"* blasen; die Stelle lautet daher: die Kameraden bliesen ins Horn.

Ich hörte daheim (Untersteiermark) wiederholt die Aufforderung an den Gemeindehirten, der immer mit einem Horne ausgerüstet sein musste: *„čas je, prdni v rog!“*, d. h. „es ist Zeit, das Hornsignal zu geben“, denn auf dieses hin liess man aus jedem Hofe das Weidevieh gleichzeitig auf die Ortsgasse hinaus, und der Hirte trieb nun alles vereinigt auf die Weide. — Man darf daher, wie dieses Beispiel zeigt, nicht gleich die Forschung abschliessen und ein positives Schlussurteil abgeben, wenn sich im Dorfe des Auslegers selbst noch keine Lösung findet, da jeder Begriff lokal gewisse Bedeutungs- und Auffassungsmetamorphosen annehmen kann. — M. Ž.

Slavische Handschriften in Venedig.

J. Kukuljević, Landesarchivar in Agram, suchte in den Jahren 1851 und 1853 die Archive in Venedig auf, da er damals Materialien für die Geschichte der Südslaven sammelte. Ausser den verschiedenen anderen öffentlichen wie privaten Sammlungen schildert er als die imponierendste jene des gewesenen Klosters „dei Frari“, die in mehr als 300 Zimmern ungefähr 13 Millionen alter Handschriften enthält. Es gibt darunter eine Unzahl von Originalhandschriften der russischen, böhmischen, polnischen, südslavischen wie ungarischen Könige, der Republik Ragusa, Berichte über Dalmatien, Istrien, die Uskoken u. a. m.

Man vermag sich da gar keine Vorstellung zu machen, wie viel Quellen und Belege es da noch für die slavische Geschichtsschreibung gibt, die noch heute ungekannt oder doch unverwertet erliegen, denn eine wirklich wissenschaftliche oder gewissenhafte Durchforschung eines so riesenhaften Archivs könnte auch in einer Richtung allein, d. i. in diesem Falle der historischen, erst in Dezennien absolviert werden; wie viel Anhaltspunkte bieten sie aber noch dem Sprachforscher, Kulturhistoriker, Paläographen u. ä. — Es wäre daher wohl an der Zeit auch hier endlich einmal einen Anfang zu machen, womit sich auch das ewige Wittern von Fälschungen altslavischer Handschriften von selbst legen würde. — Prof. J. H.

Woher hatten die alten Völker den Bernstein?

Die Geschichte sagt konsequent, dass der Bernstein nur im Gebiete der Ostsee und deren Küstenprovinzen zu finden sei, und von dort holten sich ihren Bedarf auch die Phönizier, Semiten, Etrusker, Römer u. a. — Ob aber dies in allen Teilen richtig ist, muss sehr bezweifelt werden, u. zw. nicht deshalb, weil die prähistorischen Gräber Südeuropas viel reicher an Bernsteinbeigaben sind, als die des Nordens, sondern weil man um das Jahr 1843 neuerlich am

Dnjepr sowie am Ufer des Schwarzen Meeres bedeutende Lager von Bernstein gefunden. Sonderbarer Weise blieb aber diese Entdeckung in der wissenschaftlichen Welt nahezu unbeachtet, obschon sich daraus neue Fragepunkte und äusserst wichtige Folgerungen ergeben, denn hiedurch ist nicht nur die Hypothese der speziellen Bernsteinbildung im Ostseegebiete erschüttert, sondern der Zweifel wachgerufen, ob die Phönizier, Philister, Semiten, Etrusker u. a. ihren Bernstein überhaupt von der Ostsee holten; von den Römern fehlt aber ohnehin jede Spur, dass sie je bis zur Ostsee gelangten. Am Schwarzen Meere hingegen hatten die Phönizier Kolonien; ist es da nicht naheliegender, dass sie ihren Bernsteinbedarf viel müheloser hier erhalten konnten, als im Kurischen Haff, dem rätselhaften Lande der noch rätselhafteren Hyperboräer? — Vielleicht wird sich auf dieses hin über die Völker Herodots in Skythien auch eine ganz andere Lösung finden lassen; wer weiss ob diese h o h e n Gebirge, des Namens „Hripai" und „Hyperborei" nicht im Kaukasus zu suchen sind, da es im Norden Russlands doch keine h o h e n Gebirge gibt, und sind die „Hripai" eben die slavischen „hribi" (Gebirge), welcher Name sich auch als Gebirgsbezeichnung anderswo oft wiederholt. Auch sonst muss Herodot die russischen Namen gut verstanden haben, da er sie zum Teile wörtlich übersetzte, wie „Melanchleni" (vermutlich die Bewohner des Gebietes der Schwarzen Erde („Černozjom"), „Androphagi" (für Samojeden), „mušos" (muži), worunter er jene Soldaten im Heere des Xerxes versteht, die vom Schwarzen Meere stammten u. a.

Ein besonderes Interesse hat aber die Tatsache, dass sich alle diese Bernsteinlager seit der ältesten Zeit auf slavischem Gebiete befanden, daher wohl auch die slavische Bezeichnung „jantar" oder „jandar" für den Bernstein die ursprünglichste ist, und aus dieser Etymologie entwickelten sich erst alle weiteren Begriffsvariationen. „Jantar" ist gleichbedeutend mit Grenz- oder Uferstein („jan" Grenzscheide, Grenzfurche). Die Art der Auffindung des Bernsteines rechtfertigt dies, denn er wird nach jedem Nordsturme gegen die Küste geschwemmt, dort ausgeworfen und aufgelesen. — Dieselbe Etymologie hat aber auch der „brisingamen" (brižni kamen, d. i. „brig, breg" Ufer, Strand, „kamen" Stein), mit dem sich, wie dies die Edda erzählt, Freya zu schmücken pflegte. Hat nun der Kompilator der Edda den Begriff nicht mehr verstanden, so beweist dies klar, dass er dabei slavische Volkspoesie zusammengerafft haben muss; hat er ihn verstanden, so ist es umso verwunderlicher, dass er ihn nicht übersetzt hat, denn schliesslich ist „Bernstein" (als „Bergenstein", Berg-breg Ufer) doch nur eine Übersetzung des Begriffes „jantar"

und „brisingamen", daher beide Wortformen bewusst oder unbewusst verunstaltet wurden.

Diese Begriffsspaltung setzt sich aber sprachorganisch noch weiter fort. Als im XII. Jahrhunderte der Deutsche Ritterorden die Ostseeprovinzen eroberte, nahm er den besiegten pommerschen Herzogen auch das Bernsteinregal ab. Von nun an hiess der Bernstein „Strandsegen", wobei jedoch offenkundig der Begriff „jantar" als „jan-dar" („dar" = Gabe, Spende) mechanisch übersetzt wurde, falls er je im Originale ein zusammengesetztes Wort war, denn in jener Zeit wurde die Umformung alles vorgefundenen Slavischen ins Deutsche geradezu mit Hochdruck betrieben.

Man kommt nun auf diese Weise zu immer kurioseren Entdeckungen über die alten Kulturverhältnisse, die Bildung von Stoff- und Gattungsnamen, die wahre Provenienz der Edda, die Unhaltbarkeit so vieler wissenschaftlicher Hypothesen u. dgl., d. h. die gangbare Behauptung, dass die Slaven alle Kultur von den Deutschen haben, stellt sich immer mehr als eine hohle, windige Phrase heraus, trotzdem wir uns heute doch erst im Anfangsstadium dieser wissenschaftlichen Nachkontrolle befinden. Dr. K. H.

Zur Erfindung der Palimpsest-Photographie.

In der Zeit vom VII.—XII. Jahrhunderte herrschte allgemein die Sitte — eigentlich Unsitte — beschriebene Pergamente zu reskribieren, d. h. von neuem zu beschreiben, was wohl durch die Seltenheit und Kostbarkeit des Materiales bedingt war. Namentlich war dies in jenen Zeiten der Fall, als noch vorwiegend das feine, graue Pergament angewendet wurde, das vielfach von Schafen (oder Ziegen) stammte, die man kurz vor dem Wurfe dem Mutterleibe entnahm; später jedoch, als man auch Kalb-, Ziegen- oder Eselsfelle dazu verwendete, hörte dieses kulturwidrige Sparsystem auf.

Mangelte es nun an Pergament, so wurde ein schon beschriebenes, dessen Text man entbehrlich fand, hiezu gewählt. Man kratzte die Schrift mit einem Schabmesser ab, glättete die nun rauhe Fläche mit einem Bimssteine und legte überdies meist das Pergament um, damit die neue Schrift die alte nur kreuze und auf diese Art deutlicher erscheine. Catullus (gest. um d. J. 54 v. Chr.) beschreibt schon diese Prozedur in ganz gleicher Weise, und hiess eine solche Schrift bei den Römern *„codex rescriptus"*, bei den Griechen „Palimpsest". — Vereinzelt hat man auch Palimpseste gefunden, die schon zweimal reskribiert waren.

Da aber die Schriften fast durchgehends mit eisenhältiger Tinte geschrieben waren, drang der Schreibstoff tief in die tierische Faser ein, konnte daher nicht mehr spurlos entfernt werden. So kommt es nun, dass man die erste Schrift bisweilen noch mit unbewaffnetem Auge wahrnimmt, zumeist aber erst nach Anwendung von optischen oder chemischen Hilfsmitteln. So wurde z. B. Ciceros Schrift „*De republica*" erst um das Jahr 1820 als Palimpsest unter einem biblischen Texte in der Vatikanischen Bibliothek entdeckt.

Begreiflicherweise können aber die meisten Palimpseste auf diese Art noch nicht gelesen werden. Doch hat nun der Benediktiner P. Raphael Kögel des Klosters Wessobrunn im Jahre 1912 ein chemisches Mittel gefunden, durch welches man solche Handschriften derart photographieren kann, dass das Palimpsest in einer bisher nicht bekannten Stärke wieder erweckt wird, wodurch die Entzifferung dem Forscher oft verhältnismässig sehr leicht gemacht, zum mindesten aber doch dem Erkennen näher gebracht wird. Die jüngere Schrift kann dabei ganz zurückgedrängt oder aber derart geschwächt werden, dass sie wenigstens das Lesen an den sich deckenden Stellen nicht stört.

Auf diese bedeutungsvolle Erfindung hin errichtete die Erzabtei Beuron (Deutschland) das Palimpsest-Institut, welches nun von derlei Schriften jeglicher Literaturrichtung die Photographie des Palimpsestes erzeugt, wodurch nicht nur verlorene Literaturdenkmäler wieder zum Vorscheine kommen, sondern dieses ist besonders in paläographischer Hinsicht von hervorragendem Werte, denn wir wissen dadurch sicher, wenn z. B. die Zeit der jüngeren Schrift irgendwie fixiert ist, dass die untere unbedingt noch älter ist. Es lässt sich vielleicht auf diese Weise auch mit der Zeit eine systematische Klassifikation der Handschriften nach ihrer geographischen Provenienz aufstellen, sowie nach den charakteristischesten Merkmalen mitunter auch die Schriftzeit annähernd bestimmen.

Für Besitzer von Palimpsesten ist die neue Erfindung von mehrfachem Vorteile, denn jede solche Handschrift kann hiemit einen vielfach erhöhten Wert erhalten, da die verborgene Schrift eine wichtige Bereicherung der Literatur, oder doch eine überraschende Ergänzung zu unserer Geschichte, Sprache oder Kultur bringen kann. Es werden nun auch von der ganzen Welt die Palimpseste nach Beuron zur Feststellung der primären Schrift zugesendet.

Die meisten, ältesten und wertvollsten Palimpseste (an 700) wurden im Benediktinerkloster zu Bobbio (Lombardei), das im Jahre 612 vom Irländer Columban gegründet wurde, gefunden, und befinden sich jetzt in der Vatikanischen Bibliothek.

Von den slavischen Handschriften sind einstweilen die Grünberger Handschrift, das Vyšehrad-Lied und das sogenannte „Minnelied", alle im Landesmuseum zu Prag, als Palimpseste bekannt. Von allen dreien, die bekanntermassen früher als unecht verdächtigt wurden, bietet das meiste Interesse die erstgenannte. Ihre obere Schrift kann schon dem VI. Jahrhunderte angehören, da sie der Bibelschrift Ulfilas (V. Jahrh.) stark ähnelt. Es muss nun die höchste Neugierde hervorrufen zu erfahren, welchen Inhalt wohl die untere Schrift hat, und welcher Zeit diese angehören mag. Dass aber Hanka, der doch bekannt ein unermüdlicher Sammler und gewissenhafter Konservator war, eine so alte Schrift abkratzen würde, nur um sich Pergamentmaterial zu Fälschungen zu verschaffen, ist eine derart boshafte Vermutung, dass darüber wohl für alle Zeiten wortlos hinweggegangen werden kann.

Wieder in anderer Hinsicht ist das „Minnelied" erwähnenswert. Dieses wird nur deshalb als gefälscht angesehen, weil es als echt dem XIII. Jahrhunderte angehören würde, aber im Palimpseste will man eine Schrift des XV. Jahrhundertes entdeckt haben, was selbstredend nur ein kräftiger Ausweg war, die Handschrift, weil sie slavisch ist, zu kompromittieren. — Ähnlich steht es mit dem „Výšehrad-Liede".

Die Verwaltung des Böhmischen Landesmuseums wurde angeblich von mehreren Seiten aufgefordert, diese Zweifel durch die Einholung von Palimpsest-Photographien aufzuheben. Dieser Beseitigung des Zankapfels, um welche sich schon die wüstesten und unwürdigsten nationalen wie wissenschaftlichen Streitigkeiten abspielten, weicht sie aber aus, um ihre passive Mitschuld an dieser slavischen Kulturschande noch so lange, als nur möglich, verdeckt zu halten.

Da jedoch keineswegs ausgeschlossen ist, dass diese Handschriften einmal spurlos verschwinden, ehe deren Palimpseste festgestellt sind, wäre es ein dringendes Postulat, schon aus Vorsichtsgründen, die Palimpsestierung derselben zu bewirken, denn es ist ja wahrscheinlich, dass sich darunter auch weitere slavische oder sonst hochwichtige Texte befinden, die uns neue Literatur- oder Kulturdenkmäler erschliessen; namentlich ist dies bei der Grünberger Handschrift bestimmt der Fall, die doch das weitälteste Schriftdenkmal aller Slaven repräsentiert, daher die Kenntnis ihres radierten Textes eine besondere Neugierde der Gelehrtenwelt hervorrufen muss.*) — Dieses ängstliche Versteckthalten kompromit-

*) Diese wertvollste aller bekannten slavischen Handschriften war bereits ganz vergessen und kümmerte man sich seit dem Jahre 1840 nur mehr insoweit darum, dass man sie im Verrufe des Falsifikates evident hielt. Erst i. J. 1911

tiert selbstredend in erster Linie die böhmische Wissenschaft auf das empfindlichste; es schädigt aber auch in hohem Masse das Vertrauen zum Landesmuseum, denn wer wird einer Anstalt, die eine allgemeine Bildungsstätte sein und bleiben soll, noch weiterhin etwas übergeben oder widmen, wenn sie mit hochbewerteten Spenden derart idolent oder unwissend umgeht. * Dr. O. P.

Zusatz d. Red. Damit die Leser des „Staroslovan" einen Einblick in das Aussehen der ausserordentlich wertvollen Grünberger Handschrift erhalten, deren Echtheitsverdächtigungen bekanntermassen der Prager Universitätsprofessor Dr. Thomas Masaryk im Jahre 1886 arrangierte, die jedoch mit der Wissenschaft absolut nichts zu schaffen hatten, wird in der Tafel II ein Faksimile der 8. (letzten) Seite geboten.

Überdies wird anschliessend eine kleine Probe der Schrift aus Ulfilas Bibel zum Vergleiche der auffallenden Ähnlichkeit beigefügt, was annehmen lässt, dass in der Zeit der Verfassung beider Handschriften keine grosse Spannung sein könne. —

ΪΠSΛIЄISNIBΛΠ₽ΤΛΨΥΛhΛNShΛN
SΠNSNIMΛTϚΛNS·hΛBΛNSΛNS
ΛNΛ₽ΙΛhΨIZЄSINISTΛNϵ·ϵΛh

Die Palimpsest-Photographie würde höchstwahrscheinlich alle diese Rätsel klären, doch ist damit bei der heutigen tiefbedauerlichen Verquickung der Wissenschaft in Böhmen durch die Politik, wie die Tatsachen schon bewiesen haben, nicht zu rechnen, es wäre denn, dass die infolge der Suspendierung der Landesautonomie eingesetzte Verwaltungskommission, dieser frivolen Verhetzung und unverdienten Verhöhnung der böhmischen Nation, die hiefür die kräftigsten Verbal-

kam ein Slovene, Major M. Žunkovič, gelegentlich von Forschungsarbeiten im Landesmuseum darauf, dass diese Handschrift keine Fälschung sei, sondern dass der Text, der den heutigen Slovenen noch nahezu vollkommen verständlich ist, unrichtig kommentiert werde, sowie dass unterhalb noch eine ältere Schrift sei, die mit unbewaffnetem Auge erkennbar ist, von der aber nur eine Stelle im Wege der modernsten photographischen Reproduktion näher lesbar erscheint. Diese Stelle wurde vom Professor Dolanský als ein Kryptogramm Hankas, lautend »V. Hanka fecit« gelesen; Universitätsprofessor Dr. Ernst Kraus (Prag) las sie als »lump« (!?; soll angeblich gar nicht als banaler Witz aufzufassen sein!) und Žunkovič als »u niei ste«. — Letzterer hat in seinem Werke: »Die Handschriften von Grünberg und Königinhof, dann das Vyšehrad-Lied« (»Die irrtümlich als moderne Fälschungen geltenden ältesten böhmischen Dichtungen«. Kremsier 1912) nach allen Seiten hin die Echtheit nachgewiesen sowie auch eine sprachlich richtige deutsche Übersetzung geboten, die nun die bestehenden Differenzen darüber in der Gelehrtenwelt zum Schweigen gebracht hat. —

injurien ruhig hinnehmen musste, ein rasches Ende machen würde. Die rechtliche Handhabe ist hiezu zweifellos vorhanden, da das Landesmuseum vom Staate 35.000, vom Lande sogar 107.000 K jährlich aus Steuergeldern Subvention erhält, und sind die Handschriften auch durchaus kein privates sondern ein öffentliches Gut.

Man sagt auch, dass man diese Handschrift des möglichen Verlustes wegen nicht der Post anvertrauen könne. Sonderbar: täglich werden viele Millionen von Wert der Post anvertraut! Übrigens ist die Grünberger Handschrift doch ein „Falsifikat", also wertlos, oder höchstens ein Objekt für ein Polizeimuseum; überdies wird sie seit Jahrzehnten auch in Prag in keinem diebs- oder feuersicheren Schrank, sondern in der untersten Schublade eines primitiven Holzkastens (!) verwahrt; es steht daher diese plötzliche Fürsorge in keiner Relation zu ihrer dermaligen höchst unsicheren Aufbewahrungsmethode. — Ist jedoch dies das einzige Hindernis, so werden sich gewiss auch vertrauenswürdige Männer finden, welche auf eigene Kosten damit nach Beuron fahren, und umgekehrt, kann der betreffende Apparat von dort auch nach Prag gebracht werden. Man versuche es nur, es wird schon gehen! —

Der Text der Handschrift, wie er sich auf der Tafel II bietet, lautet in getreuer Überschreibung: *„zapodobno prevencu dedinu dati pravda. — Vsta lubusa s otna zlata stola, vece kmete lesi i vladiki: slišeste zde poganenie moje; sudíe sami po zakonu pravdu, u nebudu vam suditi svadi; volte muža mezi sobu rovna, Ki bi vladl vam po žele, su divčie ruka na vi k vlade slaba. — Vsta ratibor od gor krekonoši, je se tako slovo govoriti: nechvalno nam v nemceh iskati pravdu, u nas pravda po zakonu svatu, juže prinesehu otci naši v sež . . ."* —

Ein vergessenes dalmatinisches Arzneimittel gegen das Hundswutgift.

Die heutige ärztliche Wissenschaft spricht es unverhohlen aus, dass alle die Geheimmittel als Massnahmen gegen das Hundswutgift, wie Abführ-, Brech- oder schweisstreibende Mittel wert- oder in ihrer Wirkung aussichtslos seien. — Nun dem scheint aber folgende Tatsache entgegenzustehen. Der kroatische Lehrer Josef Lalić im Städtchen Vrbovsko (Insel Lesina) war um das Jahr 1840 weit und breit bekannt, dass er eine Arznei zu bereiten wisse, die gegen die nachteiligen Folgen des Bisses eines tollwütigen Hundes sicher schütze. Er wendete hiezu einen Absud der in Dalmatien wachsenden Enzianart, *Gentiana cruciata* (kroat. „gorčica", slov. „gorečica", böhm. „hořec", poln. „gorycz", russ. „gorčanka") an. Der Erkrankte musste von die-

ser Flüssigkeit nehmen, worauf er zuerst in starken Schweiss geriet und dann in längeren Schlaf verfiel; nach dem Erwachen war die Gefahr beseitigt.

Lalić wurde zu diesem Zwecke wiederholt ins Ausland berufen, und erhielt für die Veröffentlichung des Heilmittels nach der Feststellung, dass seine Kur überall mit positivem Erfolge endete, von der österreichischen Regierung 10.000 fl. als Belohnung und eine Lebensrente von 800 fl.

Es ist kein Zweifel, dass dieses Heilmittel geheim bei den Bewohnern des dalmatinischen Küstengebietes längst bekannt war; verwunderlich ist es aber, dass es später wieder in Vergessenheit geriet, denn es ist sicher, dass da viele seriöse Beweise vorgelegen sein müssen, ehe man das Geheimnis um eine verhältnismässig so hohe Summe erkaufte.

Ein ganz ähnliches Schicksal hatte bei den Dalmatinern das Heilmittel gegen den Bandwurm. Dasselbe, aus einem Dekokte der Granatapfelrinde bestehend, kannten die Bewohner seit unkontrollierbaren Zeiten und wendeten es mit vollem Erfolge an. Doch erst ein österreichischer Mediziner, der in Dalmatien im Heeresdienste stand, kam hinter das offene Geheimnis, und führte dieses Volksmittel, da es tatsächlich die wesentlichsten Bestandteile aller der zahlreichen pharmakopöischen wie Geheimmittel vereinigt enthält, zur Abtreibung des Bandwurmes allgemein in die moderne Medizin ein.

Es müsste sich daher der Mühe lohnen, wenn man einerseits die bekannten Volksarzneimittel, wie sie in alten slavischen Kräuterbüchern noch enthalten sind, andererseits aber auch die geheime, nur traditionell sich fortpflanzende Volks-Pharmakologie, nochmals in bezug auf ihren wahren Effekt nachprüfen würde, wobei noch manches wertvolle Mittel zum Wohle der leidenden Menschheit seine Rehabilitation erfahren dürfte. Die moderne medizinische Wissenschaft setzt sich zwar gerne souverän über solche Zumutungen hinweg, aber die Umstände, dass der Naturmensch selbst am misstrauischesten gegen Heilmittel ist, die er empirisch nicht als wirksam kennt, dann dass die Natur selbst gegen die eigenen Krankheitserscheinungen Gegenmittel bergen muss und tatsächlich birgt, rechtfertigt diese Anregung, ohne dass man deshalb oder hiemit noch für die alte „Bader"-Kunst eine Lanze brechen will. Dr. R. B.

Die Marderfell-Abgaben.

Fr. Sasinek (Eggenberg b. Graz) teilt in Ergänzung zum Artikel „Jus primae noctis bei den Slaven" (Seite 57) mit, wonach die Abgabe

von Marderfellen in Kroatien und Slavonien seinerzeit tatsächlich eingeführt war; allerdings hatte diese Steuer mit „Jus primae noctis" absolut nichts zu tun. Eine Stelle in den *„Statuta Capit. Zagrabiensis"* sagt: *„Coloni vocantur marturiarii ex eo, quia olim tales singuli obtigabantur pellem marturinae annuatim"* (d. h. jene Bauern nannte man die Marderpflichtigen, deren einzelne verpflichtet waren jährlich Marderfelle als Abgabe zu leisten.)

Es ist ja natürlich, dass sich der Gutsherr so einrichtete, dass alle seine Jahresbedürfnisse durch die Abgabepflichtigen gedeckt wurden, die wohl auch derart zugewiesen waren, wie es die örtlichen und gewerblichen Verhältnisse praktisch erscheinen liessen. Der Gutsherr bedurfte selbstredend jährlich auch einiges Pelzwerk, doch sieht man daraus, dass die vorgeschriebene Abgabe nur für Einzelne galt.

Wie weitgehend solche „Vorsorgen" mitunter waren, ersieht man aus den alten, böhmisch geschriebenen Urbarien der Herrschaft Křivoklat (Pürglitz, Böhmen). Da hatte ein Haus, — vermutlich das eines Vogelstellers von Beruf —, sogar die sonderbare Pflicht, Nachtigallen unter das Fenster der Gutsherrin zuzutreiben, so oft diese im Wochenbette lag; die bezügliche Stelle lautet: *„když královna v šestinedělích s mladym leží, pod vokna má slaviky honiti k zpívání."* —

Vandalische Vernichtung von Pergamentschriften.

Es kommen gelegentlich neue Daten an den Tag, auf welche vandalische, ja, oft boshafte Art unzählige alte Pergamente mit wertvollen kulturgeschichtlichen und literarischen Texten in den letzten Jahrhunderten vernichtet wurden und für immer verloren gingen; bei 99% solcher haben sich aber überhaupt keine Daten darüber erhalten. Selbst Palacký erwähnt dessen, wie noch zu seiner Zeit (1798—1876) alte Handschriften, namentlich solche slavischen Inhaltes, teils aus Mutwillen, teils aus nationalem Antagonismus für immer beseitigt wurden.

Doch weit mehr als aus politischen Gründen ging von derlei Handschriften aus reiner Unwissenheit zugrunde, wobei, so paradox es auch klingt, die sogenannte Intelligenz selbst die Hauptrolle spielte, und seien hievon nachstehend nur einige Fälle angeführt. —

Um das Jahr 1850 bemerkte das französische Kriegsministerium, dass im Arsenale zu Paris seit langem die Hülsen für die Artilleriegeschosse aus beschriebenen Pergamenten unter Leitung von technischen Offizieren erzeugt werden. Dem Verbote der Weitererzeugung folgte die Untersuchung dieser Pergamente durch Gelehrte, wobei es

es sich herausstellte, dass darunter bisher ganz unbekannte sehr wertvolle Schriften seien. Durch Demontierung gelang es noch an 300 Urkunden aus der Zeit des XIV. und XV. Jahrhundertes zu retten; welche Mengen aber schon im Laufe der früheren Jahre auf diese Art verloren gingen, darüber fehlt natürlich jeder Anhaltspunkt. — In Böhmen und Mähren, wo sich im Vergleiche zum slavischen Süden, bekanntlich besonders viel Pergamenthandschriften erhalten haben, wurde das meiste vandalisch vernichtet, denn ganz abgesehen von den Verwüstungen der Archive in Klöstern, Burgen und Städten durch die Hussiten und Schweden, dann die gelegentlichen „feierlichen" Verbrennungen nebst den normalen Elementarbränden, erzählt z. B. der gelehrte Jesuite Balbin (1620—1688) auch noch folgendes Erlebnis. Er erfuhr, dass sich auf dem Dachboden eines reichen Herrschaftsbesitzers viele Handschriften befinden und bat nun diesen persönlich, ihm einige, die er als besonders wertvoll fand, zu überlassen. Dieser, den gebildeten Kreisen angehörende Aristokrat, sagte ihm darauf ungefähr folgendes: „Wenn Sie dies überhaupt interessiert, so können Sie es ohneweiters haben. Schade, dass Sie nicht vor etwa 30 Jahren gekommen sind; damals lagen noch Schriften da wie die Garben in der Scheune; Sie konnten ganze Wagen wegführen. Seither verbrauchten wir täglich etwas davon in der Wirtschaft. Im Vorjahre konstruierten wir einen grossen Drachen; hiezu verbrauchten wir allein an dreissig Faszikel von diesen Hadern. Und was hätten wir schliesslich damit machen sollen, nachdem das Geschriebene niemand mehr lesen konnte!"*) — Was den erwähnten täglichen Verbrauch in der Wirtschaft betrifft, weiss man allgemein, dass solche Pergamente besonders den Hausfrauen willkommen waren; sie unterlegten damit das Brot im Backofen, damit sich keine Asche einbacke. — Das berühmte Archiv der Burg Pernstein wurde sogar zu Beginn des XIX. Jahrhundertes, also nicht etwa im „finstern" Mittelalter, von den eigenen Beamten zu Feuerwerkskörpern verbraucht. — Dobrovský (1753—1829) war Augenzeuge, wie bei den Exzessen gegen die Juden in Prag aus einer Schule ein wertvolles, in schöner hebräischer Schrift verfasstes Altes Testament mutwillig auf die Strasse geworfen wurde; einige Tage darauf konnte man in den Strassen einen Vagabunden sehen, der eine aus diesen Pergamenten erzeugte Hose trug. —

Ein Todesurteil wurde auch schon um das Jahr 1835 der Grünberger Handschrift zugedacht. Die damaligen „Gelehrten" wussten sich mit dieser Handschrift keinen Rat, denn an eine so alte slavische

*) Wahrscheinlich waren in der Hauptsache slavische Schriften darunter, denn zum Lesen lateinischer Manuskripte gab es damals mehr und tiefer gebildetere Vertreter wie heute.

Kultur glaubte damals noch niemand; nebstbei verstand man einzelne Stellen überhaupt nicht. Man entschloss sich daher, um dieses Streitobjekt aus der Welt zu schaffen, zu der radikalsten Lösung: die Handschrift zu verbrennen! — Der Einfluss Palackýs rettete wohl die Handschrift, doch wird sie wie ein Aschenbrödel noch heute versteckt gehalten, statt sie als das wertvollste Literaturdenkmal aller Slaven öffentlich auszustellen. Es muss also da erst die Zeit abgewartet werden, bis die geistige Führung im Böhmischen Landesmuseum wieder in die Hände von wissenschaftlich seriösen Männern kommt, oder bis dies die böhmische Nation oder alle Slaven zusammen selbst gebieterisch fordern. —

Im Jahre 1858 wurde in Wien ein kleines Handschriftfragment gefunden und der Akademie der Wissenschaften daselbst vorgelegt. Diese stellte fest, dass der Text ein gefälschtes (?) althochdeutsches Schlummerlied enthalte. Im „Athenäum" (1886) wurde die Handschrift auch vom Prager Universitätsprofessor Dr. Ernst Kraus, der hiemit einen neuen Beleg bringen wollte, dass man nicht nur böhmische sondern auch deutsche Handschriften fälschte, besprochen und als unterschoben erklärt. Eine Nachprüfung dieses Urteiles ist aber nicht möglich, denn der Text ist nach allem gar nicht deutsch sondern slavisch, da bisher nicht zu erfragen war, wo sich jene Handschrit heute befindet, denn Dr. Kraus musste sie auf jeden Fall noch in Wien studiert und in der Hand gehabt haben, da er doch nicht, ohne dieselbe genau zu kennen, sein vernichtendes Urteil abgegeben haben konnte. — Es scheint also, dass der Fortschritt der Wissenschaft auch noch heute nicht über jene Situation ganz hinaus ist, die wir im Titel als „vandalisch" bezeichneten, nur verleiht der moderne Beisatz „Fälschung" der Sache den Nimbus der moralischen Berechtigung. —

Noch sonderbarer ist es, dass alle Schriften, die irgendwo in der Erde vergraben oder verschüttet gefunden werden, immer gleich spurlos verschwinden. So wurde z. B. im Vorjahre eine Menge von Schriftrollen in einem verschütteten Hause in Unteritalien gefunden. Als sich betreffs des Textes verschiedene Gerüchte bildeten, beschlagnahmte die Regierung den Fund, und seither trat volles Stillschweigen darüber ein. — Überdies mag noch vieles unbeachtet und unverstanden in Archiven, Bibliotheken und Museen liegen; an den Neustrelitzer Funden zeigten wir bereits, wie so äusserst wichtige Funde gleich über 140 Jahre unbeachtet bleiben können, wenn Unwissenheit, Gehässigkeit oder Apathie daselbst regieren. Vielleicht rütteln wir hiemit wenigstens die solideren Gelehrtenkreise auf, sich solche Objekte doch noch einmal näher zu besehen. M. Ž.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 12. — M. de Ch. (Paris) fragt an, wie man sich dies erklären soll, dass im Artikel „Die Geschichte von Igors Kriegszuge" (Seite 123) auch die „Venetier" („Venedici") angeführt werden, trotzdem dies weder geschichtlich noch geographisch glaubwürdig erscheint.

Antwort. Dieser Zweifel ist berechtigt und hätte der Verfasser dort als Anmerkung beifügen sollen: „Die nordöstlichen Karpathen hiessen im Altertume „Venedische Berge"; es handelt sich daher hier nicht etwa um die Bewohner von Venedig oder Venetien (in Italien), sondern um die Slovaken bezw. Russinen, die jene Grenzgebiete bewohnen." — Claudius Ptolemäus (lebte im II. Jahrhunderte n. Chr.) erwähnt in dieser Gegend die „Venediká óre". Es war lange darüber ein Zweifel, welches Gebirge dies sein soll, denn im Raume von den Karpathen bis zur „Venetischen Bucht" (Ostsee) gibt es kein Gebirge. Prof. Niederle bringt unseres Wissens als der erste in seinem grossen Werke *„Slovanské starožitnosti"* (I. Teil, 1. Heft S. 184) Klarheit in die Lage dieses Gebirges. — Auch ein sonstiger, wenn auch inferiorer Umstand bestätigt diese Annahme. In Deutschland, namentlich im Altenburgischen, nennt man die Drahtbinder oder Mäusefallenhändler nicht etwa Slovaken, wie sonst allgemein, sondern „Venediger"; und diejenigen, die glauben, es seien dies Italiener, beachten oder kennen eben nicht die Trachtenunterschiede und unterscheiden nicht die Sprache. — Es würde sich daher empfehlen, jene Aufklärung auf Seite 123 des „Staroslovan" als Anmerkung 39a) zuzufügen. — Diese Entdeckung ist aber auch sehr bedeutungsvoll für die Echtheit jener Handschrift, denn da ist wieder ein Beweis erbracht, dass der Verfasser mit den „Venedikern" nicht phantasiert hat, sondern dass umgekehrt die Kenntnisse der Feinde des „Igor-Liedes" für die richtige Auslegung so vieler Stellen eben nicht ausreichten.

Frage 13. — „Teutsch" und „Altslavisch". — E. J. (Posen) wünscht eine nähere Aufklärung über den Satz: „Die Ursprungsforschung nach allem, was heute als „teutsch" gilt, dürfte daher auf altslavischer Sprachbasis zu einem überzeugenden Resultate führen." (Seite 98, A.)

Antwort. — Die neueste Forschung führt zu folgender Erkenntnis: Es gibt nur eine — vorläufig — europäische Ur- oder Grundsprache. Alle heutigen europäischen Sprachen entwickelten sich

aus dieser. Je später sie abschwenkten, desto weniger ähneln sie aber der Ursprache, weil sich diese selbst mit der Zeit im praktischen Gebrauche änderte. Jener Ursprache am ähnlichsten ist aber heute nur noch die slavische, und darunter wieder die slovenische, weil sie die Urformen wie die Urbedeutungen der Grundbegriffe am originellsten erhalten hat. In diesem Sinne ist also „altslavisch" und „ursprachlich" bis zu jener Grenze, an welche wir die Ursprache noch verfolgen können, identisch. Trotzdem können wir von „ursprachlich" da noch nicht sprechen, weil die Ursprache in jenem Momente, als sie noch die Kriterien des „Altslavischen" aufweist, auch nicht mehr die Urformen gehabt haben dürfte. Wenn wir aber trotzdem den Begriff „altslavisch" für die älteste Form der historischen Allgemeinsprache gebrauchen, so ist dies durchaus als keine Konzession an die Slaven im modernen Sinne anzusehen, sondern als der relativ prägnanteste Terminus. Macht aber dieser Terminus jemanden nervös, so möge er sich gleich des Begriffes „ursprachlich" bedienen, da er hiemit auch schon über die beiläufige Konsistenz jener Ursprache orientiert ist, aber wissenschaftlich kann die Tautologie aus den oben erwähnten Gründen eben heute noch nicht ausgesprochen werden, da auch die erziehlichen Bedingungen für dieses Verständnis noch mangeln. — Zum demonstrativen Beweise diene nur folgendes. Auf der nordfriesischen Insel Sylt wohnten angeblich immer nordische und deutsche Völker. Nun erzählt aber die Sprache der Sagen, Mythen und Ortsnamen daselbst das reine Gegenteil. Ein gewaltiger Meeresriese, der als Gottheit und namentlich als Rächer alles Unrechtes in hohem Ansehen stand, hiess „Boh" (slav. = Gott). „Weda" hiess der oberste Kriegsgott; er brachte den Kämpfern nicht nur das Glück in der Schlacht, sondern verlieh ihren Fahrten auch einen günstigen Wind. Dass das Wort „veda" und „voda" in der Etymologie identisch sind („vesti" und „voditi" führen) und Führer bedeuten, weiss jeder Slave; überdies nannte man den ältesten Herrscher Dänemarks „Voda, Vodan". — Ein Wiesenteil heisst dort „laagh", im Slavischen „loka, louka". Floh der Totschläger nach der Tat, so rief man am Grabe des Erschlagenen dreimal laut „wraek", um ihn der Rache Gottes zu überantworten; und „vrah, vrag" heisst doch im Slavischen: Mörder, Bösewicht. Im Gotischen und Altsächsischen hiess es auch „vracja" und „vrage"; das anglosächsische „vragk" oder „vrage" wollte man auch schon aus dem neuhochdeutschen „Rache" deduzieren. Bei den Nordfriesen hiess ein solches Malefizgericht: Wrage-Gericht. — Dasselbe gilt für die topischen Namen. Ein verschwundener Wachtturm bei Keitum hiess

„Tipka", d. i. „divka" Ausblick; ein Wachthaus des Namens „Wardyn, Wardum" ist voralters vom Dünensande vernichtet worden; und das slavische „varda, varta" bezeichnet doch ein Wachthaus, einen Wachtposten. Die künstlich aufgeworfenen Hügel, die man als Schutz- oder Verteidigungspunkte errichtete, heissen noch heute „Bojken"- („boj" Kampf) oder „Tinghügel" („tin" Umzäumung, Umfassung) usw. — Der Beweis, dass ein Wort oder ein Name einer bestimmten Sprache angehört, muss aber in jenem Momente als erbracht angesehen werden, als die Etymologie auch der Eigenschaft des damit belegten Gegenstandes entspricht.

Frage 14. — Einheitliches slavisches Alphabet. — Mehrfach wurde angeregt, es möge der „Staroslovan" auf die Einführung eines gemeinsamen Alphabetes für alle Slaven arbeiten.

Antwort. — Das Streben nach einem gemeinsamen Alphabete aller Slaven ist schon etwa 150 Jahre alt, führte aber bisher zu keinem Erfolge. Der erste, der hiezu die Anregung gab, war unseres Wissens der als bedeutendster Slavist des XVIII. Jahrhundertes geltende Slovene Ivan Popovič (1705—1774). Mit der gleichen Idee beschäftigten sich weiter auch die Böhmen Pölzl und Dobrovský, dann der Slovene Kopitar. Um das Jahr 1844 arbeiteten im gleichen Sinne auch Jordans „Slavische Jahrbücher" (Leipzig).

Erwähnenswert ist folgende Stelle in einem Briefe Dobrovskýs an Kopitar (März 1810): „Es beginne also eine neue slavische Akademie, wie Sie es wünschen. Es versammeln sich in Wien, mit oder ohne Präsidenten, die slavischen Männer und heben ihr Werk gleich damit an, dass sie ein ABC aufstellen. Herr Kopitar besteige die Tribüne und rede von der Notwendigkeit einer gleichförmigen Schreibart. Er schlage die lateinischen Lettern vor. Berühre zugleich, wie der Sache schon Popovič habe abhelfen wollen. Die Russen und Serben eifern für die Beibehaltung der cyrillischen Lettern; die Glagoliten lassen sich eher bereden ihr Alphabet aufzugeben. Endlich werden doch die Cyrillianer überstimmt und die lateinischen Schriftzüge beliebt usw." — Es sei hier nur noch das Ende dieser Akademie angeführt, das bei dem gegenseitigen Mangel an Einsicht und Solidarität, dann dem Misstrauen und der Besorgnis durch die gegenseitige Annäherung an der eigenen Individualität einzubüssen, nur negativ sein konnte. Dobrovský schreibt im gleichen Briefe darüber: „Die erste Sitzung hat ein Ende und es wird nichts ausgemacht, als dieses: man soll mit lateinischen Lettern schreiben, indes aber behelfe man sich wie man kann. — Zweite Sitzung: Bilz' Projekt wird

vorgelegt. Man lacht, einige zürnen und lassen es gar nicht zu Protokoll bringen. Nach einigen Sitzungen, worin man immer noch nicht einig wird über die nötigen Zeichen zum Schreiben, bleiben mehrere Mitglieder aus und die Akademie wird aufgelöst, d. h. sie hört von selbst auf." —

Das Streben nach einer einheitlichen Schrift oder doch nach einem gemeinsamen Alphabete für alle Slaven ist daher seit langem ein latentes, und wäre gewiss bei einigem Entgegenkommen und ohne tiefer fühlbare Verkehrs- oder Unterrichtsstörung leicht in offene Tat umzusetzen, denn es ist doch ein bedenkliches Versäumnis, dass wir heute gegenseitig ohne Vorstudien unsere Schriften nicht einmal lesen können. Welchen Zweck hat die komplizierte Schreibweise des Polen, der doch alle seine Begriffe genau und gerade so einfach darstellen könnte, wie etwa der Slovene, der unter allen Slaven die einfachste Schreibweise besitzt? Weshalb schreibt der Pole ein „ó", das er als „u" ausspricht? Schreibe er da gleich ein „u"! — Die Böhmen haben sich in jüngerer Zeit eine Menge Dehnungszeichen zurechtgelegt; doch auch die anderen Slaven sprechen die Vokale hart oder weich, kurz oder lang aus, bedürfen aber keiner solchen Zeichen, denn jeder fühlt in seiner Muttersprache die Modulation ohnehin automatisch richtig heraus, ein Fremder eignet sich hingegen trotz aller diakritischen Zeichen hiezu selten das richtige Gehör an. — Der Leidende dabei ist aber der Schüler, denn wie viel unnötige Zeit vertrödelt z. B. der russische, polnische oder böhmische Studierende, ehe er über die richtige Schriftkenntnis hinauskommt!

Hoffentlich erreicht das Bewusstsein, dass sich die Slaven untereinander weit besser verstehen würden, wenn Alphabet und Schrift überall dieselben wären und derartige Bretterwände die gegenseitige Annäherung nicht so erschweren würden, in absehbarer Zeit seine Edelreife, doch müsste an der Erziehung dieses Notwendigkeitsverständnisses alle Intelligenz kräftigst mitarbeiten, nicht aber im Gegenteile stets kleinlichen Sonderinteressen selbst unterliegen. J. T.

Frage 15. — Arda — Varda. — A. S. (Breslau) fragt, wie man die Behauptung, dass „Arda" aus „Varda" (Seite 89) hervorgegangen sei, begründen könne.

Antwort. — Aus Analogien. Die am Vardar-Flusse (Macedonien) Wohnenden hiessen z. B. bei Livius noch „Vardaei". Strabo hingegen nennt sie schon, da das Griechische kein „v" hat, als Ardaeer; ihm folgt der Lateiner Appianus (Mitte des II. Jarhundertes n. Chr.), der sie demnach auch schon nur mehr „Ardaei" nennt. — Es ist dies ein deutlicher Fingerzeig, dass der heutige slavische Name

„Vardar" auch schon bei den illyrischen Slaven der vorrömischen Zeit so lautete, und nur bei der Übernahme in andere Sprachen verstümmelt wurde. Bekanntermassen wurde das anlautende „v" auch sonst vielfach zu „u", oder schliff sich überhaupt im Gebrauche ganz ab.

Frage 16. — Der Jubelpriester Ivan Žan (Laibach), der im Jahre 1851 die Vorlesungen Jan Kollárs auf der Universität Wien besuchte, sandte uns seine Notizen aus jener Zeit zu. Darunter befindet sich auch die Erklärung des Begriffes „misišla". Dieses Wort steht nämlich auf einer Statuette der wendisch-heidnischen Devotionalien, die aber im Werke „Slavische Runendenkmäler" deshalb nicht aufgenommen wurde, weil dem Verfasser die Inschrift sprachlich nicht verständlich war. „Misišla" soll aber (nach Kollár) eine altslavische Bezeichnung für den Dudelsackpfeifer sein; das Grundwort ist „meh, měh, miech" windische Pfeife, Dudelsack, Bockpfeife. — Jene Bronzefigur ist tatsächlich in wendischer Kleidung (kurzer Rock, Ärmelaufschlag, pelzverbrämte Mütze) dargestellt, die eine Sackpfeife bläst. — Ist der Begriff „misišla, misišlja", oder doch in ähnlicher Form, noch irgendwo im Gebrauche, kommt er wo in der slavischen Literatur vor oder ist er etwa nur als eine auf die Bronzefigur von Kollár selbst festgelegte sprachliche Erklärung anzusehen? —

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Mann F. E., Das Roland-Lied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Roland-Säulen. — Leipzig 1912. — Verlag Dieterich. (8°, 173 S.) — Preis 4 M 50 Pf. (5 K 40 h).

Eine allgemeine Besprechung dieser interessanten neuerschlossenen altslavischen Geschichtsquelle erfolgte bereits auf Seite 164—168.

Rziha C. B., Sozidanie Skadra. Srbskaja bilina. („Die Erbauung Skutaris". — Eine serbische Sage.) — Nižnij-Novgorod 1913. — 15 S. — Bibliothek „Slavjanskoe čtenie". — Preis 25 h (10 kop.).

Ein in der Idee und Wahl allgemein zu begrüssender Anfang, die Kenntnisse schöner altslavischer Volksdichtungen den Russen einzeln und billig zugänglich zu machen. — J. H.

Doll Joh. Dr., Seeon, ein bayerisches Inselkloster. — München 1912. — Verlag Herder. — Preis 2 K 40 h.

Unsere Leser dürfte in dieser Monographie besonders die Erwähnung interessieren, dass der Einfluss Böhmens im späteren Mittelalter auf die Literatur des Klosters eine auffallende Erscheinung bildete, die wohl auf die im Jahre 1348 gegründete Universität Prag zurückzuführen ist. Schon im XIV. Jahrhunderte wird der Mönch Friedrich Holzner aus Prag († 1393) als *„scriptor optimus"* gerühmt; desgleichen ist ein Algorithmus, ein Lehrbuch der Rechenkunst, aus derselben Zeit zum grössten Teile böhmischen Ursprungs, wie auch das Buch des Neumarkter Malers Hans „Beemsch" in dessen Muttersprache verfasst. Bei der Visitation vom Jahre 1600 wird ein Andreas Lohner als *„artium magister Bohemus"* erwähnt. Dr. E. W.

Witte E. de. Djejstvitelnost. („Die Wirklichkeit".) Teil XV. — Selbstverlag. Podborki (Kazan-Gouvernement) 1913. — (8°, 152 S.) —

Die auf slavisch-kulturgeschichtlichem Gebiete rühmlichst bekannte Schriftstellerin de Witte behandelt in diesem Hefte die nationalen Hegemonie-Kämpfe der Deutschen und Böhmen, nachdem sie früher auch schon alle sonstigen Gebiete der Slaven Österreich-Ungarns bereist, die Verhältnisse an Ort und Stelle unvoreingenommen angesehen und dann ihre Eindrücke niedergeschrieben hat. — Diese umfassenden ethnographischen Aufklärungen sollen vor allem die Russen über die wirklichen Verhältnisse der österr.-ungarischen Slaven näher orientieren. J. H.

Videnský Franz B., Svatý Hostýn, ve svém původu a svých osudech. („Der hl. Hostein, dessen Gründung und Schicksale".) — Prag 1913, 8°. 160 S. — Verlag der „Nachfolge des heil. Johannes Nep."

Der Verfasser trug hier mühevoll und sachlich erschöpfend alles zusammen, was seit den ältesten Zeiten über diese denkwürdige Lokalität bekannt ist, und schuf so einen mustergültigen Weiser für jede Kategorie der Besucher des Hostýn.

Von unserem rein wissenschaftlichen Standpunkte würden wir jedoch wünschen, wenn bei einer Neuauflage die militärgeschichtliche Würdigung des Hostýn noch eine Weiterung erfahren würde, denn der reale Ursprung dieses nun so berühmt gewordenen Wallfahrtsortes ist derselbe wie überall: der Hostýn war eine durch die Natur wie Kunst gut vorbereitete Zufluchtsstätte der Bewohner der nordöstlichen Hana bei feindlicher Gefahr schon in der prähistorischen Zeit. Nachdem bei solchen Anlässen viele Bewohner im Kampfe fielen und an Ort und Stelle begraben wurden, feierte man das Andenken derselben an gewissen Jahres- und Gedächtnistagen durch Besuch dieser Stätten, was sich sodann weitervererbte und schliesslich allgemein wurde. Es war also eine Art Gräberbesuch, wie er jetzt am 1. November im kleinen stattfindet, im grossen Stile, weil es sich da um verdiente Personen handelte, die im Kampfe für die Freiheit, das Vaterland, die Religion u. dgl. daselbst als Opfer fielen. — Es kann hier auch nicht unerwähnt gelassen werden, dass alle bedeutenden Wallfahrtsorte Europas toponomische oder historische Reminiszenzen slavischer Provenienz aufweisen, also samt und sonders einer Zeit entstammen, als noch die Slaven das Hauptkontingent der Bewohner in Europa bildeten. — So hielten sich z. B. die Slovenen im XV. Jahrh. in Aachen noch einen ständigen slovenischen Prediger und unternahmen jährlich dahin Wallfahrten, weil dieser Ort jedenfalls durch ununterbrochene Traditionen seit der Zeit, als sie noch dort wohnten, einen besonderen Pietätscharakter behielt.

Ein wertvolles Bild des Werkes ist jenes auf Seite 33, das wir hier auch wiedergeben. Dasselbe ist mit der Jahreszahl 1723 signiert, was jedoch eine Berichtigung erfordert, denn dieses Datum kann jenes der Kopie sein, niemals aber das des Originales. Im Vordergrunde sieht man nämlich noch die Burg „Chum" (heute „Chlum"). Diese wurde jedoch bereits um das Jahr 1425 von den Hussiten zerstört und ist auch später nicht mehr aufgebaut worden. Das Originalbild muss also schon vor der Zerstörung dieser Burg entstanden sein, denn im Jahre 1723 hätte kaum jemand eine Burg auf das Bild aufgenommen, deren Äusseres schon seit 300 Jahren aus dem Volksgedächtnisse entschwunden ist, oder hätte sie im Geiste derart richtig rekonstruiert, wie dies die heutigen Umwallungsreste noch rechtfertigen.

Für das höhere Alter des Bildes spricht auch die Örtlichkeit des Tatarenlagers. Die Volkstradition verlegt dasselbe überallhin, nur nicht hierher, und doch konnte dasselbe nicht allein der Wasserfrage wegen, sondern vor allem aus taktischen Gründen nur hier gewesen

sein, denn den Hostýn wird niemand von einer anderen Seite angreifen, als von der westlichen (über das Dorf Slavkov), weil diese die schwächste in der Stellung des Verteidigers ist, da sie dem Gegner knapp bis an den Wall tote Räume bietet. Die übrigen drei Seiten sind hingegen auch für einen Teilerfolg eines Angriffes aussichtslos, und paralysierte man die Versuche hier vorzudringen, die lediglich die Absicht haben konnten, den Verteidiger zu zersplittern, durch

das auch in der Königinhofer Handschrift erwähnte Herabkollernlassen der 20 gefällten Bäume. Der Berghang muss demnach damals sehr spärlich bewaldet gewesen sein, was auch das Bild bestätigt, indes spätere Bilder schon ringsherum den Wald andeuten. —

Die vorliegende Illustration muss daher bereits aus den Jahren 1241—1425 stammen, ist daher schon deshalb wertvoll, weil sie das sonst äusserst seltene Bild einer slavischen Burg aus dem XIII.—XIV. Jahrhunderte bietet. (Die Richtung der Pfeile zeigt die Burg an.)

M. Ž.

Ergänzungen und Berichtigungen.

I. In der Tafel I. (zur Seite 81) sind die Schriften einiger Münzabbildungen nicht genügend hervorgetreten, da sich die Druckerschwärze mit der Bronzefarbe ungern bindet. Die Figuren 1a), b) und c), dann 3, 5 und 8, welche die Schriftprägungen schwer nachprüfen lassen, werden daher nachstehend noch in schwarzer Manier beigefügt.

Fig. 1a)

Fig. 1b)

Fig. 1c)

Fig. 3

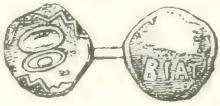


Fig. 5

Fig. 8

II. „kuna" bedeutet in Dalmatien auch Mädchen, namentlich jenes, das sich beim Kolo-Tanze in der Mitte befindet. Jenes Kolo heisst daher auch „kuna"-Kolo. Das auf Seite 61 erwähnte „kunigovanje" ist sonach auch sprachlich nichts weiter, als der Abend vor der Trauung, also Mädchen- oder Jungfrauabend. — Überdies gebrauchte man im Lateinischen auch denselben Begriff als „jus cunni, jus cunnagii, connagium".

III. Im Aufsatze „Die Geschichte von Igors Kriegszuge" handelt es sich doch um den Eigennamen der heutigen Stadt „Bjelgorod" (am Donec) und nicht um einen Gattungsnamen. Es ist daher auf Seite 116, Zeile 14 von unten statt „bjela grada" — „Bjelagrada", *und demnach auf Seite 127, Zeile 18 von unten auch statt* „aus der weissen Burg" — „aus Bjelagrad" *zu lesen.*

Die Handschrift von Grünberg.

(Das älteste bisher bekannte slavische Schriftdenkmal.)

Faksimile der 8. (letzten) Seite in Originalgrösse.

STAROSLOVAN

Heft 4.	Kremsier, am 15. Dezember 1913.	I. Jahrgang.

M. Žunkovič:

Die slavische Sprache vor der Römerzeit.

Je weiter die Klärung fortschreitet, wo die Anfänge der slavischen Sprache zu suchen seien, umso tiefer gelangen wir durch den schwindenden Nebel in die vorgeschichtliche Zeit. Die Annahme der bisherigen Geschichtsschreiber und Sprachforscher, die den Ursitz der Slaven an der Donau, am Dnjepr, in Asien u. dgl. suchen, ist durch die neuere Forschungsmethode und die aufgewühlten Belege bereits gründlich unhaltbar geworden, und spielt die Völkerwanderung als *conditio sine qua non,* wie als Ausgangspunkt oder Relaisstation für diese Festlegung gar keine ernste Rolle mehr.

Hat schon die Erkenntnis, dass die alten topischen Namen nur in der slavischen Sprache eine natürlich-sachliche Erklärung finden, alle jene Hypothesen wie die Frühlingssonne den letzten Winterschnee in Wasser verwandelt, so tritt dies bei der Etymologie und dem Studium des psychomechanischen Wortaufbaues der verschiedenartigsten, namentlich praktisch-konkreten Begriffe noch weit deutlicher und überzeugender hervor. — Nachstehend soll nun an einigen typischen Beispielen dargelegt werden, dass die slavische Sprache lange vor der Römerzeit in Italien schon im Gebrauche gewesen sein muss, denn ohne diese Voraussetzung fehlt jede natürliche Erklärung hiefür, wie die lateinische Sprache zu reinslavischen Begriffen gelangt wäre, oder umgekehrt, wie die Slaven in einem nichtlateinischen Territorium solchen fühlbaren Einfluss auf die lateinische Sprache in Italien hätten üben können. Noch viel weniger fassbar ist es aber, wie die Slaven, falls sie im Laufe des IV.—VI. Jahrhundertes in Europa eingewandert wären, so viel lateinische Begriffe angenommen oder gar auch an jene Slaven, wie z. B. die Sarmaten, Skythen, Russen, Bulgaren vermittelt hätten, die ihre Wohnsitze augenscheinlich nie verliessen. Aus den nachfolgenden Beispielen geht aber klar hervor, dass die wahre Situation eben den bisherigen Annahmen und Vorstellungen diametral entgegensteht.

„Chalybs". — Die Römer, wie auch die Griechen, verstanden unter „chalybs", griechisch „χάλυψ", den Stahl. Nun ist aber aus allem zu entnehmen, dass damit eigentlich nur der slavische Begriff „kalup", der aber lediglich Gussform, Gussmodell, Gusstiegel bedeutet, übernommen wurde.*) Beide Sprachen besassen daher ursprünglich überhaupt keinen spezifischen Ausdruck für den Stahl, sondern behalfen sich damit, nur jenes Eisen so zu benennen, das in Gussformen gehärtet wurde. Nun besitzen aber die Slaven nicht allein den erweiterten Begriff „kalup" noch heute, sondern auch die einfachsten Formen jener Wurzel, wie „kal" (Härtung) und „kaliti" (härten, stählen), welche Begriffe in altslavischen Handschriften, wie z. B. im „Igor"-Epos, in der Königinhofer Handschrift u, a., wiederholt in dieser Bedeutung vorkommen.

Die einfachere Form eines Begriffes ist aber grundsätzlich die ältere, denn erfahrungsgemäss werden die Sprachen in der Fortentwicklung niemals kompendiöser sondern immer breiter.

Bei diesem Worte tritt aber auch eine sehr beachtenswerte Kulturwandlung und Bedeutungsmetamorphose an den Tag. Die Griechen kennen nämlich in der ältesten, literarisch belegten Zeit, also bei Homer, den Begriff „halkós" (χαλκός), dem zweifellos die Wurzel „kal" zugrunde liegt, nur erst für Erz, Bronze, Kupfer, wofür aber der Altslave schon die Ausdrücke „ruda, bron, med" besitzt. In der nachhomerischen Zeit bezeichnete man aber mit „halkós" auch Eisen, namentlich Waffen, die sonach ein gestähltes Eisen voraussetzen. Die Begriffsarmut der Griechen wie Römer, die sonach für: Erz, Kupfer, Bronze, Eisen, Stahl, Kupfergeld nur ein bis zwei Begriffe besassen (lateinisch auch „*aes*"), deutet recht überzeugend dahin, dass sich die ganze metallurgische Technik nicht bei ihnen selbst entwickelt haben konnte; ja, sie merkten gar nicht, wie langsam die Bronzewaffen in jene aus Eisen und Stahl übergingen, nachdem sie den geänderten Verhältnissen ihre Begriffe gar nicht anpassten; der Erzeuger hingegen fühlte sehr gut die Änderung und den Wechsel, daher er auch fallweise neue Benennungen schuf. Die Römer und Griechen fühlten vielleicht auch nicht weiter die Material- und Mischungsänderungen,

*) Miklosich irrte sich bedenklich, als er in seinem »Etym. Wörterbuche« (1886) dieses slavische Wort, als der türkischen Sprache entnommen, erklärte, nachdem es doch schon Vergil, Propertius, Aeschylos, Sophokles u. a. gebrauchen. Miklosich hatte überhaupt die sonderbare Neigung, solche slavische Begriffe, die er auch in einer anderen Sprache antraf, gleich als slavische Fremd- oder Lehnwörter anzusehen und zu erklären.

denn man erzeugte in einer gewissen Zeit, wie aus dem folgenden Funde hervorgeht, auch eine Art Stahlbronze, die sich im Kampfwerte vom Stahle selbst nicht wesentlich abhob.

Eine vermutlich mehrere tausend Jahre alte, im Gräberfelde zu Watsch (Krain) gefundene Schussverletzung zeigt nämlich die einstige geniale Erfindungsgabe in der Konstruktion wirksamer und gefährlicher Waffen. Dort wurde ein Oberschenkelknochen ausgegraben, in welchem auf 2·5 *cm* eine dreikantige, mit grüner Patina bedeckte Bronzepfeilspitze eingekeilt war. Das Projektil, rückwärts mit einer runden Öse, anscheinend zum Hineinstecken des Pfeilschaftes versehen, durchschlug glatt die Knochenrinde und ragt in die Markhöhle hinein. Das glatte, nicht splitternde Durchschneiden des Knochens zeigt einerseits von der grossen Durchschlagskraft und der enormen Anfangsgeschwindigkeit, andererseits aber auch von einer der modernen Präzisionsarbeit ebenbürtigen Ausführung, denn die Spitze ist haarscharf und trotzdem nirgends deformiert oder schartig, weil das Geschoss schon nach Art unserer Stahlbronze gehärtet war.

Es ist auch überflüssig weiter zu erörtern, dass der Reichtum wie die Armut an Fachausdrücken auf einem bestimmten Gebiete immer ein Regulator dafür ist, inwieweit sich die Träger der betreffenden Sprache an der Entwicklung der realen Entstehungsnotwendigkeit von solchen beteiligt haben, und wird diesbezüglich noch an anderer Stelle eingehender gesprochen. (Siehe Artikel: „Einiges über den Bergbau und die Metallbearbeitung der alten Slaven".)

„Poëta." — Es ist sonderbar, dass der Sänger, Dichter, Poet im Lateinischen wohl „poëta" heisst, aber das jene Tätigkeit anzeigende Zeitwort der gleichen Sprachwurzel fehlt der lateinischen Sprache. Es ist aber kein Zweifel, dass derjenige, der zuerst den Sänger „poëta" nannte, diesen Begriff nur auf eine Tätigkeit aufgebaut haben konnte, die „pojem" (= ich singe) oder „pjeti" (= singen) gelautet haben muss, und das ist nur in den slavischen Sprachen der Fall. Das Griechische kennt wohl den Begriff „poiéo" (ποιέω), aber dieser bezeichnet nicht das Singen selbst, sondern nur das Schaffen, Hervorbringen. Auffallend ist es auch, dass im Lateinischen das ausgefallene slavische „j" nicht einmal ganz verschwunden ist, sondern im Aussprache-Trennungszeichen erhalten blieb. Der Römer hörte immer sagen „on pojet" (= er singt, oder: er ist ein Sänger) und übernahm den Begriff unverändert, wie ihn sein Ohr eben vernommen.

„Oct." — Schon die ältesten lateinischen Schriftsteller führen den Begriff „acetum" (= Essig) an; bekanntlich hat Hannibal anläss-

lich seines Überganges über die Alpen schon mittels Feuer und Essig Felsen beseitigt. Nun kennen aber alle Slaven den Begriff „ocet" (altslavisch „oct"; in dieser Form bei den mährischen Wallachen noch heute gebräuchlich) für die Bezeichnung von Essig.

Die Sprachforscher sagen nun bei dieser auffallenden Übereinstimmung kurzweg: diesen lateinischen Begriff haben die Slaven bei den Römern irgendwo gehört und nahmen ihn dann allgemein an. Diese allerdings sehr bequeme Lösung des Rätsels ist aber nicht nur an sich unnatürlich, denn jene, die solches behaupten, glauben doch auch an die Völkerwanderung, sondern auch sprachgeschichtlich wie sprachmorphologisch unhaltbar, denn gerade in diesem Falle ist die slavische Originalität so leicht nachzuweisen, wie vielleicht heute in wenigen anderen mehr.

„Oct" ist, obschon in dieser Form äusserlich als nacktes Wurzelwort erscheinend, dem Slaven noch immer kein auf die einfachste Stammsilbe reduzierter Wurzelbegriff, sondern ist noch aus den zwei Sprachelementen „o" und „ct" (d. i. „cet, cit" Geschmack) zusammengesetzt; seiner letzten, sozusagen sprachchemischen Morphologie nach bedeutet „oct" eine Flüssigkeit, die mit einem Geschmacke durchsetzt ist. Diese bis auf den letzten Laut genau durchgeführte Sprachkonsequenz, die auch figürlich wie onomatopöisch ein bewunderungswürdiges Zeugnis der natürlichen Sprachbildung bietet, ist ein derartig greifbarer Beweis der urslavischen Originalität des Begriffes „oct", dass es wohl überflüssig ist, die schwindsüchtigen Hypothesen, als wäre es umgekehrt aus dem lateinischen „acetum" oder dem gotisch-griechischen „akeit" gebildet, nur mit einem Worte weiter widerlegen zu wollen.

Das Präfix „o" verleiht nämlich, wie auch schon dessen graphische, in sich geschlossene Darstellung andeutet, im Alt- wie Neuslavischen stets einem Zustande den Charakter der Umschliessung oder Durchsetzung. So besagt z. B.: „oceniti" abschätzen, durchprüfen; „oprati" etwas durchreinigen; „osoliti" ein-, durchsalzen usw. — Dasselbe gilt onomatopöisch betreffs der Laute in der Wurzel „ct" (oder „cit, cet"), denn jedermann empfindet das Gefühl, so oft ihm die Zähne durch den Genuss quitschsaurer Flüssigkeiten (Essig, saurer Wein, Holzapfel- oder Holzbirnensaft u. dgl.) förmlich abgestumpft sind, als ob sich dieser Zustand durch die Laute „c–t" am besten ausdrücken liesse; die Wortbildung „oct" ist daher auch sprachlich eine natursuggestive, analog wie sich auch der Essig durch das Sauerwerden des Weines in der Natur selbst bildet.

Schon aus diesen wenigen Beispielen geht klar hervor, dass das Altslavische lange vor dem Lateinischen in Italien gangbar war,

daher letzteres auch aus dem Borne des ersteren schöpfte, denn hätte der Lateiner die Gelegenheit gehabt, das Wort selbst natursprachlich zu bilden, so wäre wohl daraus auch ein „oct" und kein „acetum" geworden!

Hiemit sind wir in der praktischen Beweisführung, dass das Slavische eine uralte europäische Sprache war, mit einem Rucke viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung angelangt, womit jedoch dieses Weitertragen des Lichtes noch keineswegs abgeschlossen ist, nachdem noch genug weit älteres Material der wissenschaftlichen Bearbeitung harrt. Nun ist es aber auch klar, warum die topischen Namen überall dieselbe Form und dieselbe Etymologie aufweisen und warum Natur und Kultur diese Etymologie an Ort und Stelle immer auch bestätigen: weil sie eben alle eines und desselben Ursprunges sind, d. h. weil es einst eine Allgemeinsprache gab, die sich im grossen mit der altslavischen deckte.

Ortsgeschichtliche Etymologie.

Unter diesem Titel sollen nun Ansiedlungen dahin besprochen werden, inwieweit deren Name mit der Sprache sowie der einstigen militärisch-sozialen Organisation in Relationen steht, da es doch naheliegend ist, dass die Genesis eines jeden topischen Namens eine reale, für jedermann überzeugende Begründung haben musste, weil er sonst überhaupt nicht in allgemeinen Kurs getreten wäre; ja, es zeigt sich täglich klarer, dass dieser Name zugleich seiner Bedeutung nach eine Art Orientierungsbehelf in sich barg, wo man bei feindlicher Gefahr mehr oder weniger ausgiebigen Schutz finden konnte, daher eigentlich nicht direkte den Wohnort selbst damit kennzeichnete. Wir werden nun trachten, um dieser Behauptung überzeugenden Nachdruck zu geben, aus den verschiedensten Gegenden solche konkrete und typische Belege herbeizuschaffen. Freilich kann solche in verlässlicher Weise meist nur derjenige bringen, welcher mit der Lokalität in jeder Hinsicht gut vertraut ist, was sich namentlich auf solche Punkte bezieht, die bisher von der Beachtung oder lokalen Aufzeichnung nicht berührt wurden, oder bei denen erst Grabungen den Beweis erbringen müssen, dass der Lokalname tatsächlich etwas bezeichnet, wofür der greifbare Beleg erst aus der Erde zu holen ist, denn ein grosser Teil der Dokumente für die Erkenntnis der slavischen Vergangenheit liegt untrüglich noch in der Erde vergraben.

Wir wollen hiemit, nachdem wir nun schon den Weg hiezu einigermassen vorbereitet finden, das Interesse für die tiefere Beachtung der Ortsnamen wecken und den Ansporn geben, dass man allerorts der Kausalität des gegebenen Ortsnamens nachgehe und für die Etymologie desselben in der Natur die Stütze suche. Soweit bisher bekannt, hatte nämlich jede Ansiedlung einen gewissen Schutzpunkt oder eine vorbestimmte und entsprechend vorbereitete Zufluchtsstätte für den Fall der feindlichen Gefahr, und war diese Stelle auch demnach orientierend benannt; in den allermeisten Fällen identifizierte sich allerdings diese Benennung auch zugleich mit dem Namen der Ansiedlung selbst.

Freilich sind die sichtbaren Belege von Einst, da es oft nur Gräben, Wälle mit Palisaden, Schanzen, Wallburgen u. ä. waren, längst der Bodenausnützung verfallen, daher eingeebnet, ebenso wie auch massive Burgen, die man nach ihrem Zerfalle allgemein als bequeme Steinbrüche benützte, oft völlig spurlos verschwunden sind, aber der Name ist doch weitergeblieben, und das geübte Forscherauge sieht die Bestätigung für die Namensrichtigkeit oft in der Terrainkonfiguration; bisweilen weiss man, dass an der Stelle verschiedene Kulturresiduen gefunden wurden, noch öfters ist es aber eben notwendig, mit dem Spaten selbst in die Erde zu dringen, um den Beweis herbeizuführen, dass an dieser Stätte einst aus natürlichen Selbsterhaltungstrieben Menschengeist und Menschenhand waltete und schuf.

Überzeugende Beiträge dieser Art, wenn möglich mit typischen illustrativen Zeugnissen belegt, werden in unserer Revue, soweit es der Raum für diese eine Forschungsrichtung gestattet, veröffentlicht. Als eine Art Orientierungsbehelf werden nachstehend zwei solche Beispiele mit wechselnder Grundform geboten. Weitere lokalgeschichtliche Begebenheiten bieten aber meistens keine brauchbaren Belege mehr für die Geschichte der Entstehung eines Ortes oder Ortsnamens, denn die Urkundendaten dürfen uns ebensowenig in den alten Glaubensfehler verführen, dass so eine Wallburg oder alte Schanze erst am Vorabende eines dokumentarisch belegten Ereignisses hergestellt worden sei, wie wir auch niemals den Gedanken aufkommen lassen sollen, dass ein Volk gerade damals zu einem solchen wurde, als es das erstemal erwähnt erscheint.

DIE REDAKTION.

I. Landsberg.

(Bezirk Wildenschwert, Böhmen.)

Die zur Nachforschung anregende Lektüre des epochalen Werkes Žunkovič' „Die Slaven ein Urvolk Europas" hat mich bewogen, auf Grund topischer Namen die Umgegend meines Domizils darnach zu studieren und wählte ich zu diesem Zwecke die altersgrauen Fragmente der Burg Landsberg und deren nächste Umgebung.

Die Kampagne begann ich mit dem Studium der Plastik des Geländes und der Eruierung von topischen Namen der Wälder, Lehnen, Berge, Furchen, Dörfer, Quellen u. dgl. daselbst.

Der Name Landsberg (Landesberg, Landesperch, böhm: Lanšperk) kommt in Mitteleuropa oftmals vor. Mir selbst ist es gelungen zehn Landsberge aufzubringen u. zw.: Landsberg bei Wildenschwert in Böhmen, Deutsch- und Windisch-Landsberg in Steiermark, Landsberg an der Warta, Landsberg an der Ruhr, Landsberg in Bayern, Landsberg in Sachsen, Landsberg unweit von Berlin an einem kleinen See, Landsberg zwischen Königsburg und Heilsberg in Preussen und Hohen-Landsberg im Elsass.

Wie zu ersehen, war dieser Name im XIII. und XIV. Jahrhunderte ziemlich populär und bedeutete im Böhmischen soviel wie *„zemský břeh"* (breg, břeh = Grenze), also einen Landes-Grenzberg, beziehungsweise eine Landes-Grenzburg, denn ein *„břeh"* (gegenwärtig im Deutschen Ufer oder Strand bedeutend) bildete in vielen Fällen eine Grenze und zwar im engeren oder weiteren Sinne.*)

Die Burg Landsberg in Böhmen wurde wahrscheinlich zu Ende des XIII. Jahrhundertes erbaut und zwar auf einem steilen, kegelförmigen, 454 m hohen Berge, der mit einer Hochebene durch einen schmalen Bergrücken verbunden ist.

Am nördlichen Rande dieses Bergrückens befindet sich eine aufgeschüttete Bastion (bašta), welche einst mit Palisaden besetzt war, und die vermutlich einer älteren Zeit angehört, als die Burg selbst. Beim Burgbau wurde sie aber als brauchbares Vorwerk in die Fortifikation miteinbezogen.

*) Die Wurzel ist augenscheinlich das slavische »lan, lon« d. i. ein abgegrenztes Grundstück, das sich nicht nur vielfach in den topischen Namen, wie: Lan, Lana, Lanišče, Lany, Landau, Landeck, Landegg u. ä. sondern auch in der Wirtschaftsterminologie erhalten hat. Immerhin ist es erwähnenswert, dass der Deutsche sagt: ich gehe aufs Land, sobald er seine Wohnbezirksgrenze überschreitet.

Knapp bei der Burg befand sich seinerzeit eine aus acht Wohnhütten bestehende Ansiedlung, die man „Budy" nannte. Es wird allgemein angenommen, dass diese Wohnhütten während des Burgbaues dort entstanden seien, doch dürfte dies nicht richtig sein; viel wahrscheinlicher ist es, dass dieselben schon in bukolischen Zeiten dortselbst als Hirtenhütten gestanden und dass der Name „Budy" sich von jener Zeit her erhalten hat.

Es ist nicht zu verwundern, dass die mutmasslichen Erbauer der Burg — Hermann und Ulrich von Dürenholz (Heřman a Oldřich z Drinolce) — diese sehr geeignete Stelle zu diesem Zwecke wählten, denn schon die hier einst wohnenden Urvölker müssen die Festigkeit und Sicherheit dieser Lokalität erkannt haben, denn alles deutet darauf, dass hier schon in grauer Vorzeit eine grosse Beobachtungs- und Verteidigungsanlage bestand.

Alte Überlieferungen und Sagen sind zwar nicht verlässlich, da sie verschiedenen Auslegungen unterliegen, die im Laufe der Zeit in die unglaubwürdigsten Fabeln ausarten, doch kann man in ihnen eine reelle Spur von Wahrscheinlichkeit entdecken, wenn die Toponomie zu Hilfe genommen wird.

Eine Sage erzählt uns, wonach Panilus, ein König der Hermunduren, im II. Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung seinen Sitz in Grulich (Králiky) hatte. Er liess zwei Burgen bauen, Landsberg und Landskron; in Landsberg verwahrte er sein Gesetzbuch und in Landskron seine Krone. — Ob nun ein König Panilus je existierte, ist heute schwer zu sagen, da bisher nur eine, noch dazu sagenhafte Quelle den Namen kennt, der aber auch nur ein Diminutivum von *„pan"* (Herr) sein kann. Hingegen hat Landskron gewiss nie seinen Namen von der Kronenverwahrung daselbst erhalten, denn der Name selbst sagt doch, dass es eine Landesgrenzstadt ist, wie alle Orte dieser Sprachwurzel (gran, gron, kron) und bildet der Bezirk Landskron doch auch die böhmische Grenze gegen Mähren. Desgleichen war die Verwahrung des Gesetzbuches sicherlich nicht bestimmend für den Namen Landsberg, wohl aber der Umstand, dass in altslavischer, oder wenn man will, in keltischer Zeit daselbst eine Verteidigungsanlage grösseren Stiles war, da auf eine solche alle hier vorkommenden topischen Namen, wie auch die Bodenplastik der nächsten Umgebung deuten.

Gleich von der Bastei zieht sich gegen Osten das grosse Hochplateau „Kopanina", ein Name, der auch in der Zeit der deutschen Sprachvorherrschaft in diesem Gebiete nicht geändert wurde, da hiefür wohl das sprachliche Verständnis fehlte. Doch erkennt man hier

auf den ersten Blick, dass sich in diesem Raume einst Aufwürfe, Wälle oder Schanzen, also Aufgegrabenes (kopati graben) befunden haben muss, als die grosse Verteidigungsanlage noch ernsten Sicherungsfunktionen diente. Freilich hat die fleissige Feldwirtschaft schon alle Spuren der den Gang des Pfluges störenden Hindernisse möglichst eingeebnet; nur dort am nördlichen Rande der „Kopanina" wo die Abhänge der Waldparzellen „Přední a Zadní Kamená" steil in das breite Tal von Dobrouč abfallen, sind noch tiefe Mulden und aus der Erde ragende Sandsteinblöcke übrig geblieben, die heute den Aufstieg auf das Plateau noch fühlbar erschweren.

Dominierend war aber immer der Bergkegel, auf dem später die Burg erbaut wurde. Dort war der Sitz des Befehlshabers und dort fand auch wohl die letzte Verteidigung in verhängnisvollen Stunden statt.

Fast am Fusse der „Kamená" liegt zersprengt eine Häusergruppe, die den Namen „Kočtina" (Katzendorf) führt, also unbedingt ein Ort ist, wo in den ältesten Zeiten Hirtenhütten standen. (Koč, koča, kuča.) Vielleicht spielten einst die Bewohner dieser Ansiedlung zugleich die Rolle eines vorgeschobenen Beobachtungspostens, was auch der deutsche Name „Katzendorf" zu bestätigen scheint, da bei alten Festungsanlagen immer noch oft eine vorgeschobene Bastei „Katze" genannt wird. Von da übersieht man noch ganz gut das Tal.

An die Abhänge der „Kamená", und zwar in der östlichen Ecke der „Kopanina", schliessen sich die steilen Lehnen der „Řiva" (fälschlich „Hřiva") an und ziehen sich in südöstlicher Richtung weiter. Der Name Řiva wird von „riv" abgeleitet und bedeutet Grenzsicherung eines Ortes oder Gebietes, in unserem Falle der Verteidigungsanlage.

An der südlichen Seite der „Kopanina" zieht sich ein Graben, anfänglich breit und mässig gesenkt, der aber dann immer tiefer wird, bis er endlich als enge Talfurche mit steilen Hängen in das Adlertal einmündet.

Auf dem Wege dahin passiert er zuerst den Wald „Zámecká", welcher einen Teil der südlichen Lehne der „Kopanina" bildet. Der Name „Zámecká" ist nicht von Wohnschloss (panský zámek) abgeleitet, denn Landsberg wurde stets als „hrad" (Burg) deklariert. Das Wurzelwort „zam" bedeutet eine Absperrung behufs Verteidigung, also einen geschlossenen Eingang. In unserem Falle ist es der gesperrte Zugang zur „Kopanina".

Weiter erhebt sich am südlichen Rande der „Kopanina" die sogenannte „Rovina". Es ist dies ein Berg, dessen oberes Plateau in die Kopanina übergeht und gegen die Talfurche mit sehr steilen Abhängen abfällt. Da er hier so exponiert bei dem vorüberführenden Graben

steht, so erhielt er wahrscheinlich deshalb seinen Namen. Zur Verteidigung eignet er sich vorzüglich. Die meisten Namen dieser Richtung sind aber durchaus nicht von „rovina" (Ebene) sondern von „rov" (Graben) abzuleiten. Ein Beispiel haben wir an Rovensko (Stadt bei Turnau in Böhmen). In uralten Zeiten soll die Iser (Jizera) bei Kleinskal (Malá Skála) eine grosse Stromschnelle gebildet haben, infolgedessen dort das gestaute, überschüssige Wasser zwischen den Bergen Hamštejn und Koberov durch einen „rov" (Graben, Flussbett) gegen Rovensko strömte, was die damalige slavische Urbevölkerung veranlasst haben mochte, der Ansiedlung den Namen „Rovensko" zu geben.

Die weitere Begrenzung der „Kopanina" gegen Süden bildet die Waldpartie mit Namen *„Studánka u starého domu"* (Brunnen beim alten Hause).

An der Westseite wird die „Kopanina" von schroffen Abhängen begrenzt, die sich bis zur sogenannten *„Havlíčkova studánka"* (Havliček - Brunnen) hinziehen. Dieser Brunnen bildet die Wasserstation von Landsberg, denn die „Budy" wurden später zu Landsberg einbezogen; er liegt ziemlich hoch und konnte während des Bestandes der Verteidigungsanlage in dieselbe miteinbezogen werden. Auch in der Burgruine von Landsberg finden wir bis heute noch Spuren eines verschütteten Brunnens, der die Burgbewohner inbezug auf den Wasserbedarf von aussen unabhängig machte.

An und für sich würde dieser hier beschriebene Bodenkomplex hingereicht haben eine Verteidigungsanlage zu bilden, umsomehr als auch die vitale Wasserfrage hier keine Schwierigkeiten machte; da aber der Ausblick von der „Kopanina" gegen Süden durch eine höhere Bergmasse verlegt ist, erweiterte man wahrscheinlich die Verteidigungssphäre bis zur sogenannten *„Čertova brázda"* (Teufelsfurche).

Es würde zu weit führen auch dieses Terrain eingehend zu behandeln, aber es müssen hier doch die wichtigsten grenzbestimmenden topischen Namen, die überzeugend für die Qualifizierung der Verteidigungskapazität der Schutzwehren der Urzeit sprechen, angeführt werden.

Wie schon angedeutet, zieht sich von der „Kamená" in südöstlicher Richtung die „Řiva" (Hřiva) bis zum 529 *m* hohen „Hüttungsberge", einem wichtigen Aussichtspunkte. Die „Řiva" schützt die Ostseite des Terrains. Gegen Süden bildet *„Čertova brázda"* die verteidigungsfähige Grenze. In den ältesten Zeiten hiess sie wohl „Črta" oder *„Černá brázda"* (Grenzlinie, Grenzfurche). Gleich beim Eingang in dieselbe steht der Berg „Geierkopf", von „gaj", „háj" abgeleitet,

und bedeutet Schutzpunkt. An die Lehne „*Čertova brázda*„ schliesst sich die Bergmasse der „Koppe" an, welche sich bis zur Stillen Adler hinzieht. In der oberen Partie der „Koppe" starrt ein kolossaler Fels aus der Lehne, „Kilei" oder „Kiklei" genannt, der aber eigentlich von „Kukla" (= Aussichtspunkt) abgeleitet ist.

Da „Koppe" (Kupa) auch von „kopa" (Gegrabenes) abgeleitet wird, so dürfte wahrscheinlich der Fels (kukla) durch Abgrabung blossgelegt worden sein, denn hier bestand ein „vir", (Wachstelle, Sicherheitsvorsorge), was aus dem Namen des unterhalb der „Koppe" liegenden Dorfes „Černovír" (Grenzwache) hervorgeht.

Die westliche, sehr steil abfallende Lehne der „Koppe" heisst „Medná" (Honiglahn). Med, Meda, Medky u. a., folglich auch „Medná", bezeichnen sprachlich Ufer oder Grenze. Knapp an der Medná fliesst die Stille Adler vorüber, welche zwei Nachbargebiete einst trennte. Drüben am jenseitigen Ufer liegt „Jankovic", einen Grenzstreifen bedeutend (also nicht von „Jan" abgeleitet) und der Berg „Vadětin" (vad, vod) mit der Waldblösse „Scheibe" (böhm: Šejb). Eine zweite „Scheibe" liegt bei Dobrouč*) nahe an der Stillen Adler. Hier steht ein Meierhof (Scheibenhof, šejbský dvůr) auf einer mässigen Anhöhe und weist das Terrain gegen den Fluss zu einen terrassenförmigen Charakter auf, der auf einen Aufwurf deutet. Es scheint, als wäre hier einstens eine Sicherheitsvorsorge gewesen, denn „Scheibe" ist fast überall die Korrumpierung des altslavischen „sip" (= Aufwurf; böhm: násyp, syp, sejp, šejb = Scheibe).

Die Medná biegt in die Furche ein, wo sich die „*Studánka u starého domu*" befindet und schliesst somit die Peripherie der ganzen Befestigungsanlage von Landsberg verteidigungstechnisch ab. — Regelrecht reihen sich also die einzelnen Grenzsicherungen aneinander; kein Zufall ist es, sondern der menschliche Selbsterhaltungstrieb fügte sie zu einem Ganzen zusammen, was auch die Physiognomie bestätigt.

Und so schliessen wir mit der festen Überzeugung, dass hier in diesem Gelände, wo jetzt zumeist nur düsterer Wald den Boden beschattet, in uralten Zeiten ein Kampfplatz gewesen, ein sicherer Hort der daselbst wohnenden Völker. Längst sind zwar die Wälle,

*) Der Zufall brachte es mit sich, dass der Name »Dobrouč«, den der Verfasser hier nicht etymologisch behandelt, im nachfolgenden Artikel sprachlich gedeutet wird. Bemerkenswert ist es aber hiebei, dass der Verfasser ohne Kenntnis dieser Etymologie anführt, dort einen »Aufwurf« oder eine »Sicherheitsvorsorge« zu sehen; dieses »Sehen« hat ihm also nicht die Etymologie des Begriffes »Dobrouč« suggeriert, sondern er sah dies eben unbeeinflusst in der Natur; dass er aber nicht schlecht gesehen, das beweist erst nachträglich die Etymologie des Namens »Dobrotice«. A. d. Red.

Pfahlzäune und Bollwerke im Flusse der Zeit verschwunden, aber topische Namen mit slavischen Sprachwurzeln und die hiemit übereinstimmende Physiognomie der Gegend sind geblieben und verkünden der Nachwelt, dass die Urvölker, die hier einst hausten, Slaven waren.

Sollte der Verfasser hiemiet überdies einen weiteren Impuls gegeben haben in anderen Gegenden in ähnlicher Weise das nun offene Geheimnis der Ortsnamenentstehung zu überprüfen und zu verwerten, so werden die Forscher hiebei dieselbe innige Freude empfinden, wie der Anreger, denn der Eindruck, dass wir hiemit wieder um einen Riesenschritt in das Dunkel der slavischen Vergangenheit vorgedrungen sind, wird in jenen Momente zur Überzeugung, als man für einen topischen Namen zugleich den konkreten Beleg in der Natur vorfindet; einen solchen, so harmonisch stimmenden Namen kann aber doch nur jener gegeben haben, in dessen Sprache dieses alte Objekt in der Natur genau so lautet, wie er es auch heute bei gleichen Prämissen benennen würde.

Fr. Egerle.

*

II. Dobrotice.

(Bezirk Holleschau, Mähren.)

Etymologie. Im Altslavischen bedeutet „dober, dabr" noch: tapfer, stark, fest, und ist der deutsche Begriff „tapfer" sonach aus der nordslavischen Form „dabr" gebildet; Dobrotice deutet sonach auf einen festen Punkt, wo man sich dem Feinde mit Erfolg entgegenstellen kann.

Belege für diese Etymologie. Die Ansiedlung liegt zwar im Rusava-Tale, aber am rechten, steil abfallenden Ufer befindet sich, wie die beigegebene Illustration zeigt, eine noch heute imponierende Wallburg. Die Stelle heisst auch tatsächlich „Hradisko". Von der Mühle, „Vantrocký mlýn" genannt, führte, der Volkstradition nach, ein unterirdischer Gang zum „Hradisko". Ein Feld zunächst dieser heisst heute „Nad hroby", also „Ober den Gräbern". — Diese Etymologie bestätigt und rechtfertigt sonach den Ortsnamen, da die Prämissen eben in der Natur noch offen sichtbar sind. Ob ein unterirdischer Zugang zur Wallburg führte, wäre durch systematische Grabungen leicht festzustellen; das Vorhandensein eines solchen ist aber nahezu zweifellos, denn man musste sich doch den Wasserbezug irgendwie sichern, da in der Wallburg keine Zisterne zu bemerken und noch weniger eine Quelle vorhanden ist; überdies war

es notwendig, im Falle der Erstürmung der Wallburg für eine sichere Rückzugslinie vorzusorgen. — Für das Alter des Dorfes Dobrotice würde aber namentlich die weniger umständliche Öffnung jener erwähnten Begräbnislokalität einen ergänzenden Beleg bieten, denn sind die Grabbeigaben prähistorischer Natur, so kann die Wallburg, wie man jetzt annimmt, auch nicht erst dem XIII. Jahrhunderte angehören, und noch weniger zutreffend ist die landläufige Etymologie, der Ort habe von einem Herrn, der „Dobrota" (Güte) hiess, den Namen.

Hradisko Dobrotice.

Alle topischen Namen des Grundwortes „dobr" müssen sonach überrall die Anregung geben, die Belege für diese Namengabe nun ernstlich in der Dorfflur zu suchen.

A. Novotný.

M. Žunkovič:

Die Ortsnamen in Albanien.

Eine gewisse Gilde von Journalisten und Sprachforschern *ad hoc* bemüht sich dermalen ostentativ dem präsumtiven Albanien einen uralbanischen Alterscharakter aufzudrücken, was allerdings nur jene faszinieren kann, die von Geschichte nichts wissen oder wissen wollen, namentlich aber von der Sprache der topischen Begriffe daselbst keine Ahnung haben. Die älteste Namenskunde wie die Sprache und Bedeutung der topischen Begriffe daselbst sagt aber das gerade Gegenteil, und beweisen dies auch die Vorgänge der jüngsten Zeitepoche.

Da ist vor allem der einstige österreichische Generalkonsul von Skutari, Theodor Ippen, der in den „Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft" (Jahrgang 1904) das k. u. k. Militärgeographische Institut (Wien) deshalb besonders hervorhebt, weil es die slavischen Ortsnamen Albaniens in der Generalkarte 1 : 300.000, in der jüngeren Ausgabe 1 : 200.000 schon eliminiert und überall durch die landesübliche albanische Bezeichnung in richtiger Form ersetzt hat. Dasselbe geschah mit den griechischen Namen. Ippen ist auch mit der weiteren Anführung der türkischen Namen nicht zufrieden, denn er meint, dass solche in Albanien gar nicht vorkommen, und wenn ja, so seien es nur irrige Übersetzungen, welchen echte albanische Namen durch türkische Behörden unterlagen. Eine analoge Entstehung haben angeblich die italienischen Ortsnamen daselbst.

Einige Berechtigung hat diese Behauptung allerdings: man ging nämlich mit den altherkömmlichen Ortsnamen hier genau so vor, wie ansonsten deutscherseits: man übersetzte sie gelegentlich, wenn man sie verstand oder zu verstehen glaubte, oder man verstümmelte sie durch Anpassung an die eigene Sprache oder Sprechweise, ansonst blieb aber alles in der alten Verfassung, denn dass der Grundstock aller topischen Begriffe Albaniens von den illyrischen Slaven des Altertums herrührt, steht über allem Zweifel, und mögen diese positive Behauptung nachstehende typische Beispiele erhärten.

So gibt es z. B. um das heissumstrittene „albanische" Skutari (Skadar, Skodra) nur fortifikatorische Vorwerke mit Namen reinslavischer Genesis, denn „Taraboš" bedeutet: Einfriedung („tarabe" = Zaun, Palisaden); „Bardanjol": Schutzpunkt („varda" = Wache, Wachthaus); „Brdica" = Umzäunung (vrt = Zaun, umzäunter Raum); „Obora" = Umwallung (oboriti = ringsum befestigen) usw. Ein übereifriger Enthusiast für das „albanische" Skutari fand sogar heraus, dass „Mali Bardanjol" sprachlich albanisch sei, denn „mali" sei hier nicht identisch mit dem slavischen k l e i n, sondern habe im Albanischen die Bedeutung: Berg. Nun, dem steht gegenüber die Tatsache, dass sich dort auch der „Grosse Bardanjol" befindet; das Attribut „Gross" und „Klein" kann sich daher hier wohl nur auf die Höhenrelationen oder auf den taktischen Wert der beiden Höhen beziehen. In der Ursprache bedeutet aber „mal" auch nicht „klein", auch nicht „Berg", sondern G r e n z e oder G r e n z g e b i e t.

In weiterer Nähe von Skutari finden sich gleichfalls nur reinslavische Ortsnamen vor, wie: Štitar (= Schutzpunkt; eine Burgruine), Spasari (= Zufluchtsort, d. i. „spas"), Gredištar, Crveni kamen, Drač (wiederholt), Mali barz (= Mali var), Gorica (oftmals), Spasit, Vranci (Branci), Velja, Drin, Drinača, Varoš u. ä.

Dies alles sind jedoch Namen aus dem nördlichen Albanien, die man allenthalben als von den Serben beeinflusst ansehen könnte. Doch auch die neuen Generalkarten von Durazzo und Elbassan weisen noch immer zahlreiche slavische Ortsnamen auf; woher sind denn diese gekommen oder weshalb haben sie sich nach der Berichtigung noch weiter erhalten, wenn daselbst von altersher alles so ausgesprochen „albanisch" ist? Sind nachstehende topische Namen, die man ansonst gleichfalls überall findet, auch albanisch, wie: Gabrova Kamnica, Červeni, Goričanu, Gurza, Boka, Kosovo, Čirma, Kazi, Žabjak, Žarneč, Kula, Straž, Vojvodani, Zelenik, Duža, Graždani, Lozani, Banja (Schwefelquelle), Gorica, Vodica, Vojan, Gradišta, Berat (slavisch Beligrad mit der Umgebung: Gorica, Dušnika, Bragas, Starovo, Velebište, Breštjani, Gorjan, Bistrovica, Morava), Mali Černika, Borova, Bregu, Livadi und hunderte anderer, die alle nur jenen Gebieten entnommen sind, welche heute als rein und ungemischt albanisch angesehen werden? Anerkannt slavische Gebiete Albaniens wurden aber hier überhaupt nicht einbezogen. Will man daher alle diese Namen „albanisch" machen, so wird man die Karten noch etliche Male ändern müssen, und nehme man sich hiezu vielleicht die Magyaren zum Muster, die gewiss die Nostrifizierung von Ortsnamen verstehen, wie sonst niemand! Vielleicht täuscht man sich auf diese Art doch noch leidlich hinweg, dass jene Gegenden einst von Originalslaven bewohnt waren, da dies einstweilen so störend wirkt.

Übrigens hat das albanische Idiom, trotz der geringen Verbreitung, eine Menge durch das Slavische, Italienische und Griechische beeinflusster Dialekte, daher man eigentlich gar nicht weiss, welcher der albanische par excellence ist; und diese haben auch schon die vorgefundenen slavischen Namen genügend korrumpiert oder ihrer Eigenart angepasst; so spricht der Albaner z. B. das slavische „Crmljan" als „Semian", „Ratkovce" als „Ratkoc" aus.

Es wäre daher sehr angezeigt, die heutigen reinen oder noch nicht bis zur Unkenntlichkeit entstellten Ortsnamen auf dem albanischen Territorium wissenschaftlich noch in genaue Evidenz zu nehmen, denn die Zukunft dürfte da in rücksichtslosester Weise die Originalität der topischen Namen daselbst mit Vorbedacht weiter unkenntlich machen und auf diese Weise die etymologische Entkernung derselben für die Zukunft noch schwieriger gestalten. Dass sich die massgebenden Kreise weiter um die Erhaltung der sprachlichen Kulturdenkmäler oder gar um die Konservierung der historischen Namensformen daselbst kümmern könnten, wird wohl nach den gegebenen Erfahrungen niemand erwarten oder voraussetzen, da hiezu

nicht nur der Wille, sondern auch das Verständnis fehlt. Zu einer Akademie aber, die eine Art slavisches Sprachmuseum wäre, haben es die Slaven leider noch immer nicht gebracht, da bisher die Erkenntnis für die grosszügige Auffassung der slavischen Sprache, Geschichte und Kultur vollends mangelte.

Um unseren Behauptungen nur einen kleinen Beweis der vollen Berechtigung anzufügen, seien hier einige abenteuerliche Blüten der „Albanesenkunde" erwähnt, wie solche z. B. Robert Müller („Wiener Mittags-Zeitung" vom 26. September l. J.) in einer Form bietet, als würde sich ihm tatsächlich um eine ernste Wissenschaft handeln; hiebei muss er aber gar nicht gefühlt haben, dass er mit seiner verworrenen Logik dem logisch Denkenden gerade das sagt, was er mühevoll verhüllen will, d. h. er fand in den Albanern die Nachkommen der alten Illyrer, er verschweigt aber weislich, dass die alten Illyrer Slaven waren. Er setzt die Slaven nach Kräften herab und wirft hiemit, nachdem er den Albanern tüchtig Weihrauch streut, zum Schlusse diesen unbewusst selbst das Rauchfass an den Kopf. Er sagt unter anderem:

„Es hat lange gebraucht, bis man zu der Erkenntnis eines illyrischen Urvolkes durchdrang. Heute liegt die Vermutung nahe, dass die Illyrer bei der Blutbildung aller historisch wichtigen Rassen zur Synthese der kulturtragenden Typen beigetragen haben. Es gibt und gab eine Menge merkwürdiger Völker in Europa, die einesteils numerisch sehr unansehnlich, kulturell andererseits hervorragend keimtragend gewesen sind, über deren letzte ethnographische Zugehörigkeit aber die Gelehrten sich nicht einigen können. Der intuitive Gedankensprung einer Zusammenfassung auf die illyrische Grundeinheit liegt nahe und wird vorläufig von keiner Tatsache weder bestätigt noch geleugnet. In dem Hinterlande nordöstlich der Adria lebt noch heute der Stamm der Rhäten und Furlaner. Von diesen ist es sicher, dass sie physiologisch ein keltisch-illyrisches Grenz- und Übergangsvolk sind und waren. Ein anderes Problem geben die Etrusker auf, die Stammväter der Römer, die alten Tusker im heutigen Toskana. Sie hatten eine Schrift und Sprache, die nicht die später römische war. Eine zweisichtige Auffassung leitet sie, die sich auch Raseni hiessen, einmal von den Rhäten, also Illyrern ab, ein andermal von den Tyrrhenern, d. i. den Pelasgern des alten Hellas, die vor und neben eigentlichen Hellenen beglaubigt sind. Die Rasener müssten über Land, die Tyrrhener als Piraten eingewandert sein, eine Funktion, die ihrem Wesen als illyrisches Volk entsprochen hätte. Denn die Annahme, dass der Stamm der Pelagesier oder Pe-

lasger, d. h. der Meerbefahrer, nichts anderes denn das europäische Grundvolk der Illyrer gewesen sei, gewinnt nach den neuesten Forschungen immer mehr an Raum. Zieht man als letzte Linie in dieser Berechnung die jüngste Anschauung von Wilamowitz-Möllendorf hinzu, so ergibt sich ein überraschend einfaches Resultat. Nach Wilamowitz-Möllendorf sind auch die alten Dorer nur ein hellenisiertes Illyrermischvolk gewesen, die Synthese eines ausserordentlich kriegerischen und eines im wesentlichen künstlerischen Volkes. Die harte und kriegerische Gesittung der Dorer, deren Kultur nichts als ein grosses System des Kriegsspiels war, findet hier eine zufriedenstellende Erklärung. Weitaus wahrscheinlicher aber ist die Annahme, dass auch die pelasgische Urbevölkerung Griechenlands aus Illyrern bestand. Da ausser den Illyrern keine andere zusammenhängende Rasse am Balkan nachgewiesen werden kann, die Lebensfähigkeit aber, wenn man sie als autogen annimmt, numerisch so schwacher Rassen den damaligen Verhältnissen entsprechend unfassbar ist, so liegt der gerade Schluss vor, dass alle die undefinierbaren Rassen im Süden Europas, so weit sie nicht Hellenen und Italer waren, nur Stämme einer einheitlichen illyrischen Rasse gewesen sind. In den Tugenden der etruskischen Römer und Dorer, die einander ähnlicher sind als Dorer und Jonier im engeren Kreise, ist also vielleicht die spezifisch kriegerische Initiative des alten Illyrers zu erkennen."

Zum Schlusse stellt Müller noch den überraschenden Satz auf, die Albanesen seien die überlebenden Ureuropäer, was nach der allgemeinen Hypothese allerdings stimmt, denn die Illyrer können füglich in erster Linie als ein Urvolk angesehen werden, da ihr Volksname schon an 1100 Jahre v. Chr. festgelegt ist. Desgleichen ist Müllers Behauptung, die alten Griechen seien auch Illyrer gewesen, begründet, denn jenes Volk, das einst seinen Gebirgen, Flüssen, Ansiedlungen u. dgl. auf dem Peloponnes slavische Namen gab, wie: Zavica (Savica), Opsina (Opčina), Cerniza, Grebeno, Chelm, Dragalibo, Ezero, Vardunia, Vardonica, Sela, Selica, Brinda, Varsova, Chlumuca, Kosovo, Polovica, Gorica, Krivica (Grivica), Kaminica, Straz (Straža) u. ä., war jedenfalls kein exotisches oder albanesisches im heutigen Sinne, sondern tatsächlich ein illyrisches, d. i. mit den Slaven identisches Volk, was nur besagt, dass die Albaner, Illyrer, Kelten, Etrusker usw. dasselbe europäische Urvolk mit diesen Untertiteln waren, die man aber heute eben kollektiv als Slaven benennt.

Müller weiss aber noch mehr; er sagt auch: „Die Sprache der Albaner gehört, wie jene der Kelten, Italer, Hellenen und Germanen zu den vokalisch wohllautenden; weitaus fremder wirkt der slavische Konsonant." Dies Urteil bezog Müller zum Teile wohl aus

dem Jenseits, denn wir haben doch keine Phonogramme aus der alten Zeit; überdies ist es höchst widersinnig, bei der Beurteilung mehrerer Sprachen hier die Vokale, dort die Konsonanten als Massstab anzusehen; nebstbei muss der Verfasser überhaupt keine slavische Sprache kennen, wenn er so urteilt, sowie auch kein Gehör für die deutsche Sprache haben, sofern er z. B. in den deutschen Wörtern: nichts, stracks, Strunk, stampfst, strotzst u. ä. etwa vokalischen Wohllaut empfindet.

Es ist auch nichts leichter, als den deutschen Lesern über die Slaven jedes beliebige Märchen zu erzählen, weil sie von der slavischen Wissenschaft nichts wissen und sich hierüber auch nicht belehren lassen wollen; und doch wäre gerade die gründliche Kenntnis der geistigen Relationen der Völker eines Staates die festeste Brücke zur gegenseitigen Achtung, daher auch zum Völkerfrieden; mit der Fabrikation wissenschaftlicher Lügen wird hingegen die Sache nur noch trostloser. —

Zum Schlusse sei hier noch die Etymologie der Bezeichnung „Albaner" und des Namens „Skutari" dargelegt.

Die Albanesen belegen sich selbst durchaus nicht mit diesem Namen, sondern sie sagen immer: ich bin ein „arbanaš"; und dieses Wort ist selbst aus dem slavischen „arvati, rvati" hervorgegangen, das kämpfen, raufen bedeutet; der „arbanaš" ist sprachlich daher dasselbe wie „Hrvat", d. i. Krieger, Kämpfer.

Dasselbe gilt betreffs der Stadt Skutari, welche die Slaven als Skadar (früher Skodra) bezeichnen. Das Grundwort ist „kotar" (auch „kotor"), d. i. Kreis, Bezirk, Umgrenzung, wie der Bezirk im Serbo-kroatischen eben im allgemeinen heisst, und wiederholt sich dieselbe Regel gleich wieder beim benachbarten Cattaro, slov. Kotor; das Präfix „s", womit der Slave immer eine gewisse Abgeschlossenheit hervorheben will, bildete sich jedoch allem Anscheine nach, als Skutari zu einer zentralen Festung wurde, daher von da an „Skotar" lautete. Im allgemeinen bezeichnet das slavische „kot" den Winkel, die Grenzecke; im Französischen ist „cote" Küste, Ufer, im Italienischen „coda" Ende; der Begriff „Hotterhaufen" bezeichnet im Deutschen das meist aus Klaubsteinen errichtete Grenzzeichen. Im Albanischen bedeutet jedoch „kodra" Hügel im allgemeinen; betrachtet man aber die Karte, so fällt es auf, dass so bezeichnete Höhen immer an Grenzen politischer Richtung liegen. — Ein Vorwerk der alten Festung Alessio (Lješ) heisst der geschilderten Sprachgenesis nach daher auch nicht „Skodra", sondern nur „Kodra". Den Grenzcharakter dieses Begriffes bestätigt auch die russische

kleine Münze „kodrant", d. i. die Zolltaxe bei der Grenzpassierung, welche sprachliche Bildung doch die meisten Münzen niederer Werte aufweisen.

Die Slavizität Skutaris bezeugt auch der Umstand, dass sich dort schon im Jahre 1560 eine glagolitische Buchdruckerei befand, die allerdings sehr bald durch die türkische Roheit und Bildungsfeindlichkeit vernichtet wurde. Von den daselbst gedruckten Werken haben sich eine Fastenhomilie und ein Pentekostar noch als Inkunabeln (Wiegen-, Erstlingsdrucke) erhalten.

Spricht daher heute jemand davon, dass die Serben in Albanien die Ortsnamen slavisieren, so weiss er eben nicht, dass diese Namen an sich fast durchwegs slavisch sind, und dass die Serben eben nur die Originalnamen gebrauchen; drängt aber jemand dahin, dass die Kartenerzeugung die Originalnamen albanisiere, so mag dies vom politischen Standpunkte hingenommen werden, denn Ähnliches wiederholt sich anderswo auch, aber vom Standpunkte der Geschichte und Sprache als Wissenschaft ist dies eine offene — B a r b a r e i. —

Slavische Geschichtsquellen.

V. Eine kroatische Chronik aus dem XI. Jahrhunderte.

Mitgeteilt von Dr. Fr. Přikryl.

(Schluss.)

In dieser Zeit kamen auch Gesandte vom Kaiser Michael,[51]) welche mit grossen Ehren empfangen wurden. Unter den Versammelten waren verschiedene Völkerschaften[52]) vertreten. Mit ihnen begann der gute König nun den heiligen Unterricht, und widmete den Satzungen zwanzig Tage, von denen er durch acht Tage nichts als den kirchlichen Standpukt, das zur Kirche Gehörige, die bezügliche Ordnung Schaffende und den Weg zur Erlösung Vorbereitende besprach.

[51]) Michael III., mit dem Beinamen der Trunkenbold, regierte von 842—867 in Konstantinopel. Diese Angabe stimmt wieder vollkommen zu den sonstigen Zeitdaten. Es scheint daher, dass Dukljanin doch eine ältere Vorlage hatte, die entweder er selbst falsch interpretierte oder irrtümlich berichtigte, oder aber enthielt diese selbst geschichtlich falsche Angaben.

[52]) »Jazik« bedeutet in der altslavischen Kirchensprache so viel als »narod«, d. i Volk, womit nur festgelegt wird, dass man damals alle, die dieselbe Sprache sprachen, als e i n Volk ansah.

Vier folgende Tage las er die alten Privilegien, die aus Rom gebracht wurden, u. zw. sowohl die griechischen, sowie jene aller Königreiche und Herrschergebiete der kroatischen, küstenländischen und zagorskischen Sprache. Da hörte nun einmal das Volk, wie die alten vom Papste und Kaiser gesendeten Privilegien aller Länder lauten, wie ein Land vom anderen abgetrennt ist, wie ein Land im Vergleiche zum anderen, ein Volk vom anderen und ein Königreich vom zweiten geehrt wird.

Nachdem sie dies alles verstanden, war der König darüber sehr erfreut, sowie auch alle, die dort vereinigt waren. Die Kardinäle und Bischöfe weihten[53]) nun mit Willen des Volkes den König, bestätigten

Ausgegrabene altchristliche Denkmäler in Salona.

ihn in der Königswürde und befahlen allen ihm unterstellten Ländern dem Willen des Königs und seinen Nachfolgern gehorsam zu sein.

Hierauf wurden Erzbischöfe und Bischöfe ernannt, geweiht und in die Städte verteilt, ähnlich wie es vor dem Zerfalle war, und in Zukunft sein solle. So sandten sie zwei Erzbischöfe ab, u. zw. den einen in die schöne aber unglückliche Stadt Solin, von der wenig oder nichts übrig geblieben war, da sie durch die unbarmherzigen Goten niedergebrannt und zerstört wurde,[54]) den zweiten aber nach

[53]) In der lat. Handschrift: »coronatus more Romanorum Regum«, d. h. er wurde nach Art der römischen Könige gekrönt.

[54]) In der lat. Handschrift erwähnt Dukljanin zwar über derartige Schicksale Solins nichts, obschon es naheliegend ist, dass diese Stadt nicht verschont blieb,

Duklja. Mehrere Bischöfe wurden in die Ortschaften verteilt und den erwähnten Erzbischöfen untergeordnet u. zw. soviel unter jeden, soviel als Kirchen gesperrt und wieder geöffnet wurden, indem den Erzbischöfen und Bischöfen aufgetragen wurde, die Kirchen neu zu weihen.

Auch erliess der König einen strengen Befehl an alle Ortsgemeinden, die Kirche und die kirchliche Sache zu schützen, sowie dass niemand Gewalt übe weder an der Kirche, noch irgendwie an den Mönchen; desgleichen dass niemand eine Gewalt gegen sie habe oder welche Freiheiten, ausgenommen deren Häupter, die Erzbischöfe und Bischöfe. Wer etwas dagegen unternimmt, unternimmt dies gegen den König und die Krone, daher gegen das Königreich. So ordnete er die kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten in gerechter Weise; daraufhin verteilte er das Land im Sinne der zwei erwähnten Privilegien,[55]) setzte die Grenzen fest, sowohl zwischen den Städten und Gemeinden. Er schafft den Städten und Gemeinden Statuten und Gebräuche, verteilt die Wasserbezüge[56]) und ordnet die Einkünfte. Allen Gebieten setzt er die Grenze fest und benannte alles, was von jener Gebirgsseite zum Meere liegt als das „Küstenland", und alle Flüsse, die von den Bergen des Westens entspringen und zum grossen Flusse Dunaj (Donau) zustreben, bildeten das Gebiet „Surbia".[57]) Desgleichen teilte er das Küstenland in zwei Teile: er begann bei der Stelle der Stadt Dalma, die von den Heiden zerstört wurde, und im Westen lag, bis zum Orte Valdemin[58]); von Dalma bis Valdemin nennt er es Weiss-Kroatien,[59]) d. i. das tiefere Dalmatien. Das Gebiet von Dalma bis zur Stadt Bandalona,[60]) die jetzt Drač[61]) heisst,

denn wie die beigeschlossene Illustration, die einen Teil des ausgegrabenen altchristlichen Friedhofes und der ersten Basilika zeigt, liegt da offenkundig eine gewaltsame Zerstörung vor.

[55]) Hier werden ausdrücklich zwei Privilegien genannt.

[56]) Es zeigt von grosser organisatorischer Klugheit die verfügbaren geringen Wasserresourcen, die im Karstgebiete stets eine vitale Frage bedeuten, von vornherein zuzuweisen, weil sonst Unfrieden und Kämpfe unvermeidlich sind.

[57]) In der lat. Handschrift: Sumbra.

[58]) In der lat. Handschrift: Valdevin. Vermutlich zu beziehen auf »Zavalja« an der Una (nächst Bihać).

[59]) »Weiss-Kroatien« ist jedoch eine falsche Etymologie, denn das Bestimmungswort ist nicht »bela« (weiss) sondern »vela«, also: Gross-Kroatien in richtiger, sprachlogischer Auffassung. Ein Teil von Dalmatien hiess auch »Crvena Horvatska«, d. i. Grenz-Kroatien (nicht »Rot-Kroatien«), also die Gebiete längs der Meeresküste.

[60]) Bandalona dürfte eher mit Valona identisch sein.

[61]) Drač gehörte sonach einst zu Dalmatien. Der alte römische Name war »Dyrrachium« (it. Durazzo): »Drač« selbst bedeutet etymologisch: Kampfplatz.

nennt er das untere Dalmatien,[62]) auch Durbija, was nebstbei mit Zagorje[63]) identisch ist. Aber auch dieses teilt er in zwei Teile, beginnend an der nördlichen Seite des Drin,[64]) der gegen Westen fliesst, bis zum Morava-Gebirge, und nennt sie: Bosnien; was zwischen dem Drin und der Lipa[65]) liegt, nennt er: Raška zemlja.[66]) Bei jedem Gebiete bestimmt er die Grenzen und in jeder Stadt daselbst setzt er einen „ban",[67]) in mancher einen „duž" ein. Jeder dieser „bani" wie „duži" musste von vornehmer Geburt sein; diese wählen sich hingegen wieder „knezi"[68]) aus ihrer Familie. Sie ernennen weiter die „satniki",[69]) welche 100 Wehrfähigen vorstehen; diese „satniki" sind Krieger aus der betreffenden Provinz. Jeder „ban" erhält sieben „satniki", welche gemeinschaftlich mit dem „ban" dem Volke Recht sprechen; den „duži" wie „hercezi"[70]) sind für die Rechtsprechung im Volke fünf „knezi" beigegeben.

Ebenso wurden zugleich die Ehren und Einkünfte den Banen, Herzegen, Knezen und Hauptleuten vorgeschrieben, sowie bestimmt, dass jeder Knez einen Hauptmann heranziehe, denn ohne die Einhaltung der erwähnten Vorschrift ist kein Urteil rechtsgültig.

Weiters wurde festgesetzt, dass jeder Richter dem Könige ein Drittteil der Einkünfte abzuführen habe, um ihn als Herrn anzuerkennen und dass er König aller sei, jene aber jeder für sich; dann dass

[62]) Die genauen Unterschiede zwischen »nižja« und »donja Dalmatia« sind sprachlich schwer hervorzuheben, da es eben Eigennamen sind.

[63]) Zagorje war ungefähr das Gebiet von Peč (Ipek), Djakova, Prizren, Verisović und Priština, also etwa von der Šar- bis zur Kosnica planina.

[64]) Drin (es gibt am Balkan eine Unmenge von Flussnamen dieser Wurzel) entspringt eben nördlich Peč, fliesst gegen Prizren immer südlich und wendet sich erst dann gegen Westen.

[65]) Lipa (in der lat. Handschrift »Lapia«) ist identisch mit dem heutigen Lab, der das Kosovo polje durchfliesst.

[66]) Raška zemlja war das Gebiet im heutigen Vilajet Novi pazar, sonst in der Geschichte als »Rascia« (mit der alten Burg Ras) bekannt.

[67]) »Ban« hatte damals die Bedeutung, wie heute Kreisvorsteher, da er sieben »satniki« mit etwa 700 Waffenfähigen unter sich hatte.

[68]) »Knez« ist gleichbedeutend mit Richter oder Ortsvorsteher; in der lat. Handschrift heisst er »jupanus«, also »župan«.

[69]) »Satnik«, d. i. Befehlshaber von 100 Mann, also gleichbedeutend mit dem heutigen Hauptmann, der im Slavischen noch immer als »setnik, stotnik« bezeichnet wird.

[70]) »Herceg«, gewöhnlich »erceg« geschrieben oder genannt, entspricht etwa dem heutigen Bezirksvorsteher, avancierte daher erst im Deutschen zu »Herzog«. Die Sitze solcher heissen heute noch häufig »Erceg« und lassen sich diese ebenso nach den Ortsnamen festlegen, wie die mit »ban« gebildeten Ortsnamen: Banja Bistrica, Banjdol, Banjkovac u. ä., daher man aus den Ortsnamen die einstigen Kreis- und Bezirksorganisationen noch vielfach rückkonstruieren kann.

der König das Haupt und Ältester über alle ist, und dass alle die Gebote des Königs anerkennen.

Überdies schuf er eine Menge guter Gesetze, ohne dass man darüber weiter spricht; denn wenn einer durchaus wissen will, wer alles ausführte, wer die Grenzen bestimmte, wer den Ländern die Namen gegeben, die Bücher beschafft, die den Kroaten geblieben und bei ihnen zu finden sind; er nennt sich: Methodios.[71])

Als nach diesen Einrichtungen die Kardinäle, Bischöfe und kaiserlichen Gesandten sahen, dass sie alle vom wohlwollenden Könige und dem heiligen Volke stammen, nahmen sie Abschied und zogen unter grossen Ehren und beschenkt ab.

Später gingen auch die eingesetzten Hercegs, Bani, Knezi und Hauptleute, die hiezu auserwählt wurden, wie auch das ganze Volk mit Willen des Königs auseinander und begaben sich nach Hause in ihre Heimat.

Der gute König regierte dann noch 40 Jahre und 3 Monate mit Willen jenes, der alles vermag. Er bekam in seinem Alter einen Sohn, und starb am siebzehnten Tage darauf, am 9. des Monates März, und wurde in der Kirche der gebenedeiten heiligen Maria in der Stadt Duklja mit grossen Ehren und unter Tränen des ganzen Volkes begraben. Seit jener Zeit kommen noch an vielen Tagen um ihren guten Herrn Weinende zur Kirche.

Das Kindlein, dem der Name Svetolik beigelegt wurde, ward zum Könige und Herrn ausgerufen, gekrönt und gesalbt von den Erzbischöfen in jener Kirche der hl. Jungfrau, wo der Vater begraben liegt. Das wachsende Kind folgte den Gesetzen des Reiches seines Vaters; es zeigte ebenso wie der Vater, Gottesfurcht, und hielt die Gesetze Gottes ein.

Er hatte mit 17 Jahren und 7 Monaten einen Sohn, dem er den Namen Stipan Vladislav gab. Nach Ablauf eines Jahres starb der König. An Vaters Stelle trat nun sein Sohn Vladislav die Regierung an. Er war sehr tapfer und von kräftigem Körperbau, doch folgte er seinem Vater weder in der Regierung, noch in den Gesetzen Gottes auf gleichem Wege. Er hatte auch einen Sohn. Der so ungerecht wie auch gegen die Gebote Gottes Regierende ging eines Tages auf die Jagd, da er leidenschaftlich jagte. So geschah es mit Willen Gottes, dass der Jagende ein Wild auftrieb und es verfolgte. Doch das Pferd

[71]) Hier wird plötzlich Methodius († 885), der Bruder Cyrills, genannt, weil er die Arbeit seines 16 Jahre früher verstorbenen Bruders fortsetzte und der Inspirator des Königs gewesen zu sein scheint.

trug ihn über eine Grube; er fiel in dieselbe, erschlug sich und wurde tot herausgezogen.

An dessen Stelle begann nun sein Sohn, namens Polislav,[72]) zu regieren. In der Zeit, als Polislav regierte, herrschte im Königreiche Ungarn ein König, namens Attila.[73]) Dieser sammelte ein Heer und zog mit diesem gegen den König Polislav. Dieser war jung und kampfgeübt. Die beiden kämpften oft untereinander, wobei jedesmal Attila unterlag, daher er floh, als er sich nicht mehr entgegenstellen konnte.

Polislav hatte eine Tochter, die zwei Söhne hatte. Er herrschte 17 Jahre. Im 17. Jahre starb er in grossem Ruhme, worauf der ältere Sohn (der Tochter) an Stelle seines Vaters die Regierung übernahm. Dieser hiess Sebislav. Zur Zeit seiner Regierung trat gegen ihn wieder jenes Gotenvolk[74]) auf, das die Stadt Skadar besetzte. Als Sebislav dies vernommen, sammelte er eine grosse Zahl von Kriegern und zog in die Stadt auf ihr Lager los. Er vernichtete da eine grosse Zahl der Goten mit dem Schwerte; viele wurden gefangen, viele erschlagen und das Heer insgesamt zerstreut.

Als der ungarische König Attila hörte, dass die Goten gegen Sebislav aufgetreten seien, zog er in dessen Hauptstadt, beutete sie voll aus, brannte sie nieder, zerstörte den grössten Teil davon und kehrte rasch wieder in sein Königreich zurück. Als zu Sebislav die Kunde gelangte, dass Attila vor seiner Hauptstadt sei, machte er sich rasch auf und zog gegen ihn. Hier sah er, dass jener nach dem Beutemachen und Niederbrennen schon abzog, denn sobald Attila vernahm, dass Sebislav die Goten schlug, musste er annehmen, dass auch ihm dasselbe zuteil werde, daher er floh, die Ankunft Sebislavs nicht wagend und nicht wartend, bis sich die Stadt wieder aufrichte und fülle.

Sebislav erhielt später zwei Söhne, namens Razbivoj und Vladimir. Er regierte 24 Jahre und starb. Es blieben für sein Königreich die zwei Söhne Razbivoj und Vladimir zurück. Der ältere, Razbivoj, wollte nun das Königreich teilen und gab dem Bruder den oberen Teil, d. i. Zagorje, auch Dubria genannt, das gegen den Dunaj zu liegende Land, dann Bugare, wie man es jetzt nennt, bis zum Pounje polje.[75]) Sich selbst nahm sich Razbivoj das küstenländische Königreich.

[72]) In der lat. Handschrift: Thomislaus.

[73]) »Attila« war vermutlich nur ein Funktionsname.

[74]) In der lat. Handschrift heissen sie Graeci, also Griechen.

[75]) Po-Unje, d. i. das Gebiet an der Una.

Vladimir heiratete die Tochter des ungarischen Königs,[76]) worauf ein fester Friede entstand. Vladimir hatte Söhne und Töchter; hingegen starb Razbivoj, 12 Jahre regierend, ohne einen Sohn zu hinterlassen. Da kam Vladimir, übernahm das Königreich und herrschte im Königreiche Zagorsko 20 Jahre und im Küstenlande 8 Jahre, worauf er starb.

An des Vaters Stelle trat die Regierung sein Sohn an und vereinigte wieder die Königreiche, wie es ehedem der Fall war. Seine Herrschaft behagte aber den unteren Kroaten nicht, daher sie sich von ihm lossagten. Der König sammelte nun ein Heer, hauptsächlich aus Istrien und dem oberen Bosnien, und zog gegen sie. Aber auch die anderen zogen aus und erwarteten ihn am Hlivanjsko polje[77]), wo es zwischen ihnen zu harten Zusammenstössen und Kämpfen kam. Nach mehrfachem Kampfe wurde zuletzt der König Kanimir[78]) erschlagen.

An dessen Stelle trat nun sein Neffe, namens Kristivoj.[79]) Dieser regierte nun in seinem Königreiche; er hatte Söhne und Töchter und starb im noch nicht vollendeten 23. Jahre seiner Regierung. An seine Stelle trat sein Sohn Tolimir.[80]) Während seiner Regierung blieb das ganze Land in Freuden. Er hatte Söhne und starb im 17. Jahre seiner Regierung. An dessen Stelle trat sein Sohn Pribislav,[81]) der seinerzeit viel Böses beging. Bei seinen Lebzeiten empörte sich das Land[82]), denn es konnte dessen Frevel und Schändlichkeiten nicht vertragen. Der König Pribislav wurde erschlagen und dessen Körper in den Fluss geworfen. An dessen Stelle wurde sein Sohn Cepimir gesetzt.

Nach Übernahme der Regierung, sandte er nun seinen „ban" und nahm viele Bosnier, die Schuld trugen an dem Tode des Königs, seines Vaters, gefangen, und liess sie durch einen schlimmen Tod hinrichten.

[76]) Vladimir heiratete die schöne Kočarovna, die Tochter des bulgarischen Zaren Simeon, der in Ochrida sass; es muss also hier ein Schreib- oder Lesefehler vorliegen. Der Umstand aber, dass er mit den Ungarn im Felde stand und hierauf Ruhe eintrat, lässt erwägen, ob er nicht zweimal heiratete.

[77]) Nordöstlich von Salona.

[78]) Kanimer, in der lat. Handschrift »Charanimir«, war eben der Sohn Vladimirs.

[79]) In der lat. Handschrift: Tvrdoslav.

[80]) In der lat. Handschrift: Ostrivoj.

[81]) In der lat. Handschrift: Predislaus.

[82]) In der lat. Handschrift: Magnates Bosnae, also die bosnischen Edelleute.

Zur selben Zeit, als Cepimir[83]) regierte, erschienen Leute, Nimci[84]) mit Namen, von der Zvizda[85]) her, nahmen Istrien ein und begannen in Kroatien einzudringen. Als König Cepimir dies vernommen, sammelte er ein grosses Heer, suchte aus demselben die tapfersten Leute heraus, und machte Kriegsabteilungen daraus. Nun bereiteten sich beide Teile zum Gefechte und Kampfe vor und schlugen sich viel. Zulezt brachte Cepimir die Nimce und deren Scharen unter das Schwert, vertrieb sie und vernichtete sie im ganzen Lande.

Hierauf sandte der „duž" des Nimci-Gebietes Gesandte zum König Cepimir, er möge seine Tochter dessen Sohne, namens Staozar[86]) geben. Dies sagte dem Könige zu, denn der „duž" war zugleich der Herrscher jenes Landes. Die Hochzeit wurde nun vorbereitet, worauf sie in Frieden und Eintracht blieben.

Cepimir regierte 25 Jahre und 7 Monate. Als Nachfolger hinterliess er einen Sohn, namens Svetožak. Er begann nun an Vaters Stelle zu regieren und war ein edler und sanfter Herr, ein guter König. Er hatte einen Sohn, namens Radoslav, den er schon zu Lebzeiten zum Könige machte. Er lebte nicht lange, hinterliess Radoslav, der in die Fußstapfen seines Vaters trat und gleiche Güte zeigte; er war für jedes Gute eingenommen.

Dieser hatte den Sohn Sejslav,[87]) welcher der Abtrünnige genannt wurde, weil er der Kirche den Gehorsam verweigerte, seinem Vater die Herrschaft abzunehmen trachtete und eine Menge Unheil stiftete. Der gute König beabsichtigte nun den Sohn zu vertreiben und alle jene, die diesem beistanden. Er sammelte ein Herr, zog und trat gegen die Abtrünnigen auf und vernichtete sie, denn das Land wollte nicht, dass man gegen dessen alten Herrn untreu vorgehe. Der gute König gab nun vielen die Freiheit und verzieh ihnen alles, was sie da verschuldet; etliche, die gefangen genommen wurden, übergab er seinen Rittern zur Dienstleistung. Deshalb zürnte Sejslav seinem Vater, versagte ihm den Gehorsam und zeigte wenig Achtung gegen ihn. Sejslav wendete nun von dem guten Könige ab den „ban", viele „knezi", Hauptleute und Ritter, welche aus Furcht vor ihm und wegen

[83]) In der lat. Handschrift: Crepimirus.

[84]) »Nimci«, kroat. Deutsche, müssen jedoch nicht Deutsche im heutigen Sinne sein; z. B. im Friaulischen ist ein »Njemačko polje«.

[85]) Ein heute unverständlicher Orientierungsbegriff oder Eigenname; möglicherweise bedeutet es »von Norden her«. d. i. die Bewohner unter dem Polarstern, der immer im Norden steht.

[86]) In der lat. Handschrift: Suechozor; ist also in keiner Form ein annähernd deutsches Wort.

[87]) In der lat. Handschrift: Ciaslaus.

der Gutmütigkeit des Königs zu ihm übertraten. Als er wahrnahm, dass sich alles fürchtet und dass sie ihm gehorchen, empörte er sich, riss die väterliche Herrschaft an sich, vertrieb den guten König, seinen Vater mit Hilfe der unruhigen Kroaten, welche stets besser waren in der Furcht und sanfter unter der Gewalt, als wenn sie einen gutmütigen Herrscher hatten.

König Radoslav flüchtete vor dem Sohne, da ihn dieser verfolgte, und kam so ans Meer.[88]) Dort nahm er wahr, dass der Sohn nahe hinter ihm ist. Als er nun einsah, er könne dem Arme seines Sohnes nicht mehr entgehen, bedauerte er alle jene, die ihn liebten, denn viele „knezi" und Hauptleute liessen die ihrigen und alles, was sie auf Erden hatten, flüchteten mit ihm und kümmerten sich mehr um ihn als um sich selbst. Als sie nun sahen, dass keine andere Rettung mehr sei, stiessen sie schwimmend ins Meer. So kammen sie auf Pferden zu einem Felsen im Meere, der jedoch nicht weit vom Ufer entfernt war. So retteten sich der König und die Seinigen vor dem Arme des unbarmherzigen Sejslav.

Kurz darauf geht mit Gottes Erbarmen ein Schiff, das aus Pulj[89]) übers Meer, u. zw. am kroatischen Ufer fuhr, vorüber. Alle begannen nun gegen das Schiff hin zu schreien und zu rufen. Als die Seeleute das Geschrei hörten, sandten sie hin, um festzustellen, was das Rufen bedeute. Als sie auf ihr Befragen erfuhren, was geschehen ist, empfanden sie Mitleid, und nahmen den König sowie alle, die mit ihm waren, auf ihr Fahrzeug, bezeugten ihnen alle Ehre und kehrten mit ihnen zurück na Pulj.[90]) — Seither heisst jener Fels, auf den sich jene flüchteten, der „Radosalj-Stein".

In Pulj angekommen machte sich der genannte König Radoslav mit Allen auf den Weg nach Rom. Sejslav jedoch, von Gott verflucht, kehrte, als er die Flucht seines Vaters übers Meer vernommen, zurück, übernahm das Reich und begann an Vaters Stelle zu regieren.

In jener Zeit lebte ein Jüngling, namens Tehomil, der Sohn eines Popen.[91]) Dieser weidete und beaufsichtigte die Schafe irgendeines „knez" oder „herceg" in Ungarn.[92])

[88]) In der lat. Handschrift: in locum, qui dicitur, L a s t a; vermutlich L a s t u a bei Cattaro.

[89]) Slavischer Name für: Pola.

[90]) In der lat. Handschrift: Sypontina.

[91]) Im Originale »popović«, also der Sohn eines Popen.

[92]) Nach Dukljanin hiess dieser Vorname: Budislaus; doch dass er selbst ein Ungar wäre, dies deutet er nicht an, sondern er lebte in Ungarn.

Tehomil war bei seinem Herrn sehr beliebt, denn er war sehr schön gestaltet, gut zu Fusse und sehr flink. Wann immer nun sein Herr auf die Jagd ging, jedesmal rief er Tehomil mitzugehen. Eines Tages schlug Tehomil eine Wachtelhündin, namens Paluša, und obschon er sie nicht so stark schlagen wollte, geschah es, dass er sie an einem solchen Punkte am Kopfe traf, dass er sie an Stelle erschlug. Tehomil flüchtete sich deshalb aus Furcht vor seinem Herrn, denn derselbe liebte unter allen seinen Hunden jene Wachtelhündin, ihrer Verwendbarkeit wegen, am meisten. Tehomil flüchtete zum Könige Sejslav, der ihn freundlich empfing.

Zu jener Zeit sammelte dieser „herceg“[93]) ein Heer in Ungarn, rückte in Bosnien ein, und plünderte und verwüstete das Land. Als Sejslav dies vernommen, zog er mit grossem Heere gegen ihn und traf ihn in der Županie Drin, nahe des Flusses Drin. Als sie sich stellten, gab es viele Kämpfe, und der erwähnte Tehomil, der sich wie ein Löwe benahm, ja, sich tapferer als die Übrigen verhielt, schlug unbarmherzig drein. Da traf er auf den „herceg“, denn die Ungarn wurden durch einen Sturm zurückgedrängt, haut ihn zusammen, worauf jener vom Pferde fällt. Tehomil springt hinzu, schlägt ihm den Kopf ab, hebt ihn auf und trägt ihn dem Könige Sejslav zeigen. Auch dieser hat eine Menge da und dort durch das Schwert niedergeschlagen, so dass die Ungarn wehklagten.[94])

Damals gab es viel Jammern seitens der Ungarn, die gefangen waren oder verwundet, brüllend wie Schweine,[95]) lagen. Und der siegende Sejslav blieb da in grosser Freude und verlieh Tehomil die sogenannte „županija Drin“; auch gab er ihm die Tochter des „ban“ von Raška zur Frau und ehrte ihn vielfach.

Als die Frau jenes „herceg“ ihres Mannes Tod erfuhr, begab sie sich zum König von Ungarn und erzählte ihm unter Tränen vom Tode des „herceg“, seines Heerführers und ihres Mannes. Sie bat den König um ein Heer, um die vielen Ungarn und den Gatten zu rächen. Der König sammelte wieder ein grosses Heer, von denen alle gerne auf einen solchen Rachezug gingen, um jener Frau ihren Mann und die vielen erschlagenen ungarischen Ritter zu rächen. Sie übernahm das Heer und führte es in Sejslavs Land; hier fand sie alles in Unordnung, denn niemand wusste von ihr, und als sie zum

[93]) Dieser »herceg« war zweifellos jener, den Dukljanin »Budislaus« nennt. In der lat. Handschrift nennt er ihn jedoch: K i i s, princeps Ungaricorum.

[94]) In der lat. Handschrift wird der Ort des Kampfes als »Civedino« benannt: man glaubt, dass dies S v i n j a r in Slavonien war.

[95]) Im Originale »prasove« oder »prazove«.

Lager kam, war noch alles auf der Jagd; die Ungarn schlugen nun los auf das Lager und den König; doch eher als er Gelegenheit hatte auf das Pferd zu springen, nahmen sie ihn mit einem bedeutenden Teil seiner Umgebung, da eben alles um ihn herum war, lebend gefangen. Die Frau des „herceg" befahl ihren Rittern, Sejslav Hände und Füsse zu binden. Den so Gebundenen entstellten sie und boten ihn den ganzen Tag bis zum Abend, auf diese Art schimpflich behandelt, jedem Auge frei. Als es im Osten Tag ward, befahl sie ihn in die Save zu werfen.[96])

So vollzog und erfüllte sich an seinem eigenen Haupte der Fluch, begangen an dem guten König, seinem Vater, denn er wie seine ganze Familie ging eines schlimmen Todes zugrunde und nahm ein Ende. So ging Sejslav ins Verderben, er wie seine Seele.

Als der gute und rechtschaffene König Radoslav dieses Geschehnis und den Tod seines nichtrechtschaffenen Sohnes Sejslav und aller Nachkommen erfuhr, dankte er Gott, der gerecht entscheidet, worauf der König unter Segnungen des hl. Vaters, des Papstes, auf seinen Platz zurückkehrte.

Als er wieder unter seine unwürdigen Kroaten als guter Herrscher trat, vergass er alle Vorkommnisse, die sie gegen ihn unternommen, und herrschte so rechtlich, als wäre nie etwas geschehen. Der so Regierende hatte einen Sohn, namens Koloman. Als er starb, übernahm dieser an Vaters Stelle die Regierung in der Weise, wie er es von seinem guten Vater, dem König Radoslav, lernte.[97]) Überdies war er selbst ungewöhnlich gutmütig und so regierte er in der Liebe zum Volke und mit grosser Gerechtigkeit. Er hatte einen Sohn, Krišimir. Nach einigen Jahren starb er.

Ihm folgte sein Sohn Krišimir, den Güte jeder Art zierte und Gottesfurcht erfüllte. Der Regierende hatte einen Sohn, namens Zvonimir. So lebte er 31 Jahre und starb. König ward nun Zvonimir, welcher achtbare König, ein Sohn guter Einflüsse, nun die Kirche sehr zu achten und zu lieben, den Guten zu helfen und die Bösen zu verfolgen begann. Er war bei allen Gutgesinnten beliebt und von allen Bösen gehasst, denn er konnte nichts Böses sehen. Er passte daher nicht für die Kroaten, denn sie wollen nicht durch Güte gewonnen sein, sondern sie sind befriedigter in der Furcht.

[96]) Diese Szene muss sich also nahe an der Nordgrenze Bosniens, soweit diese die Save bildet, abgespielt haben.

[97]) Von hier an weicht unsere Chronik von jener Dukljanins ab, denn letzterer kümmert sich nun wenig mehr um Kroatien, sondern vorwiegend um die nähere Heimat, vor allem die Duklja.

Zu Zvonimirs Zeit war das ganze Land fröhlich, denn es war üppig und mit allem Wohle bedacht; alle Städte waren reich an Silber und Gold. Nicht fürchteten die Armen, dass sie von den Reichen verkürzt werden, oder dass ihnen jemand, wenn er auch nur ein Knecht ist, etwas wegnimmt, oder dass ihnen ein Hoher Unrecht zufügt. Da der König alle beschützte und selbst nichts Ungebührliches besass, liess er es auch bei anderen nicht zu. Damals, unter dem rechtliebenden König Zvonimir, gab es grossen Reichtum sowohl in Zagorje wie im Küstenlande (Primorsko); das Land hatte Überfluss an Gut jeder Art; wie der Schmuck der Frauen oder jungen Leute so auch jener der Pferde war allein mehr wert, als zu anderer Zeit das ganze Vermögen. Das Reich Zvonimirs war voll von Freuden jeder Art; es fürchtete niemanden und konnte ihm auch niemand Schaden zufügen, es wäre denn der Zorn Gottes, der von oben auf ihre Nachkommen gelangen könnte, wie die Schrift sagt: „Die Väter verzehrten saure Trauben, aber erst den Söhnen zog es die Zähne zusammen."

Aber dieser Vergleich traf auch zu jener Zeit zu. Es geschah nämlich, dass der römische Kaiser mit Willen des hl. Vaters, des Papstes, Boten und Briefe auch an den ehrenwerten und unter den christlichen Königen sehr geachteten König Zvonimir sandte, ihn folgend, wie einen lieben Bruder flehend und bittend:

„Von hier bitten und flehen wir, dass Du bei Dir alle Dir untergebenen Herren des Landes und alles, was Ansehen hat, versammelst. Lies nun in der Versammlung Allen diesen zweiten, Deinem Schreiben von unserer Seite für Eure Adeligen beigelegten Brief vor, indem wir bitten, dass sie uns nach dem Vorlesen eine Antwort geben, und dass sie uns ihren Willen und ihren Entschluss zur Kenntnis bringen, was die Ritter und Barone mit Willen Deiner Oberhoheit beabsichtigen."

Als nun der gute, edle Zvonimir die Briefe des Papstes und Kaisers erhalten, ordnet er für sein ganzes Königreich gesetzlich eine Volksversammlung an, wonach jeder binnen 25 Tagen daselbst einzutreffen habe. Es kam die Zeit, dass eine grosse Volksmenge kam; das Heer lagerte sich und stellte Wachen aus. Als der festgesetzte Tag anbrach, liess der berühmte und gute König die Briefe des Papstes und des Kaisers der grossen Stadt Rom, mit Willen des hl. Vaters, des Papstes, öffnen, welche besagten:

„Wir bitten unseren Bruder Zvonimir samt dem Adel und dem Volke seines Landes und Königreiches, er möge sich entscheiden und

zugleich mit Hilfe anderer christlicher Herrscher, die gleiche Briefe von uns erhielten, mit uns zu sein. Sie mögen sich ihrem Willen nach entschliessen und uns benachrichtigen, ob sie mit unserer Absicht einverstanden sind, so weit dies mit Willen Gottes, seines Sohnes, der geboren von der Jungfrau Maria, der Qualen litt und Blut vergoss am hölzernen Kreuze, und an demselben ermordet wurde, geschehen kann; dessen Tod die Befreiung des Lichtes und die Erlösung der Väter aus der reinigenden Finsternis bedeutet. Und mit dessen Willen sowie mit Hilfe der an ihn Glaubenden haben wir uns entschlossen jene Stätten zu befreien, in denen er aus Liebe zu uns geblutet hat und wo er seinen Geist dem Vater aushauchte durch die Marter, die Pein und das Grab, in das sein geheiligter Leib gelegt wurde."

Als dies die von Gott verfluchten ungläubigen Kroaten hörten, die seinerzeit dem bösartigen Sohne behilflich waren ihren guten Herrn, den König Radoslav aus seinem Reiche zu verjagen und mit bewaffneter Hand mit seinem undankbaren Sohne aus dem Lande vertrieben, also als dies die Ungläubigen hörten; da liessen sie die Briefe gar nicht zu Ende lesen und sprangen auf. Statt nun auf die höfliche Bitte des hl. Vaters, des Papstes, und des römischen Kaisers die heiligen Stätten den Heiden zu entreissen und zu befreien, da begannen jene von Gott Verfluchten zu schreien und zu raisonieren gegen den erlauchten König, ihn einstimmig anklagend und herausfordernd, wie die Juden Jesum Christum, wonach er sie aus ihrer Heimat herausbringen wolle, sowie ihre Frauen und Kinder, um mit dem Papste und dem Kaiser jene Stätten wegzunehmen, wo Gott gekreuzigt wurde und wo sich sein Grab befindet. „Was kümmert das uns!" riefen sie.

Die ungläubigen Kroaten fassten nun einen bösen Gedanken und einen ungerechten Entschluss, indem sie ein hässliches Geschrei begannen und unter sich und den Übrigen revolutionäre und laute Schmähungen verbreiteten. Sie begannen ähnlich zu rufen, wie die Juden gegen Jesus Christus ausriefen, als ihr Oberhaupt[98]) erklärte: „Besser, es stirbt einer, als dass das ganze Volk zugrundegehe!"

Nun begannen die verruchten und ungläubigen Kroaten laut wie Hunde oder Wölfe zu schmähen: „Besser, dass er selbst zugrundegeht, statt dass er uns aus unserem Erblande hinausführt von Gottes wegen, um Anderen so weit Entfernten ein Land wegzunehmen oder andere Städte!" — So begannen sie nun, ähnlich wie die bellenden Hunde, die gegen die Wölfe losgehen, den guten König Zvonimir,

[98]) Kaiphas, laut Evangelium Johannis (11, 50).

ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, unter Tumult mit Waffen niederzuschlagen, seinen Körper zu verwunden, und des guten Königs und Herrn Blut zu vergiessen.

Als er nun so verblutend in grossen Schmerzen lag, da verwünschte er die ungläubigen Kroaten und ihre Nachkommen, im Namen Gottes und dessen Heiligen, sowie in seinem und seines unwürdigen Todes Namen, es mögen die Kroaten niemals wieder einen König ihres eigenen Volkes haben, sondern stets einem fremden Volke untergeordnet sein.[99]) So hauchte er, noch todeswund die Kroaten verwünschend, seine Seele aus. Sein Geist ging nun unter der Gnade desjenigen, der alles vermag, dahin, um sich mit den Engeln zu freuen in Ewigkeit.

Als nun König Bela I. von Ungarn vernommen, was in Kroatien geschehen, rückte er eiligst mit einem grossen Heere heran, eroberte das Königreich Kroatien, rächte den Tod des berühmten Königs Zvonimir, und unterjochte die Kroaten, sowie die Königreiche Zagorje, das Küstenland und Bosnien. Sie hatten nun den König Bela zum Herrscher, nachdem sie ihren eigenen ohne Anlass erschlagen hatten. Vom genannten ungarischen Könige wurden nun die Kroaten auf Gnade und Ungnade unterworfen, der auch die Freien zu Knechten machte. Es wurde wahr, wie die Schrift sagt: eine böse Arbeit trägt bösen Lohn. So wurden für ihre Arbeit auch die verwünschten und ungläubigen Kroaten infolge der Sünde, weil sie ihren guten Herrn, den König Zvonimir, ähnlich wie die Juden den Herrn Jesus Christus, vernichtet haben, bezahlt. Und so dienen auch die verwünschten Juden anderen, denn auch sie haben keinen König mehr aus ihrem Volke.

[99]) Dieser Fluch ging zum grössten Teile in Erfüllung. — Der Chronist, der die Situation lediglich von seinem religiösen Standpunkte erfasst, wird aber in dieser Darstellung stark einseitig, denn die Aufforderung allein, sich an dem Kreuzzuge zu beteiligen, hätte ebenso auch ruhig abgewiesen werden können. Es wird da wohl der langgenährte Hass des Adels (vlastelin) zum Ausbruche gekommen sein, der durch die unparteiische Regierung Zvonimirs an Vorrechten und Einfluss einzubüssen drohte. Ebenso mögen religiöse Disharmonien wie auch der Umstand massgebend gewesen sein, dass der Adel sah, wie das Volk im Wohlleben, Reichtum und ausschliesslicher Friedensbetätigung an Kriegstüchtigkeit einbüsse; dieser latente Hass gegen den König mag nun zu der für die Zukunft der kroatischen Nation so verhängnisvollen Katastrophe geführt haben — Ueberdies stellt der kroatische Chronist Ivan Tomašić (1561) jene Vorgänge wesentlich anders u. z. der Wirklichkeit weit ähnlicher aussehend dar.

Der gute König Zvonimir lebte bis zu seiner Tötung 35 Jahre im Königreiche; erschlagen wurde er im Jahre Jesu Christi 1080 weniger ein Jahr.[100])

F. V. Sasinek:

Alexander der Grosse.

Der berühmteste Eroberer und Herrscher der alten Welt ist ohne Zweifel Alexander der Grosse.

Meine Aufgabe ist es nun nicht seine Kriegszüge zu schildern, sondern nur seine Nationalität zu überprüfen. Da er nämlich in der Geschichtsschreibung Alexander Macedo oder König der Macedonen genannt wird, und die Macedonen doch bis zum heutigen Tage Slaven sind, kann er nur ein Slave oder ein König der Slaven gewesen sein. Man wird allenthalben diese bisher ungehörte Behauptung belächeln, aber alle Umstände geben bei näherer, vorurteilsloser Überprüfung dieser Auffassung recht.

Die Nationalität Alexanders und seiner Macedonier darf freilich nicht unmittelbar unter dem Namen „Sclaveni" oder „Sclavi" gesucht werden, da diese ethnographische Bezeichnung zum ersten Male erst im VI. Jahrhunderte n. Chr. auftaucht. Die objektiven Geschichtsforscher können es aber nicht leugnen, dass die Slaven vor dem genannten Jahre schon existierten, wenn auch unter anderen Namen, daher wir für die slavischen Macedonier eben einen zweifellos slavischen Namen erbringen müssen, sofern dieser Name selbst nicht slavisch sein sollte.

Titus Livius erzählt gleich anfangs seiner Geschichte die uralte Sage, Äneas sei nach dem Falle Trojas mit seinen Trojanern, die den Namen „Veneti" führten, nach Macedonien ausgewandert, und habe sich dort neue Wohnsitze gegründet. In Herodots noch älterer Geschichte lesen wir, dass die Bewohner Trojas nach dem Falle der Stadt durch Äneas bis zum Adriatischen Meere geführt und dort unter dem Namen „Eneti" (Veneli) angesiedelt wurden.

Da die „Veneti" in der historischen Zeit ausschliesslich als Slaven bewertet wurden, so ist der Ursprung jener Sagen augen-

[100]) Wie bereits erwähnt, starb Zvonimir nicht i. J. 1079 sondern 1095. Historische Tatsache ist aber, dass es i. J. 1079 in Kroatien eine revolutionäre Bewegung gab, deren Anführer der župan Veselin war, da ihn Papst Gregor VII. (1073—1085) selbst zur Einstellung der Feindseligkeiten aufforderte. — Der Chronist Tomašić führt sogar das Jahr 1057 als das Todesjahr Zvonimirs an; welcher Zeitrechnung dieser anhing, ist unklar.

scheinlich ein solcher, wie er sich bei allen Völkern wiederholt: man sah die Veneter, die in Macedonien und Italien sassen, nicht als Stammvolk an, sondern als Einwanderer, denn es liegt einmal im Wesen des Menschen, alles Unerklärliche in weite Fernen zu verlegen. Dass aber Macedonien mit seinen Venetern ein urslavisches Land war, dies erhärtet auch folgende geschichtliche Tatsache. Pomponius Mela (40 n. Chr.), der Herodot (444 v. Chr.) fast wörtlich folgt, schreibt, dass die Thraker zwischen dem Balkan und der Adria, die sich aber eigentlich vom Schwarzen Meere bis zu den Illyrern erstrecken, eine einzige, jedoch in verschieden benannte Stämme zerfallende Nation sind, und hebt namentlich die Macedonier hervor, die von ihren eigenen Königen Philipp († 350) und Alexander († 324 v. Chr.) regiert wurden.[1]) Philipp war der Überwinder der Griechen, Alexander jener der Asiaten; deren Feldzüge hat Curtius Rufus ausführlich beschrieben.

Nachdem Philipp die Athener, Illyrer und Lacedämonier besiegte, unterwarf er sich auch die Thraker, seine Nachbarn, bis zum Schwarzen Meere, überschritt dann den Balkan und die Donau und unternahm einen Raubzug nach Scythien (Westrussland und Slovakei), von wo er an 20.000 Knaben und Mädchen, eine Menge Hornvieh, dann Gold und Silber wegführte. Mit dieser Beute an der Donau angelangt, wurde er von den Triballen (Serben) angehalten, die ihm den Durchzug nur bei Beuteteilung zugestehen wollten. Im darauf entstandenen Kampfe wurde Philipp schwer verwundet. Die Soldaten, ihren König tot vermutend, überliessen die Beute den Angreifern und kehrten leer nach Macedonien zurück.

Nachdem Philipp gesundete, zog er abermals mit seinem Sohne gegen die Athener und die mit diesen verbündeten Städte; der siegreiche Feldzug machte ihn nun zum Herrn von Griechenland, woraus hervorgeht, dass er selbst kein Grieche oder früherer Beherrscher von Griechen war; überdies bestellte er Aristoteles, einen Macedonier aus Stagira, der jedoch griechische Bildung hatte, als Lehrer für seinen Sohn.

Nach des Vaters Tode bereitete sich Alexander zum Kriege gegen Darius, den mächtigen König der Perser, vor. Um im Rücken gesichert zu sein, unterwarf er zuvor noch die Triballen und Thraken, sowie die Geten zwischen der Donau und den Karpaten, und zog

[1]) Una gens Traces habitant, aliis aliisque praediti et nominibus et moribus. Quidam feri sunt et ad mortem paratissimi Getae utique. Tum Macedonum populi CL urbes habitant. Alumni efficiunt, Philippus Graeciae domitor, Alexander etiam Asiae. (Pomp. Mela, I. 41, 45).

dann gegen Darius. Sein Heer bestand hauptsächlich aus den östlichen, d. i. macedonischen Thraken, da die wortbrüchigen Griechen zu unverlässlich waren. Die Macedonier aber, denen er — bis auf die Militärpflicht — volle Freiheit geschenkt hat, waren seine treuesten Krieger.

Alexander der Grosse war sonach offenkundig kein Grieche, um so mehr als er die wortbrüchigen Griechen doch hasste und auch bekämpfte; ein Römer war er gleichfalls nicht, da die Balkanhalbinsel damals mit den Römern noch in keinerlei Berührung stand; er war also ein Thrake und als solcher daher zweifellos ein Slave.[2]) Der Name „Alexander" ist freilich griechisch im heutigen Sinne, denn hochgestellte Personen haben seit jeher ein gewisses exzeptionelles Sprachverhältnis zur Landessprache an den Tag gelegt und sei hier nur an die Bevorzugung des Französischen in den letzten Jahr-

[2]) Die Albanerenthusiasten haben sogar herausgefunden, dass Alexander d. Gr. ein Skipetare war. — Nachdem sich heute die Wissenschaft in die Tagesblätter geflüchtet hat, da die Fachzeitschriften kaum jemand mehr liest, ist es notwendig auch solchen Publikationen eine gewisse Beachtung beizulegen. A. Eder schreibt in der Wiener Mittags-Zeitung v. 6. Oktober l. J. folgendes:

»Es gibt merkwürdige Parallelen in der Völkergeschichte. Robert Müller hat unlängst in der »Mittags-Zeitung« einen hochinteressanten Artikel veröffentlicht, der auf die Verwandtschaft und Wesensähnlichkeit zweier Urvölker, der Kelten und der Illyrier (der modernen Albanesen) aufmerksam macht. Dieser Hinweis beleuchtet jäh wie ein Blitzschein tragisches Völkergeschick. In dem unwirtlichen und öden Westen Frankreichs (Bretagne), Englands (Wales), Schottlands (Highland) und in die ärmlichsten Gegenden Irlands zurückgedrängt, sehen wir die hochbegabte und ritterliche Nation der Kelten. Ganz West- und Zentraleuropa war einstmals von ihr erfüllt, die älteste Eigenkultur Europas, die hallstättische Bronzekultur, war ihr Werk, und heute noch ist ihr Geist der moussierende Champagner in der Eigenart der Franzosen. Auch der witzigste Kopf des modernen Grossbritannien, Bernard Shaw, ist keltischen Blutes, ein Ire. Und klingen nicht bei der Nennung der Kelten schwermütigbestrickende Melodien auf: »Tristan und Isolde«, Ossians Gesänge, Moores Lieder?«

Und nun ein anderes Volk, ebenso hochbegabt, ebenso ritterlich, ebenso unglücklich: das Volk der Illyrier, der modernen Albanesen. Die ganze nichthellenische Balkanhalbinsel bis hinauf zur Drau und zur Donau hatten sie einst inne, der griechischen Kultur schenkten sie ihre tatkräftigsten Verbreiter; Alexander der Grosse und seine Feldherren, die ganz Vorderasien mit Griechentum durchtränkten, waren Mazedonier, ergo thrako-illyrischen Stammes. Es ist historische Tatsache: Alexander der Grosse war ein Skipetare! Nur ein Skipetare war eines solchen phänomenalen Elans fähig, nur Skipetare konnten, eine Handvoll Abenteurer, im ersten Ansturm die halbe Welt vor sich niederwerfen. Zur römischen Kaiserzeit waren die Illyrier die besten Soldaten des Weltreiches, ein Illyrier, Diokletian, taucht auf als einer der markantesten Herrschernamen Roms« usw. — Im Grossen stimmen demnach unsere Ansichten über die Kelten und Illyrer ganz überein, nur in der Sprachenfrage dürften wir noch einiges einzuebnen haben. —

hunderten kurz hingewiesen; überdies haben wir über Alexander überhaupt nur griechische Quellendaten, die hiebei doch den Namen ihrer Sprache anpassten; der landesübliche Name kann dabei auch Aleš, wie die Slaven Alexander nennen, Oleg, Saša und ähnlich gelautet haben. Hingegen weiss man, dass Alexander seiner Nation treu geblieben ist und die Renegaten geradezu verachtete. Zum Beweise diene nur der Prozess gegen Philotas, dem er vorwarf, dass er die macedonische Sitte und Sprache vernachlässige.[3])

Es ist schade, dass die alten Schriftsteller keine ausgesprochene Tendenz hatten slavische Namen und Begriffe im Originale anzuführen, wir wissen daher heute nicht, was darunter eigenes und was fremdes Sprachgut ist. Ein Führer hiess z. B. „Belon"; durch seine Tapferkeit erreichte er, trotz seiner niederen Abstammung, eine hohe militärische Stellung. Dieser charaktervolle Macedonier war es auch, der Philotas anklagte, er möge sich als Macedonier schämen, mit seinen eigenen Landsleuten durch einen Dolmetsch zu sprechen.[4]) Alexander mag dies als Macedo-Slaven, der sich sonach mit seinen Leuten immer persönlich verständigte, besonders unangenehm aufgefallen sein.

Nun muss auch noch die Frage, ob die Thraker Slaven waren, einer näheren Klärung zugeführt werden.

Wie bereits angedeutet, taucht der Name „Sclavini" (bei Jornandes) und „Sclaveni" (bei Procopius) im Jahre 552 n. Chr. das erstemal in der Geschichtsschreibung auf; bis dahin gebraucht kein Schriftsteller diesen Kollektivnamen, weil da eine Unmenge von Detailnamen die grosszügige Auffassung trübte. Und doch schreibt schon Herodot (444 v. Chr.): „Die Thraken sind nach den Inden (in Asien) die grösste unter den Nationen. Würden sie von Einem beherrscht oder würden sie einig sein, so wären sie unüberwindlich und die mächtigsten unter den Nationen; dies ist jedoch nicht der Fall und eben deshalb sind sie schwach. Jeder Teil von ihnen hat einen eigenen Namen, je nach dem Gebiete, das sie bewohnen. In ihren Gebräuchen sind sie sich jedoch ähnlich." — Dem ist beizufügen, dass Herodot zu diesen auch die Geten, Scythen und Sarmaten zählt. Der Name „Thrak" war also ein allgemeiner für alle diese Völkerschaften; erst als die Griechen einen Teil derselben unterwarfen, nannte man vor allem jenes Gebiet „Thracia", wo Bysanz mit

[3]) Illum a nostro more et sermone abhorrere«. (Curtii Rufi: Historia Alexandri Magni, Norimbergae, 1804, p. 254.)

[4]) »Qui non erubesceret, Macedo natus, homines linguae suae per interpretem audire«. (Curt. Ruf. p. 277.)

seinem Verwaltungsgebiete lag. — Etymologisch ist „trak", richtiger „drak", die altslavische Bezeichnung für Krieger, Panzerträger (lat. „*thorax*"); „Thraker" nannte man also alle jene Völker, die ihre waffenfähigen Männer als „traci, draci" bezeichneten, und bestehen dieselben Analogien auch fast bei allen sonstigen Volksnamen.[5])

Dass unter „Thrax" ein Nichtgrieche, daher Slave zu verstehen ist, ersieht man auch aus dem Beinamen des griechischen Kaisers Maximinus Thrax (236—238), der, obschon von niederem Stande, von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen wurde.

Hält nun Herodot alle diese Völker als zusammengehörig, wofür doch vor allem die gleiche Sprache eine Vorbedingung ist, so bestätigt dies weiter noch Ovid, der doch als Verbannter in Klein-Scythien (Dobrudža), dem Knotenpunkte der thrakischen, getischen, scythischen und sarmatischen Völker lebte, der da schreibt, er müsse durch Mimik jenes bezeichnen, was die Bewohner durch Worte ausdrücken. Er sagt: „Um mich schallt der thrakische und scythische Mund; es scheint, dass ich das Latein vergessen habe; erlernt habe ich getisch und sarmatisch zu sprechen."[6]) Sind nun die dortigen Verkehrssprachen Ovid fremd gewesen, so waren sie zum mindesten nicht romanisch, und können überhaupt nur slavisch gewesen sein, was aus allen bekannten Daten logisch hervorgeht.

Von einem mechanischen Völkeraustausch weiss die Geschichte im grossen absolut nichts; die Provinz Thracien existiert bis heute als eine solche mit überwiegend slavischer Bevölkerung; die Griechen selbst sahen die Thraker, wie Theophylactus (629) berichtet, als ein autochthones Volk an; wir hörten (Seite 182), dass sich im IV. oder V. Jahrhunderte ein fremdes Volk in dieser Gegend niederliess, doch sprach dieses wieder die gleiche, also slavische Sprache; aber auch die Osmanen änderten sprachlich nichts; ja, im Gegenteil, sie akkomodierten sich überall an die Sprache der unterjochten Völker. Wann sollen demnach alle diese viele Millionen zählenden Völker in Europa eingerückt sein? Wie können diese nur dem Slaven verständliche topische Namen, die doch schon von den ältesten römischen wie griechischen Schriftstellern vorgefunden wurden, den Bergen, Gewässern und Ansiedlungen daselbst gegeben worden sein, wenn Vertreter der slavischen Sprache gar nicht da waren? Weshalb sollen gerade die slavischen Völker nie eigene Herrscher besessen haben? —

[5]) Desselben Stammes ist auch »draga, draha« (= Kampfplatz), »Dragoner« (= bewaffneter Reiter), »drakonisches« Gesetz, d. i. ein militärisch strenges; »Trakehner« (= Militärpferd) u. ä. m.

[6]) Ovidius, lib »Tristium«, 5, eleg. 14 und »De Ponto«, liber 3, eleg. 2. —

Mit diesen höchst wurmstichigen Prämissen sowie dem naiven Unwissendtun, woher die Slaven kamen, ob sie eine Kultur hatten, ob ihre Organisation eine brauchbare war, wird sich weiter absolut nicht arbeiten lassen, denn haben die Slaven auch als Unterjochte ihre nationale Integrität erhalten, so werden sie dieselbe als Freie umsomehr hochgehalten haben, und bietet Alexander d. Gr. hiebei nur einen der glänzendsten Vertreter ihrer hervorragenden staatlichen wie militärischen Potenzen. —

M. Žunkovič:

Slavische Glossen in der „Lex Salica".

Schon auf Seite 16 wurde die Öffentlichkeit auf die bisher ganz unbeachtete Tatsache aufmerksam gemacht, dass sich in dem uralten Strafkodex der salischen Franken zahlreiche slavische Rechtsbegriffe in den lateinischen Text eingemengt befinden, und ist, soweit bekannt, bisher auch niemand dieser Behauptung entgegengetreten.

Im Weiterstudium kamen aber noch andere wichtige Momente an den Tag, die es verdienen, der öffentlichen Diskussion unterzogen zu werden. Das in der beiliegenden Tafel III ersichtliche Faksimile stellt die erste Seite des in der Stiftsbibliothek zu St. Gallen (Schweiz) befindlichen Exemplares der „Lex Salica" dar. Die Handschrift stammt aus dem Jahre 794 von einem „Wandalgarius" sich nennenden Manne, dürfte, der longobardischen Buchstabenform nach, aus dem Küstenlande oder aus Oberitalien stammen, und ist sonach eine Abschrift.

Von diesem Gesetzbuche sind sechs Handschriftenexemplare vorhanden, deren Texte aber nicht einheitlich sind, da in manchen Kopien minder wichtige Paragraphe ausgelassen sowie auch die Glossen nicht einheitlich dargestellt sind. Der Text unseres Faksimiles lautet:

„In nomine Domini nostri Jesu Christi incipiunt titulus legis salice:

I. De mannire.

Si quis ad mallum legibus dominicis mannitus fuerit, et non venuerit, se cum sunnis ne detenuerit, sol. XV. culpabilis judicetur.

Illi vero, qui alio manit et ipso non venerit, se cum sunnis non detenuerit, sol. XV. et cui manuit, conponat.

II. De furtis porcorum.

Si quis purcellum lactantem de cranne furaverit et ei fuerit adprobatum, mal chranne chalti, rechalti, sol. III. culpabilis judicetur.

Si quis purcellum juraverit, qui sine matere vivere possit et ei fuerit adprobatum, mal himnes theca, sol. I. culpabilis judicetur, excepto capitale et dilatura. Si quis bimum porcum juraverit mal in zimis sviani, sol. XV. culpabilis judicetur excepto capitale et dilatura."

Die hier im Drucke hervorgehobenen, im Originale jedoch graphisch nicht abweichenden Glossen befinden sich im II. Abschnitte, der „Von den Schweinediebstählen" handelt. Der erste Strafsatz lautet: „Wenn jemand ein saugendes Ferkel von der Ernährung weg gestohlen und es ihm bewiesen wurde, gemeinhin *chranne chalti, rechalti* genannt, soll zu XV Soldi verurteilt werden." — „*Chranne chalti*" bedeutet anscheinend: von der Ernährung abschneiden, denn „hrana" bedeutet im Slavischen: Ernährung, Futter; „kalčiti" muss einst schneiden, abschneiden, ausschneiden bedeutet haben, da sich der Begriff „kalčmar" für Schweineschneider (Kastrierer) im Slovenischen bis heute erhalten hat. „Rechalti" ist dermalen auch nicht näher verständlich.*)

Im zweiten Strafsatze ist für die Glosse „*himnes theca*" einstweilen auch keine seriöse Erklärung zu finden; es handelt sich hiebei um den Diebstahl eines schon abgespenten Ferkels. —

Im dritten Strafsatze wird der Diebstahl eines zweijährigen Schweines erörtert. Die Glosse „*in zimis sviani*" spricht aber durchaus von keinem zweijährigen, sondern von einem „einen Winter alten Schweine", stellt sich sonach in einen scheinbaren Widerspruch zur Strafbemessung. Doch entspricht dies vollkommen der landläufigen Altersberechnung, denn vor mehreren Dezennien konnte man in Untersteiermark noch immer hören, dass die Bauern bei den Schweinen nicht nach den Kalenderjahren das Alter taxierten, sondern nach den zurückgelegten Wintern. Jener Winter, in welchem das Schwein seiner nahrhaften Bestimmung zugeführt wird, zählte z. B. schon nicht mehr zur Altersberechnung. Ein junges Schwein, das dem normalen Frühjahrswurfe entstammt, ist im zweiten Winter darauf wohl ein zweijähriges, aber nur ein einwintriges, d. h. es ist nahezu zwei Jahre alt, hat aber erst einen vollen Winter hinter sich. So erklärt sich wohl die Zeitdifferenz des lateinischen Textes und der slavischen Glosse am natürlichsten.

Dass diese Glosse zweifellos slavisch ist, ist leicht zu erweisen, denn wenn auch der Begriff „svin" für Schwein im Althochdeutschen

*) Im Texte der Handschrift von Sens-Fontainebleau-Paris steht wieder statt »chranne chalti« ein »chrinne chulti«. Man weiss nun nicht, welcher Text richtig ist; es wäre daher notwendig, alle Handschriften einmal phototypisch zu vervielfältigen, da die Originale zu zerstreut sind. »Čula« heisst übrigens im Slovenischen: weibl. Schwein; »čulek«: Eber.

(„swina") wie im Slavischen noch gleichlautet, so ist hingegen „zima, zimni" (= Winter, wintrig) gewiss kein deutscher, daher darin auch der sprachentscheidende Beweis liegt.

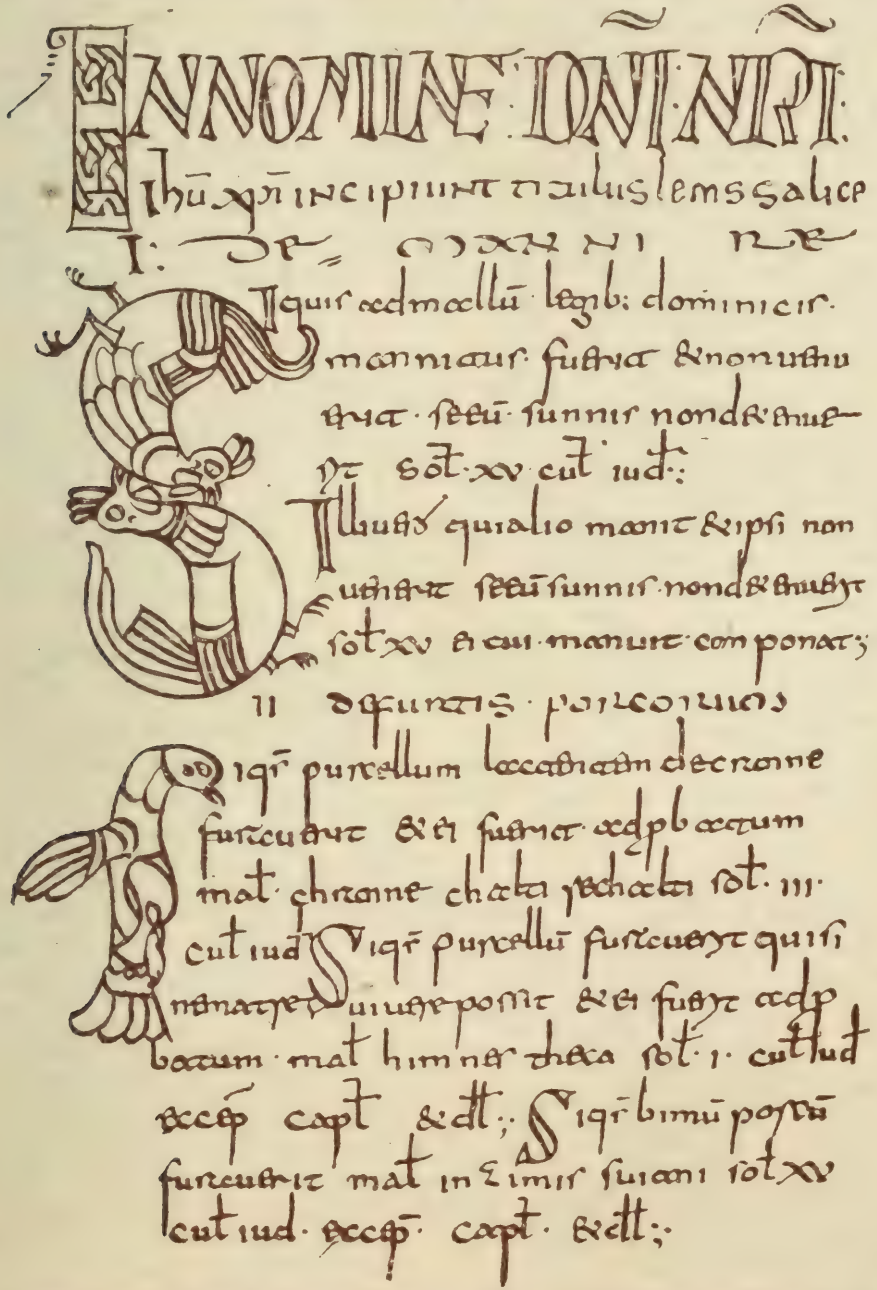
Die Erklärer der „Lex Salica" benennen diese fremdsprachigen Einschübe durchwegs als „malbergische" Glossen. Dr. Henne am Rhyn schreibt in der „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" (S. 80/1), es seien dies in den lateinischen Text eingeschobene altdeutsche Rechtsausdrücke, wie sie bei den alten Germanen auf dem „Malberg", d. i. der Gerichtsstätte unter freiem Himmel, üblich waren. — Die Sache stimmt aber nicht, denn diese Ausdrücke bilden durchaus kein altdeutsches Sprachgut, da sie überhaupt nicht deutsch sind, und wurden nur so originell, wie sie den slavischen Bewohnern daselbst eigentümlich waren, in das Gesetzbuch eingestellt. Dass man aber volksgeläufige Begriffe einst ebenso wie heute, im Originale anwendete, ist doch nur natürlich und auch geschichtlich festgelegt, denn zahlreiche Urkunden Deutschlands führen noch viele Jahrhunderte später slavische Original-Rechtsbegriffe an, sobald die eigene Sprache über keinen prägnanteren Ausdruck verfügte; dass aber dies umso häufiger der Fall war, je weiter wir in der Zeit zurückgehen, ist geradezu selbstverständlich, nachdem die Germanisierung der bodenständigen Slaven erst sukzessive fortschritt, und erhielt die deutsche Umgangssprache in Deutschland vielleicht erst im XI.—XII. Jahrhunderte die absolute Majorität.

Weshalb jedoch die Kommentatoren der „Lex Salica" jenen den Glossen vorgesetzten Begriff „mal" als „Malberg" deuten, ist so lange nicht erklärlich, bis es nicht feststeht, ob in irgendwelcher Handschrift ein Beleg hiefür ist; ansonst kann das spätlateinische „mal" nur das normallateinische „male" sein, das als: schlechthin, gemeinhin, gewöhnlich, volkstümlich aufzufassen ist.

Die „Lex Salica" muss, wie aus bestimmten Angaben in derselben hervorgeht, schon mindestens in den Jahren 486—496 kodifiziert worden sein; sie enthält eine Sammlung von Gewohnheitsrechten und Strafsatzungen, wie sich solche wohl durch viele Jahrhunderte hindurch bei den salischen Franken herausbildeten und festigten. Nehmen wir nun an, dass diese Rechtsbestimmungen mit ihrer slavischen Terminologie nur hundert Jahre vor ihrer Kodifizierung schon im Volksgebrauche auftauchten, was aber ebensogut tausend Jahre früher der Fall gewesen sein konnte, so erhalten wir hiemit doch schon slavische Schriftbelege ungefähr aus der Zeit um 390 n. Chr.

Die Handschrift der »Lex Salica« in St. Gallen.

Die älteste bisher bekannte datierte Handschrift mit slavischen Glossen.



Faksimile der 1. Seite in Originalgrösse. — Titel und Zahlen sind im Originale rot ausgeführt.

Die Glossen in der „Lex Salica" bilden daher heute und einstweilen das älteste bisher datierte slavische Handschriftdenkmal, und wird mit diesem Dokumente zugleich auch die Völkerwanderungshypothese, weil anachronistisch, völlig unhaltbar und wertlos.*)

J. E. Chadt:

Die Grenzzeichen in den böhmischen Ländern.

Das Studium der Geschichte der Grenzzeichen, der Gewohnheitsrechte und Formalitäten in Grenzfragen sowie der einschlägigen Nomenklaturen gibt wohl überall annähernd dieselben Schlussergebnisse; nachstehend soll aber dieses Thema doch, soweit es die Länder der böhmischen Krone betrifft, näher erörtert werden.

Was sich überall in den mittelalterlichen Urkunden wiederholt, macht auch hier keine Ausnahme: wusste man kein präzises Wort für eine Grenzrelation im Lateinischen oder Deutschen, so setzte man das gebräuchliche böhmische Wort ein, ein Beweis, dass der slavische Begriff nicht nur altbekannt, sondern ausschliesslich im Gebrauche war. So sagt eine Urkunde vom Jahre 1165: *„ambitum, quod sclavonice vgezd (ujezd) dicitur"*; vom Jahre 1210: *„metae quae signantur ghraniz"*; vom Jahre 1214: *„quam circumeundo positis acervis, qui kopzi vel granicie dicuntur"*; vom Jahre 1215: *„ad montem, qui dicitur hranicza Hora"*; *„per certas metas, quae vulgo hranicie vel kopci sive vrociscie dicuntur"*; vom Jahre 1228: *„ad occidentem lapis, qui dicitur Kralow stol"*; vom Jahre 1249: *„signa, quae meze dicuntur"*; *„quae meze vel kopci in vulgo dicuntur"*: *„usque ad Scalkam"*; vom Jahre 1437: *„tria nemora vulgariter tři ochozi"* u. v. a. —

Alle diese Volksbezeichnungen, die man daher immer bringen musste, sobald man sich verständlich ausdrücken wollte, zeigen untrüglich an, dass es eben und nur die Slaven waren, welche hier zuerst das praktische Bedürfnis hatten, Grund und Boden untereinander zu verteilen, sowie diese Verteilung äusserlich rechtsgültig ersichtlich zu machen; über die Zeit jedoch, wann dies geschehen, fehlt

*) Einige moderne Historiker haben, gedrängt durch die Unhaltbarkeit der bisherigen Hypothesen, die Völkerwanderung bereits in das II. Jahrhundert, einige sogar schon in die vorchristliche Zeit verlegt. Wem es mit der Wahrheit ernst ist, der leitet kein solches licitando-Verfahren ein, sondern macht gleich radikale Ordnung; eine auf persönliche Konzessionen aufgebaute Wissenschaft ist eine Komödie. —

einstweilen jeder konkrete Anhaltspunkt; dass es viele Jahrhunderte zuvor war, ist sicher; dass es Jahrtausende vor dem ersten erhaltenen schriftlichen Belege war, ist hingegen wahrscheinlich. Für diese Annahme spricht z. B. der Umstand, dass schon die Römer den Begriff „*ad cervos, acervus*" für Grenzhügel gebrauchten, in welchem sich das altslavische Wurzelwort „čer" (= Grenze) vorfindet, und dass ein etrurischer Grenzstein, der mindestens schon 500 Jahre v. Chr. als solcher erzeugt worden sein muss, die slavische Aufschrift in Runen enthält: „*meze ne munjus*", d. i. verrücke nicht die Grenze, woraus sich auch noch der kulturell bedeutungsvolle Rückschluss ergibt, dass man einen Grenzstein mit einer solchen Warnung kaum wird eingesetzt haben, wenn das Lesen damals nur eine besondere Kunst für Auserwählte gewesen wäre.

Als Grenzzeichen galten in der Hauptsache grössere mit der Spitze nach aufwärts sichtbar gestellte Steine. Seltener wurden hiezu aus der Erde hervorragende oder durch Abgrabungen der Erde blossgelegte gewachsene Felsköpfe verwertet. In letzterem Falle ergab es sich oft, dass man einen Felsblock antraf, der nun nach dem Wegräumen der Erde auf seiner natürlichen Unterlage labil lag, und so zu einem Wag- („vag, vaha" = Grenze) oder, wie er im Deutschen genannt zu werden pflegte, zu einem Wackelsteine wurde. Die Böhmen gebrauchen hiefür die Bezeichnung „viklan", Mehrzahl „viklani", die Slovenen „gingač, gingec", die Engländer „rocking stones", die Franzosen „pierres broulantes" usw. Je nach der Verteilung der Schwerpunktlage kann solche Steine selbst ein starker Wind in Bewegung bringen; meist gehört aber hiezu eine grössere mechanische Kraftanwendung.

Wagsteine sind, wie schon die Spezialnamen besagen, nahezu überall anzutreffen, und werden solche bereits in den ältesten geographischen Schriften erwähnt. In Böhmen weist Vocel („Pravěk země české") solche Steine bei Krt (unweit Jesenice), bei Kadov (nächst Horažďovice), bei Zdeslav (bei Rakovnik, als „Kačena" oder „Husova kazatelna" bekannt), bei Vysoký Chlumec (Bezirk Sedletz) u. a. — In einigen Fällen scheint es, als wäre der Stein derart verwittert, dass er schliesslich nur auf einer mässigen Basisfläche zu ruhen kam. Für jeden Fall wäre es aber notwendig überall zu überprüfen. ob solche Steine tatsächlich heute an einer Grenze oder doch an einer solchen Stelle liegen, die früher als Grenzlinie galt, denn in diesem Falle ist es höchstwahrscheinlich, dass der Wagstein bewusst zu solchem gemacht wurde.

Als Grenzzeichen dienten sehr oft auch eigens hiezu gesetzte, ein hohes Alter erreichende, vom Baumwuchs der Umgebung als

Spezies sich abhebende Bäume, die dadurch noch auffälliger gekennzeichnet wurden, dass man an ihnen Bilder, Kreuze, Schlag- und Wegzeichen u. ä. anbrachte. Bisweilen waren es, namentlich in der Ebene, künstliche Erd- und Steinhügel; im hügeligen Terrain grub man bisweilen eine Erhebung so ab, dass sie einen auffallenden Eindruck machte, ja, oft einen regelrechten Kegel bildete. Solche Grenzhügel tragen im Slavischen sehr oft den Namen (besonders in Ostmähren) „Vinohrad, Vinohrádek, Vinohrádky", was eben Grenzhügel, Grenzwerke bedeutet. Diese Etymologie hat mit einem Weingarten nichts zu schaffen, namentlich da sich solche Grenzzeichen oft in Gegenden befinden, die in der jetzigen klimatischen Zeitepoche einen Weinbau daselbst ausschliessen; überdies sind solche Punkte meist noch heute an Grenzen gelegen, wovon sich jedermann überzeugen kann. So bildet z. B. der ob seiner kegelförmigen Form auffallende Hügel „Vinohrádek" im Bezirke Holleschau (Mähren) die Grenzecke der Gemeinden Bystritz a. H. und Chvalčov.

Ein besonders kunstvolles Grenzzeichen bilden die Dreh- oder Schwungsteine, böhmisch „točník" genannt; diese bestehen aus zwei korrespondierenden, mit halbkugelförmigen Ausnehmungen versehenen Steinblöcken, deren einer natürlich in der Erde fixiert ist; der obere Teil liegt auf einer Kugellagerung und kann auf diese Weise um die eigene Achse — natürlich mit der nötigen Kraftaufwendung — gedreht werden. Ob sich solche noch wo in den böhmischen Ländern intakt befinden, ist nicht bekannt, da sie aus Neugierde, ob nicht im Hohlraume etwas besonderes zu finden sei, zerlegt oder zertrümmert wurden; sie seien aber des Interesses wegen hier erwähnt, da es möglich ist, dass sich irgendwo ein solcher kelchförmiger Stein noch erhalten hat, obschon er in diesem Falle auch durch die Eisbildung gesprengt sein dürfte.

Das Setzen von Grenzsteinen (böhmisch „sadíti"; der Setzer: „sadek, sadovec", daher auch die vielen Ortsnamen: „Sad, Sady, Sadská" u. ä.) oder Erneuern derselben (Ortsnamen: Novosad, Novosady" u. ä.) geschah durch Amtspersonen oder durch hiezu sozial berufene Organe. Anwesend waren hiebei immer die beiden interessierten Grenzparteien sowie die Bevölkerung der weiteren Umgebung. Handelte es sich um eine neue Abgrenzung, so wurden die Grenzzeichen feierlich eingesetzt, die Punkte in Urkunden verzeichnet, sowie in bezug auf Lage und volkstümliche Benennung genau beschrieben; überdies wurden die Namen jener Personen eingetragen, die als Hauptzeugen hiebei fungierten. Eine Grenzzeichenkotrolle fand überdies bei jedem Besitzwechsel statt.

Die so festgelegten Grenzen hatten eine öffentliche Wichtigkeit und standen unter allgemeiner Kontrolle. Um festzustellen, ob nicht welche Grenzzeichen versetzt wurden, fand eine solche Grenzbegehung jährlich statt, und nahm diese ursprünglich profane Kontrolle später sogar einen kirchlichen Charakter an. In den böhmischen Ländern wurden die Grenzzeichen entweder am Pfingstsonntage oder Ostermontage von Priestern, denen die ganze Gemeinde folgte, begangen und mit Weihwasser besprengt. Die Bittgänge auf die Felder im April dürften dieses Ursprungs sein, da es einige Urkunden zu bestätigen scheinen. Auf der Herrschaft Vlašim mussten im Frühjahre, ehe andere Arbeiten beginnen und der Boden mit Gras und die Wälder mit Laub bedeckt sind, die Grenzen begangen und die Grenzzeichen, namentlich, wenn sie durch Gräben markiert waren, instand gesetzt werden. — Auf der Gutsherrschaft Gross-Meseritsch musste jährlich zu Ostern oder zu Pfingsten unmittelbar nach dem Gottesdienste Alt und Jung hinaus, soweit die Besitzgrenzen reichten, wo dann die Alten den Jungen die Grenzen zeigten, damit die Jungen nach dem Tode der Alten die Grenzen im Gedächtnisse behalten.

Die Grenzzeichen wurden immer an gebrochenen Linien der Gebietsgrenze angebracht; verliefen die Grenzen gerade, so waren weniger Zeichen notwendig; bildete aber der Besitz ein unregelmässiges Vieleck so kam an jede Ecke ein solches Grenzzeichen. Eine Urkunde der Herrschaft Křivoklat (Pürglitz, Böhmen) erzählt z. B., dass im Jahre 1615 die königlichen (d. i. herrschaftlichen) Besitzungen von jenen der Bauern in Rakovnik durch sieben Grenzzeichen geschieden wurden. Damit aber ein solches Grenzzeichen bei einer eigenmächtigen Umsetzung leicht wieder berichtigt werde, wurden unter jeden Grenzstein eine halbe Messingschnalle, ein Hufnagel, zwei Glasknöpfe und zwei kleine Münzen gelegt und ringsum mit Kohlenstücken bestreut. Überdies wurden hiebei drei Bauern von Rakovnik, der Förster von Lužice und ein Heger gründlich verprügelt, damit sich diese Grenzzeichensetzung den Anwesenden dauernder ins Gedächtnis einpräge. — Als offizielles „Andenken" an eine solche Grenzregulierungszeremonie war letzteres einst allgemein. Um namentlich jüngeren Personen das Gedächtnis daran besser einzuprägen, erhielten etliche dabei amtlich eine Tracht Prügel, „pardus" genannt; ja, um dieses Schauspiel besonders abnorm zu gestalten, erhielten dabei oft auch angesehene Personen, wie der Richter, Gemeindevorsteher, Förster, sowie eigens berufene Zeugen den „pardus".

Ansonsten war es auch allgemein Gebrauch in die Grube, in welche der Grenzstein eingelagert wird, verschiedene tote Zeugen zu geben,

wie: Glasscherben, Ziegel- oder Kohlenstücke, Hufnägel, Eisenfeilspäne, Messingabfälle, Münzen, Tonscherben, dann ganze Töpfe, angefüllt mit andersfarbiger Erde, mit Kohlen, Hirse u. dgl. Hat nun jemand den Grenzstein verrückt, so konnte er doch alle diese Kennzeichen nicht sammeln und übertragen; man grub nun an der alten Stelle nach, und restituierte den Grenzstein, falls man dort eben untrügliche Zeichen der wirklichen Grenzstelle vorfand.

Über Grenzverletzungen oder Grenzstreitigkeiten, die trotzalledem nicht unhäufig vorkamen, entschied das Grenzgericht unter verschiedenen Formalitäten am strittigen Orte selbst. Vor allem wurden hiezu die ältesten Leute berufen, die sich noch erinnerten, wo die wirkliche Grenze lief oder die bei der Grenzzeichensetzung noch selbst anwesend waren. An der fraglichen Stelle wurde nun eine grabähnliche Grube ausgehoben, in welcher die Zeugen barfuß, knieend und mit unbedecktem Haupte den Eid schwören mußten, dass hier die wirkliche Grenze war. Den Ernst der Sache erhöhten noch die Sagen über furchtbare Strafgerichte, die Gott an den falschen Schwur in einer solchen Sache schon knüpfte; so z. B., dass der Meineidige an Ort und Stelle vom Schlage getroffen, gleich in dieser Grube auch begraben wird und nun selbst einen toten Grenzzeugen abgibt, oder dass er dann als Grenzsteinrücker in mondhellen Nächten auf dem Orte seiner Freveltat herumspuken muss. Die vielen lokalen Sagen, dass an der Grenze, d. h. unter dem Grenzsteine jemand begraben liegt, mögen auch vielfach wirklichen Vorkommnissen entsprechen, wobei es sich doch ereignet haben konnte, dass jemand hiebei vom Schlage getroffen wurde, dass man einen überwiesenen Meineidigen an Ort und Stelle zum Tode verurteilte oder gar erschlug und gleich daselbst auch bestattete. — Aus dem Jahre 1613 wird ein Vorfall erzählt, wie zwei Meineidige dem Gottesgerichte verfielen. Es wurden fünf Gräber ausgehoben und in jedem hatte ein Zeuge den Eid zu leisten. Da fiel einer nach dem Eide sofort tot zusammen, ein zweiter sah in seiner Grube plötzlich nur Würmer, und wurde darob von einem derartigen Zittern befallen, dass er fortan nur mehr schwer selbst essen konnte, und verlor sich dieser Zustand bis zu dessen Tode nicht mehr; sie beide haben nämlich in der Grenzsache falsche Aussagen gemacht.

Dass oft auch hiebei listige Vorspiegelungen angewendet wurden, um dem falschen Eide eine Abolition zu geben, beweist die Tatsache, dass sich bei einem Grenzstreite an der österreichisch-bayrischen Grenze die wissentlich Meineidigen in die Stiefel bayrische Erde schütteten, und so beruhigt schwuren, „dass die Erde, auf der sie stehen, bayrisch sei".

Jede Grenzverletzung wurde strenge bestraft. Der Schuldige hatte normal als Strafe einen Ochsen abzugeben, der als „mezní vůl" in allen lateinischen Urkunden seit der ältesten Zeit angeführt erscheint. Ansonst bestand die Strafe für das Ausgraben eines Grenzsteines oder das Niederbrennen eines Grenzbaumes auch aus 20 Schock böhmischer Groschen, die derjenige, der sie nicht besass, sodann dem dadurch Beschädigten mit der Handarbeit abdienen musste. —

Diese kurze Schilderung der geschichtlichen wie rechtssozialen Verhältnisse in Grenzfragen in den Gebieten der böhmischen Sprache möge nun das Interesse auslösen auch in anderssprachigen Ländern der gleichen Forschung nachzugehen und namentlich das Augenmerk dahin zu richten, wie weit die Slavizität dabei auch anderswo eine begriffstechnische Rolle spielt. —

M. Žunkovič:

Einiges über den Bergbau und die Metallbearbeitung der alten Slaven.

Viele ältere, vor allem deutsche Schriftsteller bezeichnen offen die Slaven als die ältesten Bergleute Europas, und kann diese Tatsache schon deshalb nicht abgeleugnet werden, weil dies auch die Etymologie der montantechnischen Begriffe bestätigt.

So sagt z. B. Henze (Geschichte des Fränkischen Kreises, p. 96): „Frühzeitig legten sich die Slaven auf den Bergbau. Die ergiebigen ungarischen Bergwerke wurden von ihnen erfunden, die böhmischen erhoben sich jedenfalls sehr bald, und unsere voralters in ausnehmender Blüte gestandenen Bergwerke stammen wahrscheinlich von ihnen her. Weil die Slaven die ersten waren, welche sich mit dem Bergbau vorzüglich beschäftigten, sind noch so viele slavische Wörter im Bergbau gebräuchlich, als: Flöz, Kuks, Kies, Kipricht, Schacht, Schwaden, Kobalt, Schicht, Seifen, Spat, Stollen, Meiler usw." — Herder (Ideen, T. IV., 1792, p. 37) sagt: „In Deutschland betrieben die Slaven den Bergbau, verstanden das Schmelzen und Giessen der Metalle." — Adelung (Vorw. zu Thams böhm. Lex., Prag 1788, p. 5) schreibt: „Wir finden den Bergbau, die Handlung und manche mechanische Arbeiten bei den Slaven sehr frühe im Gange und zwar früher als in dem mittleren und nördlichen Deutschland, welches sich nicht schämen darf, manches in diesem Stücke von den Böhmen erlernt zu haben. In dem südlichen Deutschland ist der Bergbau unstreitig ein Überbleibsel der römischen Kultur; allein in dem mittleren

und nördlichen ist er allem Ansehen nach ein Abkömmling der slavischen." - Isis (1882, Heft 5, p. 1) führt an: „Die Slaven taten sich sehr frühzeitig im Berg- und Hüttenwesen hervor." -

Einen ergänzenden Beleg, ob die montantechnischen Begriffe, wie sie vorerst angeführt wurden, tatsächlich slavischer Genesis sind, bietet schon der Umstand, dass der Slave hiefür immer den weit kürzeren, daher offenkundig primäreren Ausdruck besitzt, als etwa der Römer oder Deutsche, dessen Wortformen bei der Übernahme oder auf dem Wege der Anpassung durchwegs länger geworden sind, und meist durch den ungewöhnlichen Klang das Kennzeichen der fremden Provenienz an sich tragen. — So wurde aus dem slavischen „čad" (verdorbene Luft) das schon von Plinius II. *(Historia naturalis 1., XXXIV)* erwähnte *„cadmium"* im Deutschen zu „Schwaden"; der scharlachfarbene Traubenkoball heisst bei Plinius *„brotrytis"*; der Slave nennt den roten Farbstoff „broč"; „Scharsach" ist dem Deutschen der weiche Stahl, dem Slaven „žarica", d. i. das Eisen aus der Rotglühhitze, aber auch „Scharlach"; das *„cassiteron"* gilt schon Homer als Helmmetall; der Kroate nennt aber den Helm „kacida"; auch die Käferfamilie *„Cassidae"* hat diesen Ursprung, nachdem sie sich mit ihrem unverhältnismässig grossen Halsschilde den Kopf vollkommen deckt; „kok, kolk" (sprich „kuk") bedeutet dem Slaven ein Teil des erzhältigen Berges, d. i. der ideelle Anteil an einem Bergwerke, im Deutschen als „Kuks" benannt; „žik", deutsch „Schicht", zeigt eine schwache Erz- oder Kohlenmächtigkeit an; *„scoria"* (bei Plinius) bedeutet „Schlacke"; im Slavischen bezeichnet dies die Kruste, welche sich an der erstarrenden Schlacke bildet; „sip" (Geschiebe) dann „Seifen" usw., alles Begriffe, denen besonders ein sprachlich gebildeter Bergtechniker nähere Beachtung widmen könnte.

Die ausserordentlich reichen Funde an Gold-, Bronze- und Eisengegenständen aus der prähistorischen Zeit bestätigen aber auch, dass der Bergbau einst ganz bedeutend gewesen sein muss, dass die Kenntnisse der Metallmischungen (Bronze), die Zubereitung der Rohstoffe, die technische Gewandtheit und Vielseitigkeit in den Mustern, die Modellierkunst (z. B. Strettweger Opferwagen, Nordendorfer Schmuck) auf einer hohen Stufe standen.

Desgleichen sind die Mischungen verschiedener Metalle, die wieder oft erst mühsam und einzeln aus Mineralien ausgeschieden werden müssen, wie z. B. bei der Bronze, die Gewinnung des Eisens, das ja rein — ausgenommen Meteoreisen — in der Natur gar nicht vorkommt, die Glaserzeugung u. a., der klarste Beweis,

dass jene Kultur eine bedeutende Höhe gehabt haben muss, und dass da wohl Epochen vorausgegangen sein müssen, ehe man diese empirischen Entdeckungen so weit vollendet hatte, um sie für den Kampf wie Schmuck verwerten zu können.

Namentlich gilt als Inbegriff des Schmuckes alles jene, was selten und schwer erreichbar ist. Daher kommt es nun, dass der Bronzeschmuck seinerzeit so hochgehalten wurde; nebstbei war aber auch schon Gold als solches bekannt. Und gerade die Goldgewinnung selbst ist ja auch eine äusserst umständliche, namentlich die Gewinnung des Berggoldes, und doch wissen wir, dass in den Ländern alter Kultur die Lagerstätten schon nahezu vollkommen erschöpft sind. Wo solche waren, ersieht man noch aus gelegentlichen Anspielungen in der Volkspoesie oder aus den topischen Namen. So prahlt z. B. der Geliebte im serbischen Volksliede:

„Dok su mene dva majdana zlatna,
jedan majdan u Kopaniku,
drugi Rudnička planina . . .“, d. i.:

So lange zwei Goldbergwerke mein sind,
eines in der Kopanik planina,
das zweite im Rudnik-Gebirge . . .

Dass daran etwas Wahres sein muss, darüber kann kein Zweifel sein, sowie dass in jenen Gebirgen tatsächlich einstens Gold gewonnen wurde, denn sonst hätte die Geliebte seine Werbungen nicht ernst genommen. Jene Erwähnung ist daher im Prinzipe keine leere Bestechungsphrase, sondern die beiden Gebirge Serbiens waren offenkundig zur Zeit, als dies gesprochen wurde, wofür allerdings alle Anhaltspunkte fehlen, sicherlich aber doch lange vor der türkischen Invasion, noch allgemein bekannte Goldbergwerke. — Ob sie fertig abgebaut wurden, wissen wir heute freilich nicht; eine erneuerte Nachforschung auf dieser Basis dürfte aber möglicherweise Serbien eine angenehme staatsökonomische Bestätigung bringen.

Inwieweit nun bei dieser metallurgischen Technik die Slaven selbst eine führende Rolle spielen, hiefür haben wir wohl keine direkten Anhaltspunkte, aber wir müssen vor allem die natürliche Ungerechtigkeit in dem gedankenlosen Bezweifeln, als ob die alten Bewohner Europas — ausgenommen die Griechen oder Römer — nie eine rechtschaffene bodenständige Kultur besessen hätten, energisch abweisen, da diese Prämisse unhaltbar ist. Der Beweis, dass die alten Slaven in der Kultur sehr hoch gestanden sein müssen, ergibt sich aber indirekte, denn stereotyp heisst es, d a s s d i e K e l-

ten in allem zum Vorbilde dienten, und Keltisch wie Slavisch sind doch sich sprachlich deckende Begriffe, d. i. „celedi" (= Sippen, Stämme), daher wir endlich auch schon im Klaren sein können, was wir unter dem ewigen Rätsel „keltisch" in Wirklichkeit zu verstehen haben. —

F. V. Sasinek:

Apostel Andreas bei den Slaven.

Es ist leider zur Mode — allerdings schlechten — bei den Geschichtsschreibern geworden, den verhassten Slaven nicht nur die Autochthonie, sondern auch die Anfänge des Christentums abzusprechen. Freilich muss, wenn man sich einmal gedankenlos einbildet, dass die Slaven erst seit dem Aufkommen ihres Namens (552) existierten, oder dass sie erst im IV., V. oder gar VI. Jahrhunderte in Europa eingewandert seien, einer falschen Prämisse auch eine falsche Konsequenz folgen. Wir sind aber überzeugt, dass die Slaven seit der Urzeit unter den verschiedensten Namen wie: Thraker, Goten, Scythen, Sarmaten, Veneter, Kelten u. a. in Europa lebten, womit wir nicht nur deren Autochthonie, sondern auch ihre apostolische Christianisierung festlegen; das eine bestätigt das andere.

Christus befahl den Aposteln: „Gehet in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Kreaturen!" — Wer will es nun ableugnen, dass die Apostel den autochthonen Slaven in Europa das Evangelium nicht gepredigt haben?

Nachstehend soll nur die Frage erörtert werden, ob der Apostel Andreas seine Tätigkeit auch auf die Slaven ausgedehnt hat. Mit diesem Thema beschäftigte sich auch schon Dr. Julius Pelecz,[1]) doch beschränkte sich dieser nur auf Details, denn statt Andreas einen Apostel der Slaven zu nennen, bezeichnet er ihn lediglich als einen Apostel der Russen. Nestor († 1106) ist übrigens der einzige, der vom Apostolate Andreas' bei den Slaven spricht, doch Pelecz glaubt dessen anachronistische Erzählung auch verwerfen zu müssen, wozu einige Berechtigung vorliegt, denn bei jeder dunklen Tradition oder Sage ergibt sich erst der wahre Kern, nachdem man die Schale entfernt hat, aber diese ist eben hier nicht entfernt worden.

Tatsächlich muss Andreas den Slaven zwischen der Volga und den Karpaten das Evangelium gepredigt haben, denn Nestor lässt ihn nach Rom kommen, wo er dessen Erfahrungen nachstehend schildert: „Wunderliche Dinge habe ich auf meiner Hierherreise in

[1]) Geschichte der Union der ruthenischen Kirche. — Wien 1878, I., 36.

den slovenischen Ländern gesehen; ich sah hölzerne Wannen, diese machen sie glühend (das Wasser darin), ziehen sich aus und sind nackt, und begiessen sich mit Gerberlauge, und nehmen junges Reisig und schlagen sich selbst und begiessen sich mit kaltem Wasser und erfrischen sich so." — Pelecz merkte aber gar nicht, dass solche Dampfbäder bei den Slaven (Scythen zwischen den Karpaten und der Volga) schon von Herodot (444 v. Chr.) ähnlich beschrieben sind. — Herodot (IV, 73, 75) erzählt nämlich, dass die Scythen drei Pfähle in die Erde schlagen, sie oben verbinden und herum mit wollenen Oberkleidern (haleny) abschliessen. Sie werfen dann glühend gemachte Steine in den zwischen den Pfählen aufgestellten Waschtrog und streuen Hanfsamen auf die glühenden Steine; darauf entstehen solche Dämpfe, dass sie selbst griechische Dampfbäder übertreffen.

Ähnliche Dampfbäder fand bei den Slaven auch der Araber Masudi, der sie folgend beschreibt: „Die Slaven errichten eine hölzerne Bude; die Spalte derselben verstopfen sie mit etwas, was bei ihnen „moch" (Moos) heisst. In einer Ecke der Bude errichten sie einen Ofen, mit einer Öffnung am oberen Teile, um den Rauch auszulassen. Ist einmal der Ofen glühend, so verstopfen sie jene Öffnung und giessen auf den glühendgemachten Ofen Wasser, wodurch sich Dämpfe entwickeln. Eine solche Bude nennen sie „itba" (izba, d. i. Stube).[2])

Diese Digression ist gewiss sehr wichtig für die Geschichte der Altslaven dies- und jenseits der Karpaten, wo eben der Apostel Andreas wirkte, wie dies Nestor sowie Eusebius (IV. Jahrh.) bezeugen.

Oft werden die Worte des Papstes Johann X. angeführt, die er an den kroatischen König Tomislav im Jahre 925 geschrieben: *„Quis enim ambigit Sclavinorum regna in primitiae Apostolorum et universalis ecclesiae esse commemorata, cum cunabulis escam praedicationis apostolicae ecclesiae perceperunt?"*[3]) — Beziehen sich diese Worte nicht auf den Apostel Andreas, so besitzen wir darüber ein Zeugnis bei Tertulian (um das Jahr 200), der in der Apologie gegen die Juden schrieb: *„Iam Getulorum varietates et Maurorum multi fines, et Hispa-*

[2]) Aenliches findet man noch heute bei den konservativen Slovaken. I. J. 1867 ging ich aus Tekovský Svetý Kríž, der Residenz des Neusohler Bischofs, über den Fluss Hron nach dem Dorfe Vieska. Am Flussufer bemerkte ich ein Feuer, das den Zweck hatte Feldsteine glühend zu machen. Daneben stand ein Fass, angefüllt mit schmutziger Wäsche und Wasser. Die glühend gemachten Steine warf man nun in das Fass, um die Wäsche abzubrühen. Diese Reinigungsart nennt man dort »svárenie« (= Abbrühen). —

[3]) D. i.: »Wer zweifelt daran, dass Reiche der Slaven in den ersten Zeiten der Apostel und der allgemeinen Kirche erwähnt werden, da sie schon von der Wiege an die Speise der Predigt der apostolischen Kirche empfangen haben?

norum omnes termini, et Galliarum diversae nationes, et Britanorum inaccessa Romanis, loca, Christo vero deo subdita, et Sarmatorum et Dacorum et Germanorum et Scytharum et abditarum multarum gentium . . . Christi autem regnum ubique porrigitur."[4]) — Ist nun das Evangelium im II. Jahrhunderte den Scythen und Sarmaten zwischen der Volga und den Karpaten gepredigt worden, so ist es dabei ausgeschlossen, dass diese Mission nicht der Apostel Andreas besorgte.[5])

Es ist allerdings Tatsache, dass Johann Chrisostomus Missionäre aus Konstantinopel zu Bekehrungszwecken zu den Scythen sandte, nicht erst um ihnen das Evangelium zu predigen, sondern um sie zum Katholizismus zurückzuführen, in den sie vom Apostel Andreas eingeführt wurden, weil sie inzwischen zum Arianismus übergegangen waren. Wir wissen es nämlich aus Traditionen bis zu Nestor (1106), dass die autochthonen Scythen schon vor Johann Chrisostomus in den christlichen Glauben eingeführt waren, denn diese Traditionen sind es, welche die Anfänge des Christentums bei den Völkern zwischen der Volga und den Karpaten nicht Chrisostomus, sondern Andreas zuschreiben.

Zur Zeit des Johann Chrisostomus gingen in jenem Gebiete grosse Umwälzungen vor. Hermanrič, König der Geten an der Visla (Weichsel), errichtete eine mächtige Monarchie, die sich nicht nur von den Karpaten bis zum Don, sondern auch diesseits jenes Gebirges bis zu den Venetern erstreckte. Hiezu gehörten die Bewohner an der Visla, die Vislavini und die Anten (Antae); anschliessend an letztere wohnten im Raume zwischen der Volga, dem Don und dem Kaukasus die altslavischen Sarmaten, welche Herodot „Melanchleni" benennt, welches Volk man aber zu Hermanrič' Zeiten auch mit dem Namen „Hunnen" identifizierte.

Dies vorauszusenden erschien notwendig, um die dunkle Geschichte der Hunnenzeit zu verstehen, denn die Anten waren es, die

[4]) D. i.: »Schon die verschiedenen Stämme der Getuler sowie die vielen Grenzen der Mauren, dann alle Grenzen der Hispanier, die verschiedenen Nationen der Gallier, die den Römern unzugänglichen Orte der Britaner sind Christo, dem wahren Gott, untergeben, ebenso wie die vielen versteckten Völker der Sarmaten, Daker, Germanen und Scythen . . . das Reich Christi war eben überall verbreitet«.

[5]) Radagais wird »Vandalus« und »Scytha« genannt, da er ein Slave aus der Gegend zwischen der Elbe und Weichsel (Vandalia), also ein »Vandalus« war. Jornandes hält die Namen Scythia, Samaria und Sclavinia für identisch. Wo Herodot Scythen und Sarmaten festgestellt hat, dort finden wir später überall slavisch sprechende Völker.

sich vor allem von Hermanrič frei machen wollten, und zu diesem Zwecke die Hunnen herbeiriefen, welche Intervention aber die Anten teuer bezahlten. Die Hunnen haben nämlich nicht nur das Reich Hermanrič' († 375) zerstört, sondern auch die Anten unterworfen und weiterhin Mitteleuropa mit Schrecken erfüllt.

In diese Hunnenzeit fallen auch die Worte des hl. Hieronimus († 421): *„Huni discant psalterium, Scythiae frigora fervent calore fidei, Getorum rutilus et flavus exercitus ecclesiarum circumfert tentoria et ideo forsitan contra nos aequa pugnant acie, quia pari religione confidunt.“*[6]) Zu unserer Erwägung gehören vorerst die Worte: „Die Kälte Scythiens wird durch die christliche Religion erwärmt.“ Gemeint sind hier die nördlichen Scythen zwischen der Volga und den Karpaten. Da aber die Volga in alten Geschichtsquellen auch „Rha“ genannt wird, bezeichnete man die Scythen, welcher Begriff lediglich einen K r i e g e r im allgemeinen, d. h. einen mit dem Schilde (skytos, scutum, šči. štit) Bewaffneten kennzeichnet, nebstbei auch „Rhosoi, Rossia, Rusi“.[7]) — Ist es nun so, dass „Rossia“ identisch ist mit „Scythia“, und daher Scythen und Russen dasselbe Volk sind,[8]) so ist es auch einleuchtend, dass sich die Tradition vom Apostolate des hl. Andreas in Scythien, d. i. Russland, ununterbrochen erhalten hat, nicht aber bei ihren Nachbarn, bei den Volgaren (Bulgaren), die doch bald vom Christentume zum Mohammedanismus abgefallen sind, wie dies Gregorius (apud Migne: Patrologia LXXI, Seite 647) erwähnt.

Sammelstelle für altslavisches Sprachgut.

Dem Sprachinteressenten stossen im Leben wie in der Lektüre oft alte Ausdrücke auf, die trotz allgemeinen Gebrauches etymologisch nicht geklärt sind, oder aber in verdorbener Form in der Rede wie Schrift gebraucht werden. Überdies gibt es eine Unmasse von Wörtern, die man unter dem Eindrucke des Vorurteiles anzuwenden meidet, weil man sie für fremdes Sprachgut hält.

[6]) D. h.: »Die Hunen lernen den Psalter, die Kälten Scythiens werden erhitzt durch die Wärme der Religion, die glänzende, gelbe (blonde?) Armee der Geten trägt Kirchenzelte herum, und vielleicht kämpfen sie gegen uns deshalb mit der gleichen Waffe, weil sie gleicher Religion angehören«.

[7]) Et illud, quod vocatur Rhos, apud illos ita obtinuerit, ut Romani imperio subditos sibi, quaquae versum proxinos in servitutem redegerint. (Epistola Photii apud Migne: Patrologiae series graeco-latina LIII., S. 376. — Siehe auch meinen: Slovanský Letopis. Skalice, 1881, S. 272. — Constantinus Porphirogenetes ap. Migne CXIII., 58 in nota.)

[8]) Pulowski: Wer. Pol. I. S. 848.

Alles altslavische Sprachgut dieser Art soll hier, wie es fallweise aufgelesen wird, in Form von kurzen Monographien, gesammelt werden, um einerseits solche Begriffe sprachlich aufzuklären, daher wissenschaftlich zu rehabilitieren, andererseits aber auch, um den präsumtiven Verfassern eines „Altslavischen Sprachlexikons" die Arbeit zu erleichtern. Die öffentliche Behandlung dieser Sammelarbeit bezweckt zugleich jedermann Gelegenheit zur Berichtigung oder Ergänzung zu bieten, sofern der erste Anzeiger den Begriff unrichtig, nicht erschöpfend oder überzeugend behandelte.

Im allgemeinen wird jener Begriff als „altslavisch" angesehen, der schon wenigstens im Mittelalter urkundlich belegt ist, oder der in zwei oder mehreren räumlich entfernten slavischen Sprachgruppen bereits längere Zeit bekannt ist, daher schon vor der einstigen, zeitlich nicht mehr kontrollierbaren Sprachsezession denselben angehört haben muss.

Liegt aber einmal dieses grundlegende Werk fertig vor, dann kann vielleicht auch schon ein „Lexikon des Ursprachschatzes" in Erwägung gezogen werden, denn es wird täglich klarer, dass wir mit der slavischen Sprache als Leitfossil immer überzeugender in jene Vorzeit dringen, als zum mindesten das Germanische, Romanische und das Sanskrit noch eine gemeinsame, einheitliche Sprache waren, weil sich gerade im Slavischen die einfachsten Formen der Begriffe, die von den primären nicht mehr wesentlich differieren können, noch zum grossen Teile erhalten haben.

DIE REDAKTION.

*

»Pluti«. — Dieser Begriff, der bei den Slovenen noch heute für: schwimmen, flössen allgemein gebräuchlich ist, kommt aber auch schon i. J. 1347 in einem böhmischen Glossarium in gleicher Bedeutung vor; dort heißt es, daß das gefällte Holz mittels Wasser geschwemmt wird, was man »pluti« nennt (»quae pluthi vulgariter dicitur«). — Ch.

»Pram«. — Darunter verstand man ein Floß. Der Begriff kommt schon in einer böhmischen Handschrift (»Hrady a zámky«, VIII., 51), die dem XIV. oder höchstens XV. Jahrhunderte angehört, vor. — Ch.

Prešestovati. — Nachdem das sechste der auf Sinai gegebenen Gebote Jehovas gegen die Unkeuschheit gerichtet ist, muß sich be-

reits in alter Zeit der Ausweg gefunden haben ein Vergehen dieser Richtung, um sich über das Wesen und die Einzelheiten nicht weiter verbreiten zu müssen, im Slavischen kurzweg mit »übersechsten«, d. i. gegen das sechste Gebot sündigen, zu kennzeichnen (slav. »šest« = sechs). Der älteste schriftliche Beleg hiefür findet sich in Primus Trubars slovenischem Katechismus aus dem Jahre 1550. — Wir hörten in der Volksschule im Religionsunterrichte auch nie eine weitere Definition und fühlten nur heraus, daß es sich dabei um etwas besonders Sündhaftes handeln müsse. — Diese Methode der Ueberbrückung von Begriffsdefinitionen, die man ihres Charakters wegen aus natürlichem Takte nicht weiter auseinandersetzen kann oder will, zeigt von sehr feinem moralischen Zartgefühle von Einst. — Ž.

»**Skaramučati**«. Dieser Begriff kommt in der dem XI. Jahrhunderte angehörenden kroatischen Handschrift, die dem Popen von Dioklea (Duklja) zugeschrieben wird, in der Bedeutung: durch Beunruhigung quälen oder müde machen vor. Das Wort ist entweder aus »skorati« (= bedrängen) und »mučati« (= quälen), oder aus »skoro mučati« (= beinahe, nahezu quälen) böhm. »zkormoutiti« (= betrüben) gebildet und sonderbarerweise fast unverändert in andere Sprachen übergegangen, wie altfranz. »escarmouche«, altital. »scaramucio«, deutsch »scharmützeln«. Im Waltariliede kommt auch der verwandte Personenname »Skaramund« vor. Das Wort ist daher ein originalslavisches, da hier die Etymologie noch heute verständlich ist, für alle anderen Sprachen aber bereits ein Lehnwort. K.

»**Soloh**«. — Im laufenden Jahre machte der russische Archäolog J. Veselovskij einen sensationellen Fund in einem Kurgan (Grabhügel) Südrußlands. Die Skelette wie die verschiedenartigsten wert- und kunstvollen Grabbeigaben berechtigen zur Annahme, daß hier ein besonders hervorragender scythischer Car begraben liege. Sie ist auch ansonst natürlich berechtigt, denn der Grabhügel ist eigentlich ein Grabberg in den Dimensionen einer ägyptischen Pyramide, die auf etwa 20 Vjorst im Umkreise der Steppe sichtbar ist. Dieser Riesentumulus heißt bei den Anwohnern »Soloh«. Man weiß nun nicht, was die Benennung anzeigen soll und nimmt zumeist an, daß der dort begrabene Car so geheißen habe. — Diese Annahme scheint aber zu trügen, wahrscheinlicher ist es, daß der Begriff überhaupt nicht »Soloh« sondern »Zoloh« auszusprechen sei, und in dieser Form, da das russische »zola« — Asche, Reste, Lauge bezeichnet, eben nur der Gattungsname für einen Tumulus im allgemeinen ist, der Asche bezw. Reste und Auflösungsprodukte eines Hohen

enthalte, daher sprachlich lediglich L e i c h e n h ü g e l, G r a b b e r g besage. — Im natürlich verwandten Gebrauche steht auch der deutsche Begriff »Sole, Soole«, d. i. das vom festen Aggregatzustand in den flüssigen umgewandelte Steinsalz. — Der Begriff »Sole« ist demnach schon altslavischer oder gar ursprachlicher Provenienz.

Dieser Riesentumulus dürfte schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. gestanden sein, was aus einer Stelle Herodots geschlossen werden kann. Als Darius gegen die Skythen zog, befolgten dieselben eine ähnliche Taktik, wie bei Napoleon i. J. 1812: sie zogen sich ohne Kampf immer weiter ins Innenland zurück. Auf das Befragen, weshalb sie nicht gegen Darius kämpfend auftreten, ließen sie ihm sagen, »er möge nur einmal das Gebiet Gerros, wo die Grabhügel ihrer Ahnen stehen, betreten, dann werden sie ihm schon mit Waffen entgegentreten«. — Und diese Grabhügel können nur jene sein, die noch heute so zahlreich und imponierend in den Dnjepr-Steppen stehen; ob gerade der »Soloh« schon damals stand, ist freilich nicht sicher, aber die Grabbeigaben sprechen entschieden dafür. — Ž.

»Svor, svora«. — So nennt der Slovene heute den L a n g b a u m, der den Vorderteil eines Wirtschaftswagens mit dem Hinterteile v e r b i n d e t, also: V e r b i n d u n g s h o l z. Die Böhmen gebrauchen heute dieses Wurzelwort nur mehr abstrakt als »svornost, svorný« (= Eintracht, zusammenhaltend), doch wendeten sie es früher auch in ersterem Sinne an, denn im Kodex Pernstein v. J. 1490 kommt die Stelle vor: »z každého pluhu neb svora 4 groše«, d. i.: von jedem Pfluge oder Wirtschaftswagen 4 Groschen (Steuer). — Laut »Slovanské právo« v. J. 1353 hatten die Moldauflößer die Pflicht ein Floß aus 60 Langbäumen (»svorův«) herzustellen. — Das Floß selbst heißt »vor«. — Ch.

»Trut«. — Eine Stelle in der Grünberger Handschrift lautet »ide-že t r u t pogubi saň liutú (= wo der R e c k e den grimmen Drachen erschlug). Die Ausleger des Textes wußten sich mit dem Begriffe »trut« nun gar keinen Bescheid, sie kannten keine Analogien, und kamen daher zu folgendem sonderbaren Schlusse: der Fälscher habe den sonst nirgends vorkommenden Ausdruck »trut« aus dem Namen »Trutnov« (Trautenau) frei konstruiert, weil die Stadt zugleich einen Drachen zum Wappen hat. Ist es nun an sich verwunderlich, daß jemand eine derartig unsinnige Kombination überhaupt ausspricht, so ist es noch betrübender, daß niemand auf einen wirklich vorhandenen Beleg stieß, nachdem solche massenhaft sozusagen auf dem Wege liegen. Bezeichnet doch im Altslavischen »trot« einen Riesen, starken Mann; die Slovenen kennen eine Sage vom R i e s e n »Trot«; im Altnordischen bedeutet »trutan«: Herr, Gebieter; D r u i-

d e n (irisch »druid«) hießen die Priester und Erzieher des Volkes bei den Kelten; im Etrurischen kommt auf der doppelsprachigen Inschrift von Pisaurum schon ein »trutnovt« vor, welcher Begriff ins Lateinische als »haruspex«, d. i. Weissager, Opferpriester übertragen erscheint. Hiezu kommt noch eine ungewöhnliche Quelle. Die alten Geschichten erzählen, der erste König der Wenden und Obotriten hieß Anthyrus, der als Feldherr im Heere Alexanders d. Gr. nach dessen Tode König der pommerschen Wenden wurde. Um das Jahr 1730 fanden Soldaten im Kloster Doberan (Mecklenburg) in einem vermauerten heimlichen Schranke ein in gotischer Schrift beschriebenes Pergament mit einem Lobgedichte an Anthyrus, welches auch den Begriff »Drud« in der Bedeutung S ä n g e r, P r i e s t e r enthält. Die betreffende Strophe lautet, wie sie J. de Westphalen in »Monumenta inedita« (Leipzig, 1739, S. 1506) bietet:

»Ein edler König rike, in diesem Lande war,
Das Wenden Land genant,
Du mer behalten ist, so lange viele Jahre
Gar manchem D r u d bekannt.
Sen Name heißet sonst Anthyre,
Er war gar ein getreuer Mann,
Er führt mit Ruhm sein Ritter Ziere,
Als ihm solt wohl anstahn«. —

In dem Begriffe »trut« steckt daher ein harter, solider Kern der Ursprünglichkeit und des hohen Alters, daher es unverständlich bleibt, wie man so alte, reelle Belage als Fälschungsdokumente neuester Zeit jemandem vorspiegeln und wie sich die gebildete Oeffentlichkeit so lange von den »Gelehrten« nasführen lassen konnte. — Ž.

Wissenschaftliches Allerlei.

Slavische Sprachbelege in „Beovulf".

Das dem Ende des X. Jahrhunderles zugeschriebene älteste deutsche Heldenepos „Beovulf" ist in angelsächsischer Sprache geschrieben, und bewegt sich dessen Handlung zwischen dem Gebiete der Dänen, Goten und Angelsachsen. Ein Teil spielt sich sogar auf einer Insel jener Friesen ab, wo man auffallende slavische Sprachreste, wie diese schon auf Seite 217 zum Teile angeführt wurden, vorfand. Nun enthält aber dieses Epos auch eine Menge von Namen und Begriffen, welche dem Slaven besonders auffallen müssen, und zeigt das unlogische Durcheinander der Handlung, dass hier eine

mässig geniale Kompilation verschiedene epische Stoffe zu einem Ganzen verschmelzen wollte, wobei sich besonders ein gewisses Streben, die heidnischen Verhältnisse in die christlichen umzuformen, geltend macht.

Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob altslavische Volksdichtungen epischer Richtung dem Verfasser die Führung der Handlung geboten hätten, wobei er freilich viele Namen und Begriffe sprachlich verwechselt haben mag, oder sie aber, wie wir das schon beim Roland-Liede gesehen haben, absichtlich verschleierte. Dieser Gedanke beschäftigte die Gelehrtenwelt seit langem, und gab Rob. Schweichel schon im Jahre 1868 in seiner Schrift „Über den gegenwärtigen Stand der Sprach- und Naturforschung" dem Zweifel Ausdruck, „ob sich nicht ebenso, wie manche Mythe der Götterlehre, auch manche jener Heldensagen und Lieder, welche uns die isländische Edda aufbewahrt hat, aus keltischen Anlautungen und Ursprüngen entwickelt haben; manche Bezeichnungen und Personennamen dieser Dichtungen lassen es wenigstens vermuten. Vielleicht lässt uns das Studium der keltischen Sprachen eines Tages vollends das Geheimnis durchdringen, welches den „Beovulf" der Angelsachsen noch immer zum grossen Teile verhüllt. Schon die Art der Leichenfeier des Helden bestärkt uns, gleich der des Siegfried und Brunhildens in der Nibelungensage, in dieser Vermutung. Sie werden verbrannt, wie dies noch bei den heidnischen Preussen der Fall war, als der deutsche Orden das Land eroberte. Mit der Einwanderung der deutschen Stämme in Mitteleuropa hörte aber das Verbrennen der Toten auf" usw.

Ein tüchtiger Slavist müsste im Vereine mit einem ebenso versierten Germanisten hier ein äusserst interessantes Forschungsfeld finden, denn etliche Namen, Begriffe, Redewendungen und Kulturdetails bieten sich derartig handgreiflich als slavisch dar, dass sich der objektivste Leser dieses Eindruckes nicht erwehren kann.

Es mögen hier nur einige typische Beispiele folgen, wobei beigefügt werden muss, dass die Übersetzer und Kommentatoren des Beovulf offenkundig viele Stellen und Begriffe auch unzutreffend erfassten. Z. B.: in der Dichtung steht mehrmals „gehärtet im Feuer" für die Kennzeichnung der Güte der Waffen. Dieses Epitheton findet man in slavischen Dichtungen fortgesetzt und am richtigen Platze; in „Beovulf" bezieht sich aber dies in einem Falle auf die Vergoldung der Waffen;

„holm" heisst auch im Slovenischen noch heute: mässige Anhöhe, Hügel;

der edelste Krieger wird im Epos „Asker" genannt; dies ist aber im Südslavischen tatsächlich die Bezeichnung für den Krieger im allgemeinen;

„hrunting" hiess das Schwert Beovulfs; im Slavischen bezeichnet man mit „hrot, hrotnik" die Lanze, den Spiess;

„Hadukin", Name eines tapferen Kriegers, scheint nur der Begriff „hajduk" (= Beschützer, Wächter) zu sein;

der hohe Grabhügel, der über der Asche Beovulfs errichtet wird, heisst „hrones näs"; das heisst aber nicht „Wallfischberg", sondern „Grenznase", und ist tatsächlich ein scharf vortretendes Vorgebirge auf der Insel Sylt so benannt;

„das Schiff ist am Berge geborgen", also am Ufer; das Ufer heisst aber nur im Slavischen „Berg", d. i. „breg", wobei die Metathesis ebenso eingetreten ist, wie beim Begriffe „gard" (statt „grad"), denn auch das deutsche „Garten" ist nur das slavische „grad, graditi", also das Umzäunte, da die Vorbedingung für den Garten unter allen Umständen die Umzäunung ist, usw.

Weitere Parallelen bilden die Kulturverhältnisse, die in „Beovulf" geschildert werden, und stehen diese Tatsachen im scharfen Gegensatze zu der allgemeinen Ansicht von der einstigen, als völlig unkultiviert verschrienen Zeit.*) Es wird da von einem Schwerte gesprochen, in welches die Geschichte desselben in goldausgelegten Runen eingraviert ist. Goldhörner werden angeführt, und man grub schon tatsächlich mehrere solcher mit schönen Reliefarbeiten aus; die häufige Aufzählung von kostbarem „gewundenem" Frauengoldschmucke ist durchaus keine Phantasterei, denn es wurden doch in

*) Wie weit dieses Vorurteil von der Unkultur der älteren Zeit gehen kann, dafür liegen geradezu erheiternde Belege bei der Fälschungserklärung der böhmischen Handschriften vor. Man sagte z. B.: Lubuša, die Fürstin Böhmens, hatte unmöglich einen goldenen Thron; dieser kann in jener Zeit nur aus rohen Steinen zusammengefügt gewesen sein, ergo ist die Handschrift eine Fälschung; dass aber die ältesten Völker schon goldene Throne hatten, davon wussten die Sammler von Fälschungsmotiven anscheinend nichts. — Ein Mädchen spricht nur den Wunsch aus, dass sie dem Geliebten einen Brief schreiben möchte, und schon war die wissenschaftliche Hermandad hinterher und sagte: ein Mädchen, das im XIII. Jahrhunderte schreiben konnte, gibt es nicht, ergo ist die Handschrift gefälscht. — Ein Gedicht erwähnt die Waldhörner; da kamen die Gegner und sagten: historisch festgestellt existieren solche erst seit dem J. 1680, ergo ist die Erwähnung von solchen i. J. 1241 ein Beweis der Fälschung. Davon, dass die Skythen, Kelten, Israeliten, Griechen, Römer solche hatten und diesbezüglich genug Abbildungen vorhanden sind, ja dass Rubens, der bereits i. J. 1640 starb, schon den Jagdzug der Diana mit Waldhörnern malte, hatte die Gelehrtenwelt in Prag um das Jahr 1886 keine Ahnung, u. ä. —

nordischen Ländern prächtige, ja emaillierte, auf hochentwickelte Goldschmiedekunst schliessende Spangen verschiedenster Form gefunden, die auch in Runenschrift gravierte Widmungen wie Firmakennzeichen aufweisen; und diese Inschriften versteht gerade der Slave noch immer, so weit sie eben verlässlich entziffert sind.

Es muss sonach etwas Reales in allen diesen Vermutungen wie Kennzeichen sein, nur hat der bedauerliche Umstand, dass sich die deutsche Wissenschaft später vollkommen gegen die slavische abgeschlossen, jeden Erfolg in der Weiterforschung verlegt. Freilich ging letztere dann auch ihre eigenen, genau so falschen Wege, und seit jener Zeit, als das Mit- und Zusammenforschen unterbrochen wurde, trat in der Sprachforschung nicht nur ein Stillstand, sondern der fühlbare Verfall an den Tag, denn eine solche Arbeit ohne grosszügige Grundlage und universelle Zusammenfassung des Materiales muss immer eine chaotische Stückarbeit bleiben.

M. Žunkovič.

Thietmars slavische Kenntnisse.

Es ist sonderbar, dass sich viele Geschichtsforscher auf den gewiss in vieler Hinsicht brauchbaren Chronisten Thietmar von Merseburg (975—1018) berufen, aber dabei ungeprüft auch das Fehlerhafte übernehmen, wozu vor allem dessen grundfalsche slavische Etymologie gehört; zum Beweise mögen nachstehend einige solche Beispiele folgen.

Thietmar schreibt über den Grossherzog Gejsa († 997), den Vater des hl. Stephan, den König von Ungarn: „*uxor autem eius Beleknegini, i. e. pulchra domina sclavonice dicta*“.[1]) Diese „*beleknegina*“ ist aber sprachlich die „*velekneginja*“, d. i. Grossfürstin ihrem Geburts- oder Würdetitel nach.

Einen analogen Fehler beging er im Satze: „*fit conventus in Belegori, quod pulcher mons dicitur*“.[2]) Es ist dies natürlich kein „*pulcher mons*“, sondern „Velegora“ (oder „Belagora“) an der Elbe.

Weiter schreibt Thietmar: „*Hic (Boso), ut sibi commissos acilius instrueret, sclavonica scripserat verba et cos Kiriceleison cantare rogavit. Qui vecordes hoc in malum irrisorie mutabant „ukrivolsa“, quod nostra saxonica lingua dicitur „Aderi stat in frutectum“ dicentes: „Sic*

[1]) Bielowski, Monumenta Poloniae historica. Lwów, 1861, S. 313.— D. h.: »Dessen Gattin war die »beleknegina«, was slovenisch »schöne Frau« bedeutet«.

[2]) Bielowski, S. 284. — D. h.: »es fand eine Zusammenkunft in »Belagora« statt, was »schöner Berg« bedeutet«. — Thietmar hält also konsequent »bel« (= weiss) als gleichbedeutend für schön.

locutus est Boso", *cum ille aliter dixerit*".[3]) — Die Verwechslung des Kirieeleison mit „ukryval sa" (= er verbarg sich) ist leicht herauszufinden, aber das weitere ist rätselhaft.

Eine gleichfalls verunglückte Etymologie ist in der Erklärung des Namens „Dobrava" enthalten, denn Thietmar sagt: „*Dobrava enim sclavonice dicebatur, quod teutonico sermone „Bona" interpretatur*".[4]) Tatsächlich bedeutet es in der modernen Auffassung einen Eichenhain, in älterer Zeit einen für die Verteidigung hergerichteten Platz, eine Zufluchtsstätte bei feindlicher Gefahr.

F. V. Sasinek.

Die Runensteine von Oberhessen.

In Žunkovič' Werke „Slavische Runendenkmäler", das derzeit in Lieferungen erscheint, fand der Verfasser auf Seite 53—60 die „Urnensteine in Mecklenburg" beschrieben und abgebildet, und war nicht wenig erstaunt, hiedurch eigentlich auch das Rätsel mit den Runensteinen von Oberhessen gelöst zu sehen.

Auf der Höhe „Trieb" (östlich Giessen) wurde im Jahre 1908 ein ausgedehntes Gräberfeld der Latène-Zeit aufgeschürft. Das Bemerkenswerteste dabei war die Entdeckung, dass die Steine (Basalt), die als Packungen der Skelettgräber dienten, sonderbare Gravierungen hatten, welche die einen, wie der Museumsdirektor Hauptmann a. D. Dr. Kramer und Prof. Bartholomae für Runen, andere für zufällige Pflugschrammen hielten. Der Vergleich dieser Steinschriften mit jenen in Mecklenburg (siehe Illustrationen) zeigt aber klar, dass dies Runen sind; auch hatten beide Gruppen dieselbe Totenkultusbestimmung. Fertige Worte sind hier nicht feststellbar, da die Runen nicht so deutlich geschrieben sind, wie die mecklenburgischen, und namentlich viel Ligaturen aufweisen; es ist daher zur Lösung noch mehr Vergleichsmaterial nötig; immerhin sind aber z. B. die Buchstaben a, i, l, g, k gut erkennbar und gehören — nach Žunkovič' Runenklassifikation — dem wendischen Runenalphabete an.

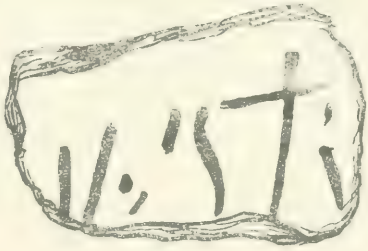
[3]) Bielowski, S. 249. — D. h.: »Dieser schrieb, um seine Schutzbefohlenen leichter zu unterrichten, die Worte slovenisch nieder und schlug ihnen vor dieselben in der Form des Kirieeleison zu singen. Diese verwandelten sie aber unsinnig ins Lächerliche«. — Das weitere ist für die Uebersetzung unverständlich. Man sieht aber daraus, dass damals in Norddeutschland slavisch noch allgemein die Umgangssprache war. — Boso hiess der erste Bischof von Merseburg.

[4]) Bielowski, S. 261. — D. h.: »Dobrava heisst im Slovenischen, was im Deutschen »Gut« bedeutet. — Konst. Porphyrogenetus hingegen hält »Dubrava« für gleichbedeutend mit »silva« (= Wald) und bezieht sich dabei auf Dubrovnik (Ragusa); den primären Sinn des Begriffes hat sonach keiner der beiden erfasst. (Vergleiche auch den Artikel »Dobrotice« S. 236. — A. d. Red.)

Runensteine

aus Mecklenburg.

aus Oberhessen.



Der wissenschaftliche Erfolg dieser gegenseitig sich aufklärenden Runensteine ist ein ausserordentlich wertvoller. Wir wissen nun

vorerst, dass die Runenschrift tatsächlich in Nordeuropa allgemein gebräuchlich war, denn die vielen hunderte von Inschriften auf Stein und Erz, die man schon in den verschiedensten Gegenden gefunden, weisen alle das Runenalphabet auf. Vor dem Einzuge der lateinischen Schrift — vermutlich in Verbindung mit der lateinischen Sprache — muss sonach die Runenschrift in unseren Gegenden allein angewendet worden sein.

Über die Zeit, wann diese Runensteine beschrieben wurden, fehlt jeder Anhaltspunkt. Zunkovic verlegt die mecklenburgischen kurz vor den Beginn unserer Zeitrechnung; unsere scheinen jedoch noch älter zu sein und können etwa der Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. angehören.

Die hier Bestatteten müssen Slaven gewesen sein, denn unser Gebiet war einst gleichfalls von Slaven besiedelt; ebenso scheint der Name des Fundortes „Trieb" slavisch zu sein.

Diese überraschende Aufdeckung hat aber auch wissenschaftlich-erziehlich einen besonderen Wert. Vor allem drängt sich uns die begründete Vermutung auf, dass vielleicht schon Tausende solcher Steine in allen Gräbern gefunden aber unbeachtet weggeworfen oder wieder vergraben wurden, da die darauf eingravierten Runen jeder als zufällige Ritzungen ansah; die Museen und Archäologen werden daher künftighin diesem Umstande erhöhte Aufmerksamkeit widmen müssen; es wäre deshalb die weiteste Verbreitung dieser Aufdeckung am Platze.

Überdies wird hiemit die Runenkunde zu einer soliden, in sprachlicher wie ethnographischer Richtung nicht mehr rätselhaften Wissenschaft, und werden Erfahrungen dieser Art in Hinkunft wohl die Archäologen, Runenforscher wie Kulturhistoriker vor übereilten Schlüssen und apodiktischen Entscheidungen ernstlich warnen. Erregt doch eben die Tatsache ein peinliches Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt, wie unvorsichtig und unmotiviert Universitätsprofessor Dr. Jagić im Jahre 1880 (damals in Berlin) handelte, als er die mecklenburger Runenaltertümer samt und sonders als Falsifikate erklärte, indes sich jetzt herausstellt, dass er überhaupt die Runeninschriften zu lesen nicht verstand, sowie dass anderswo auch ähnliche, absolut nicht unterschobene Objekte in prähistorischen Gräbern gefunden wurden.

Die Archäologie ist eine ausgesprochen applikatorische Wissenschaft; sie verträgt nur greifbare Beweismittel; jedes Irrlichtern mit Autoritätsdiktaten muss daher hier grundsätzlich mit einem Fiasko enden.

Dr. O. Jahn (Berlin).

Wo lag die Stadt Vineta?

Während sich die geisterhafte Vineta-Sage wie ein Rätsel der fernen Romantik hinzieht und immer geheimnisvoller wurde, schwand auch immer mehr das Bewusstsein dahin, dass die graue Feste auf dem Meeresgrunde sich einst in einer vielfarbigen und denkwürdigen geschichtlichen Wirklichkeit erhob, die wohl noch eigenartiger, als die Sage selbst, ergreift, weil man die wahre Lage der Stadt lange nicht feststellen konnte. Den Bemühungen des Dr. Conrad Müller ist es nun gelungen, in seinem grossen Werke „Altgermanische Meeresherrschaft" (Verlag Perthes, Gotha) den historischen Kern der Sage glaubwürdig aufzuklären.

Seit langem ist es bekannt, dass Vineta nicht allein mit ihrem tragischen Schicksale dasteht; sie hat Geschwister auch in der Nordsee, wo furchtbare Sturmfluten gleichfalls blühende Städte verschlangen. Aber unter allen diesen war Vineta die grösste und bedeutendste. Müller glaubt, dass diese Namensform nur eine falsche Lesart von „Jumneta" ist, denn die Slavenstadt Jumne am Ausflusse der Oder in die Ostsee war den mittelalterlichen Chronisten wohlbekannt. Ausführliche Kunde von dieser Niederlassung gibt der Historiker Adam von Bremen um das Jahr 1075. „Über die Leutizen hinaus", schreibt er, „die mit anderem Namen Wilzen genannt werden, tritt uns der Oddarafluss entgegen, der reichste Strom des Slawenlandes. An der Mündung desselben, da wo er die scythischen Gewässer bespült, bietet die sehr angesehene Stadt Jumne den Barbaren und Griechen, die ringsum wohnen, einen vielbesuchten Standort dar. Weil nun zum Preise dieser Stadt grosse und fast unglaubliche Dinge vorgebracht werden, so halte ich es für anziehend, hier einiges, das Erwähnung verdient, einzuschalten. Es ist wirklich die grösste von allen Städten, die Europa einschliesst. In ihr wohnen Slawen und andere Nationen, Griechen und Barbaren . . . Alle sind noch im Irrwahne heidnischer Abgötterei befangen. Übrigens wird, was Sitte und Gastfreiheit anlangt, kein Volk zu finden sein, das sich ehrenwerter und dienstfertiger bewiese. Jene Stadt, welche reich ist durch die Waren aller Nationen des Nordens, besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten." — Dies Jumne, das noch mehrfach bei Adam von Bremen auftaucht, lag nach seinen Angaben unzweifelhaft unmittelbar an der Ostseeküste, und die frühere Ansicht der Gelehrten, die das alte Vineta mit dem späteren Julin, dem heutigen Wollin, an der niemals recht schiffbaren Dievenow gleichstellen wollte, muss als irrig aufgegeben werden. An der Odermündung kennt die Stadt auch ein Jahrhundert später, um 1170, der

Slawenchronist Helmold, der sie aber bereits als verschwunden behandelt. „An der Mündung der Oder, wo sie das Baltische Meer berührt," berichtet er, „lag einst die sehr berühmte Stadt Jumneta," und er meldet weiter: „Diese reichbegüterte Stadt soll ein Dänenkönig, mit sehr grosser Flotte heransegelnd, von Grund aus zerstört haben; noch sind von jener alten Stadt Überreste vorhanden." — Diese „Austilgung" Jumnes, die für Helmold bereits längere Zeit zurückliegt, muss zu Beginn des XII. Jahrhunderts erfolgt sein, und zwar kann als Zerstörer nur König Niels in Betracht kommen, der zwischen 1115 und 1119 eine Kriegsfahrt unternahm und die letzte Selbständigkeit der Landschaft Jom, deren Hauptstadt Jumne war, zerbrach. Wahrscheinlich ist es, dass nach der Vernichtung der Stadt dann eine gewaltige Naturkatastrophe ihre Trümmer verschlang und so ihr Bild für immer von der Erde weglöschte, wodurch die uralte Sage ihre eigentliche Nahrung erhielt. Der berühmte Chronist Saxo Grammaticus, der gegen Ende des XII. Jahrhundertes schrieb, berichtet nämlich ausdrücklich: „Nachdem der befestigte Ort, den die Slaven an der Mündung der Swine gegründet hatten, in einer winterlichen Sturmflut zugrunde gegangen war, gründeten sie in derselben Gegend zwei andere Plätze." — Als die historische Stätte des alten Vineta kann mit ziemlicher Sicherheit das Dorf Loddin bei Koserow in Anspruch genommen werden, denn alle Vorbedingungen treffen hier in vollendeter Weise zusammen: die Erhebung der Feste auf einem hohen meerbeherrschenden Punkt, und zwar an der alten Odermündung, die Nähe der Insel Rügen und die uralte Volksüberlieferung, die an diesen sagenumwobenen Ort geknüpft ist. Auch die Funde arabischer Münzen sprechen dafür, denn diese alte Ostseekultur war vom Orient aus stark beeinflusst, und Jumne ist eine bedeutende Station auf der grossen Handelsstrasse gewesen, die die Araber zum Lande des Bernsteins und weiter bis nach Kiew, der Hauptstadt des Russenlandes, führten. Wie eng diese Beziehung zwischen Ostsee und Orient damals war, geht aus der Tatsache hervor, dass eine Kunde von dem Untergang Jumnes sich sogar in dem grossen geographischen Werke des Arabers El-Edrisi erhalten hat. So erfährt das Vineta-Rätsel durch das alte Kulturzentrum von Jumne seine geschichtliche Lösung, und die Sage leuchtet nun in einem noch ehrwürdigeren Lichte. —

Diese Entscheidung Dr. Müllers lässt sich aber auch noch weiter als berechtigt ergänzen. Da ist vor allem die Etymologie, welche auch in gleichem Sinne eingreift. Vineta lag als so bedeutende Handelsstadt gewiss auch an dem wichtigsten und für die Schiffahrt günstigsten Arme der Oder, und dies ist die S w i n e. Dieser Hauptarm bildete

demnach hier eine wichtige Grenze, denn Adam von Bremen sagt doch, dass die Stadt dort lag, wo die Oder die skythischen Gewässer berührt, also am linken Ufer, denn das rechte gehörte schon zu Skythien. Nun bedeutet aber „vin" im Altslavischen: Grenze, „Vineta" sonach: Grenzstadt. „Swine" bildet jedoch zwei Grenzen, daher es durch das Präfix „s" zu einem Kollektivum wurde. Der Name „Jumne, Jumneta" ist sonach eher der falsche, und vermutlich durch eine flüchtige Leseart entstanden, der dann fortgesetzt falsch weiter abgeschrieben wurde.

Es ist immerhin auch zu bezweifeln, ab Adam von Bremen in allem recht hat, denn es ist doch etwas unwahrscheinlich, dass der Vineta-Untergang für Helmold, der 95 Jahre nach Adam starb, schon so sagenhaft gewesen sein konnte, wenn die Stadt bei Lebzeiten Adams noch bestand. Ebenso hat Müller hier bedingungsweise unrecht, wenn er die Lage der Stadt in die heutige Dorfflur Loddin verlegt, denn ist Vineta dort gestanden und durch Waffengewalt zerstört worden, so lässt sich dies durch einfache Grabungen feststellen; ist dies nicht der Fall, dann ist sie ins Meer gesunken, und damit erhält die Sage den Geschichtswert. Eine im Kriege zerstörte Stadt aber, die an einem so günstigen Handelszentrum liegt, baut man ansonst wieder rasch auf, und dies geschah bis heute nicht, weil eben die sagenhaften wie geschichtlichen Erfahrungen in geotektonischer Hinsicht davor warnten. Deshalb kann aber auf der dortigen Terrainerhebung mit dem günstigen Ausblicke auf das Meer noch immer ein Wachthaus oder eine Feste gestanden haben, und ist dies sogar natürlich, denn man musste sich doch auch irgendwie gegen Feinde von landeinwärts sichern.

So muss nun die Sage die Hälfte ihres Inhaltes über Vineta an die Geschichte abgeben, denn dem friedelosen Spuk und dem dräuenden Gottesgerichte für schwere Sünde steht entgegen die stolze Erinnerung an den Glanz und die Herrlichkeit einer wirklichen Stadt, die nach allem nur jener Elementarkatastrophe zum Opfer fiel, welche seit Urzeiten die südlichen Gestade der Nord- und Ostsee ständig bedroht.

Der Forschung über die alten Ostseeslaven steht dort am Meeresgrunde noch ein reiches Museum zur Verfügung; so manche Schrift auf Erz und Stein dürfte dort zu lesen sein, die unser bescheidenes oder angezweifeltes Wissen über jene Völker ergänzen könnte; aber wo ist jener slavische oder wirkliche Carnegie, der dieses einzigartige Museum suchen oder heben liesse!

M. Žunkovič.

Ein Heilmittel der Russen gegen das Hundswutgift.

Auf Seite 211 des „Staroslovan" wurde ein dalmatinisches Arzneimittel gegen das Hundswutgift in Erinnerung gebracht. Diese Erwähnung rief in mir die Tatsache wach, dass mir einst ein deutscher Garteningenieur in Russisch-Podolien eine Distelart zeigte, die man in Süd-Russland als häusliches Heilmittel gegen das Hundswutgift anwendet. Es ist dies die Komposite Xanthium spinosum, ansonst Choleradistel genannt, die besonders in subtropischen Gegenden gedeiht. Sie soll erst im Jahre 1830 durch Kasakenpferde zugleich mit der Cholera in die Bukowina gebracht worden sein und sich von hier aus bis auf den Balkan verbreitet haben. Diese Vermutung scheint recht unglaubwürdig zu sein, denn den Samen kann auch ebensogut der Wind weiter befördern. Ob aber die Pflanze tatsächlich irgendeine heilsame Wirkung gegen das Hundswutgift hervorruft, weiss ich nicht und kann auch nicht angeben, welcher Pflanzenteil diese Wirkung birgt oder in welcher Form das Heilmittel angewendet werden soll. Immerhin wäre es aber angezeigt zu überprüfen, ob oder inwieweit der russische Volksglaube begründet ist, umsomehr als ja schon die Bezeichnung „Choleradistel" auf eine Verwertung als Hausarznei deutet.

Ing. W. Steinz.

Die kroatische Nationaltracht.

Es ist an der Zeit wieder einmal den ziemlich weit verbreiteten Irrtum zu berichtigen, als ob die kroatische Nationaltracht ihrem Ursprunge nach eine magyarische wäre, denn tatsächlich ist sie nur eine jedem Kenner der slavischen Volkstrachten durch Klima, verfügbare Rohstoffe und subjektiven Schönheitssinn bewirkte Modifikation der allgemeinen altslavischen Trachten.

Über die Bedeutung der Volkstrachten ist bereits sehr viel diametral geschrieben worden, denn während ihnen die einen (wie z. B. Rousseau) einen hohen volkspädagogischen Wert zusprachen, wollten andere in dem Festhalten, an der vererbten Nationaltracht ein bewusstes Verharren in der Barbarei, ein Widerstreben gegen die gangbare Zivilisationsströmung bemerkt haben. Diesbezüglich geben „Slavische Blätter" (1865, S. 35) folgende, gewiss allgemein überzeugende Ansicht kund: „Eine solche Ansicht involviert ein Verkennen des individuellen Volksgeistes, der ja der Schöpfer dieser Trachten ist, und den bedeutende Kulturhistoriker als ein wichtiges Moment

zur originellen Entwicklung eines Volkes erkannten. Man kann das Nationalkostüm einen mächtigen Wecker und Wahrer des nationalen Bewusstseins, ja des Patriotismus selbst nennen. Und was noch bedeutender ist: die gemeinsame Nationaltracht schliesst ein einigendes Band um sämtliche Angehörige eines Volkes, welches auch, nebst anderen Ursachen, namentlich in Kroatien, jene Leichtigkeit des Umganges zwischen den höheren und niederen Klassen ermöglichte, die gar sehr die natürliche Härte der Leibeigenschaft minderte. In dieser treuen Bewahrung der ursprünglichen Volkstracht glauben wir auch den Grund dazu zu finden, dass in Kroatien und Slavonien niemals Kleiderordnungen, wie im westlichen Europa, die so auch äusserlich den Unterschied der Stände kennzeichnen sollten, erlassen werden mussten. Während anderwärts die schwere Ritterrüstung den Gebrauch der Volkstracht fast völlig verdrängte, war dies bei den Kroaten nie in ausgedehntem Masse der Fall. Auch ist es bekannt, dass der gefeierte kroatische Held Nikolaus Šubić-Zrinjski, als er in den entscheidenden Kampf zog, in weihevoller Stimmung, den Harnisch verschmähend, sich mit dem reichsten Nationalgewande schmückte, als ginge es zu einem Feste. Während im Mittelalter das spanische Gewand als Hoftracht die altdeutsche Kleidung verdrängte, bewahrten auch hierin die Kroaten ihre Eigentümlichkeit. Ja selbst die katholische Geistlichkeit, sonst der uniformste Stand der Welt, bediente sich in alter wie in neuer Zeit stets der Nationaltracht, und es mögen die Besucher der im Herbste 1864 in Agram abgehaltenen Industrieausstellung, unter denen sich Angehörige aller Nationen befanden, nicht wenig erstaunt gewesen sein, die ehrwürdigen Domherren des reichen Agramer Kapitels im Schnürrock und dem niedrigen landesüblichen Hute einherschreiten zu sehen. — So also beurkunden in Kroatien und Slavonien Mann und Weib, Grundherr und Bauer, Staatsbeamter und Geistlicher, Bürger und Gelehrter auch in ihrer äusseren Erscheinung jenes Gemeinschaftliche, das sie zu einem höheren Ganzen, zur Nation verbindet.“ —

Die Volkstrachten haben zweifellos auch sonstige Wertigkeiten. Vor allem zeigen sie meist einen sehr hohen kunstästhetischen Sinn, und können niemals zu der superlativen Geschmacklosigkeit der modernen Mode führen, da sich bei der Tracht jede prinzipielle Abweichung unangenehm abhebt, d. h. jede Übertreibung in dieser oder jener Richtung stört empfindlich den Gesamteindruck, was eben der Volksgeschmack sehr gut weiss und fühlt; die Tracht bildet nur als harmonisches Ganzes den Schönheitseffekt.

Weiters ist die Volkstracht zugleich ein sehr gewichtiges Mittel für die Charakterbildung eines Volkes, denn der in der Volkstracht

Umhergehende kann unmöglich ein Renegat oder Volksfeind sein; verachtet er aber seine Nation, so wird er die Tracht überhaupt nicht anlegen. Das Volkstum hat sich daher durch die Trachten eine gewisse äussere Exklusivität geschaffen, die trotz etlicher Nachteile doch den grossen Vorzug des innigen automatischen Zusammengehörigkeitsgefühles in bezug auf Sprache, Heimat und Nation in sich birgt; jeder der nicht so gekleidet ist, gilt hingegen als Fremder. Dass der Niedergang der Trachten auch zugleich das patriotische Fühlen und das Gefühl der Volkseinheit zugleich herabgedrückt und einer sehr nachteiligen politischen Uferlosigkeit Platz gemacht hat, wird gewiss jedermann zugeben, der Gelegenheit hatte die sozialen wie patriotischen Anschauungen eines Gebietes noch in beiden Phasen zu beobachten. Das allgemeine Hinarbeiten auf die Rehabilitierung der schönen, so erhebenden Volkstrachten wäre daher gerade heute, wo sich die Völkergruppen wieder sprachlich zu ralliieren beginnen, eine sehr dankbare volkserziehliche wie auch patriotische Aufgabe.

Dr. A. Kovačić.

Wissenschaftliche Fragen und Antworten.

Hier werden ausschliesslich solche einlaufende Fragen veröffentlicht und fallweise beantwortet, die das Gepräge eines breiteren wissenschaftlichen Interesses tragen.

Frage 17. — „Strava". — F. Ž. (Laibach) fragt, welche Etymologie dem altslavischen Worte „strava", worunter man die Totenfeier, auch das Totenmahl zu verstehen pflegt, zugrunde liegt.

Antwort. — Das Grundwort ist offenkundig „traviti", das im Russischen heute abweiden, fertigweiden, zu Ende gehen, abschliessen bedeutet. Das „s" ist das im Slavischen allgemeine Präfix für die Kennzeichnung einer länger währenden aber nun abgeschlossenen Handlung, wozu es Hunderte von sprachlichen Belegen gibt, wie z. B.: „mluva" (das Gespräch) und „smlouva" (Vertrag, der Schlusserfolg der Besprechung); „mír" (der Friede) und „smír" (der Friedensschluss); „mreti" (im Sterben liegen) und „smrt" (der Lebensschluss, der Tod); „kryti" (decken) und „skrýti" (verstecken, sich ganz unsichtbar machen) u. a. m. „Strava" ist daher ein urslavischer Begriff, der alle jene Handlungen abschliessend zusammenfasst, die sich nach dem Tode einer Person in sozialer, pietätlicher und materieller Richtung ergeben, also: Leichenfeier, Würdigung der persönlichen Verdienste, Erhaltung des Andenkens, Testamentsvollstreckung, Erbfolge u. ä. —

Man nahm bisher allgemein an, dass „strava“ lediglich das Totenmahl bedeutet, zumal es heute nurmehr die Bedeutung von Nahrung, Verpflegung hat, doch entspricht dies nicht der primären Auffassung. In einer aus dem XIV. Jahrhunderte stammenden böhmischen Handschrift von Königgrätz heisst es bei der Schilderung der Kreuzigung Christi: *„zvlekú s něho vše rucho na ztravu“*, d. h. sie zogen ihm alle Kleider aus als Nachlass, denn es wird dann doch weiter erzählt, dass die Schergen nach dem Tode um diesen Nachlass würfelten. — Eine weitere Quelle (Skolien des Lactantius Placidus) führt aber auch noch die Form „traba“, also ohne das Präfix (der vollendeten Handlung) an, ein Beweis, dass das Grundwort „traviti“ eben richtig, die eigentliche Wurzel daher „trav“ (nicht „strav“) ist. Lactantius fungierte im Jahre 308 als Lehrer des Sohnes Konstantins d. Gr.; erst der im VI. Jahrhunderte lebende Geschichtsschreiber Jordanes (fälschlich „Jornandes“) schreibt im Werke *„De origine actibusque Getorum“* schon „strava“, womit jedoch nicht gesagt sein will, dass diese Wortform nicht früher auch schon im Gebrauche war.

Die Slaven gebrauchten sonst auch die Begriffe *„pir, trizna, sedmina“*, welche allerdings die Gedächtnismahlzeit nach der Beerdigung eines Toten speziell hervorheben, doch ist diese nur als ein Teil der „strava“ anzusehen, denn jene Bewirtung gilt zugleich als Bezahlung für die verschiedenen dem Toten zuteil gewordenen Dienste (Krankenpflege, Tragen der Leiche, Grabaushebung, Grabgesang u. ä.), für welche man auf dem Lande (z. B. bei den Slovenen) noch heute kein Geld annimmt.

Wir Slaven nennen gerne den Nachruf nach einem Toten mit dem Fremdworte „Nekrolog“; dieses ist aber ganz unnötig, da wir selbst im Begriffe „strava“ eine eigene originelle und prägnantere Bezeichnung besitzen. Es wäre daher empfehlenswert sich fortan dieses altbekannten Ausdruckes zu bedienen, damit die eigenen Fachausdrücke zur Geltung kommen und nicht durch die Ignorierung in der Bedeutung abirren oder ganz in Vergessenheit geraten. —

Frage 18. — Österreichische Forschung. — E. E. (Paris) wünscht eine Aufklärung, weshalb heute in Österreich fast durchwegs Private die wissenschaftliche, namentlich die den Altslavismus tangierende Forschung führen und aufrechthalten müssen; wieso es kommt, dass nicht Akademien, die über reiche Studien- und Geldmittel verfügen, die so interessante Runenforschung in die Hand nehmen; dass es einen endlosen hundertjährigen Streit über den böhmischen Handschriftenwert geben könne usw., was in Frankreich undenkbar wäre.

Antwort. — Da wir als direkt Beteiligte vielleicht darauf doch keine objektive Antwort geben könnten, die Frage selbst aber auch sonst aktuell ist, legten wir die Beantwortung derselben einem Hochschulprofessor vor, und erhielten folgende Aufklärung: „Die Erscheinung des Verfalles der wissenschaftlichen Vertiefung und des Forschungsernstes ist heute eine allgemeine, und macht Frankreich dabei kaum eine Ausnahme; dass aber dies gerade in Österreich fühlbar hervortritt, daran tragen unsere eigenartigen dissoziierenden Verhältnisse Schuld. Vor etwa 30 Jahren gehörten wir noch zu den führenden Mächten für Sprachen- und Völkerkunde; unsere Gelehrten waren es, die in der Slavistik das entscheidende Wort sprachen; wir waren es, die weltumspannende geographische Forschung betrieben. Seither haben wir selbst abdiziert. Die politischen Strömungen beeinflussen bereits seit langem die Wahl der Professoren; Nation und Parteistandpunkt gilt mehr, als Wissen und Können. Es sei hier nur jenes typische Beispiel angeführt, das vor kurzem infolge seiner Widrigkeit uns alle lähmte, als ein dreimal und allein vorgeschlagener Fachmann von Ruf als Professor für die Akademie der bildenden Künste in Wien nicht als geeignet anerkannt wurde, weil er in Laibach geboren ist und in Prag wirkt. Die besten Kräfte verlassen daher die so kleinlich gewordene Heimat, weil sie eine politisch infizierte Wissenschaft nicht billigen. Die Abschaffung der Kollegiengelder erstickte den restlichen Ehrgeiz in der wissenschaftlichen Konkurrenz; die Unterrichtsverwaltung ist selbst ein Politikum, gelenkt von Parteileuten und Tagesströmungen; auf die Lehrkanzeln werden selten mehr führende Geister berufen, die etwa schon durch glänzende Schriften oder erfolgreiche Privattätigkeit ihre Befähigung erbracht haben, sondern normale Mittelmässigkeiten, oft von Krethi und Plethi geschoben, und jederzeit bereit ihre Individualität dem persönlichen oder aktuellen Opportunismus zu opfern. Seit Dezennien sind auch alle Slavistenkanzeln ausschliesslich aus einer „Schule" besetzt; das Monopol führt die Firma Jagić und hat diese ausschliessliche Inzucht die hereditäre Folge, dass ein Neuerer oder Eklektiker überhaupt nicht mehr zu freiem Worte kommt, daher Wahres wie Falsches von Einst nur mehr grammophonartig mechanisch weiter abgeleiert wird. Um aber doch für alle Fälle Störefriede hintanzuhalten, sitzt in jeder Zeitungsredaktion ein Filialist dieser Firma, der dafür sorgt, dass neue Forschungsergebnisse, welche diese erstarrten Hypothesen aus dem Gleichgewichte bringen könnten, durch die Presse nicht in die Öffentlichkeit gelangen. So ist es auch erklärlich, wie — die Gedankenträgheit der Menschen klug ausnützend — der finsterste Aberglauben mit polizeilicher Sicherheit und behaglicher Ruhe durch

ein Menschenalter als Wissenschaft ausgeschrotet werden konnte. Einen besonders fühlbaren Nachteil brachte der Slavistik auch die Gründung der böhmischen Universität im Jahre 1882 in Prag. Das Angebot der Lehrkräfte war damals gering, die Wahl dabei überdies vielfach eine unglückliche. Die in Böhmen doppelt akzentuierte Politik bekam rasch Eintritt in die Universität. Die Professoren der philosophischen Fakultät gründeten bald ein politisches Tagblatt („Čas") für sich, ein Fall, der in Hochschulkreisen wohl einzig dasteht. Fast jeder Professor stand in irgendeinem politischen Lager; für wirkliche Wissenschaft oder tiefere Forschung blieb da wenig Zeit übrig, daher sich dort bisher auch nahezu keine hervorragende Fachspezialität entwickeln konnte. Eine solidere fachliche Durchbildung fehlte oft noch; die Politik verdarb Charakter wie Individualität. Um sich massgebendenorts beliebt und äusserlich bemerkbar zu machen, wurde das Tollste unternommen, was öffentlich zu sprechen gibt. Da wurden zuerst die ehrwürdigen böhmischen Handschriften als echt abgeschworen, die Vergangenheit der Slaven tunlichst gelöscht; jeder wurde bis ins letzte Dorf verfolgt, ja zum Selbstmord gebracht (Dr. Pič), der zu widersprechen wagte; das Tagblatt „Čas" unterstützte dabei die wissenschaftlichen Justifizierungen; die Jugend, die immer dem Radikalismus huldigt, rannte allem blind nach, ohne der Nachteile zu gedenken, die ihr beim Einzug soliderer Verhältnisse erwachsen müssen. Die Slavistik ward dabei zu einem regelrechten, wenn auch klug verschleierten — Aschenbrödel. Die Professoren traten gelegentlich auch in ein Wettrennen um Abgeordnetenmandate, um zwei Sinekuren zu geniessen; die Wissenschaft war ihnen somit niemals die Hauptsache. — Es ist daher nur ein Glück, dass die impulsive wie intuitive Geisteswissenschaft nun durch die Privatforschung auf einem neutralen und jungfräulichen Boden aus reinster Liebe zur Sache weitergeführt wird; böse wäre es, wenn alles untätig dastehen würde. — Diese Eindrücke muss jeder gewonnen haben, der in den letzten 20 bis 30 Jahren mitten in diesem chaotischen Milieu stand und seine Ansicht überhaupt frei aussprechen will; ich habe sie hiemit ausgesprochen."

Wir haben dem nichts beizufügen als den ehrlichen Wunsch, man möge aus den bedenklich aufgehäuften Entgleisungen in der Pflege der Wissenschaft in Österreich endlich eine heilsame Lehre ziehen.

Frage 19. — „Cyrill-Kreuze." — J. H. (Brünn) wirft die Frage auf, wieso es so viel „Cyrill-Kreuze" geben könne, denn sie können doch unmöglich alle mit dem Slavenapostel Cyrill im Zusammenhange stehen.

Antwort. — Dies ist auch nicht der Fall. Es liegt hier eine falsche Volksetymologie vor. Das Wurzelwort ist „čer, čir", das bereits Seite 8—16 eingehend aufgeklärt wurde. Die „Cyrill-Kreuze" sind gleichfalls nichts weiter als Grenzsteine, nur hat das Volk nach Verlust des sprachlichen Verständnisses für den Wurzelbegriff eine posthume Erklärung gesucht und hiebei herausgefunden, hier habe vielleicht der hl. Cyrill auf seinen Missionsreisen gerastet oder gepredigt. Sie finden sich meist in Mähren, Schlesien und Süddeutschland vor. — Wer sich die Lokalität solcher Steine, die meist in Kreuzform zugehauen oder aber mit einem ausgemeisselten Kreuze versehen sind, näher besieht, wird immer finden, dass sie durchwegs an Besitz-, namentlich Gemeindegrenzen, an Weggabelungen oder Kreuzwegen angebracht sind. Sollte dies heute irgendwo nicht zutreffen, so wäre weiter nachzuforschen, ob hier nicht in älterer Zeit die Grenze lief, da ja bei Kommassationen oder Parzellierungen von Gütern oft die Grenzen geändert wurden; überdies hat sich bei wichtigeren Grenzverlegungen meist noch die lokale Bezeichnung „Alte Grenze, staré mýto, stará meza" u. ä. erhalten. — Unsere Leser werden hiemit ersucht, die ihnen bekannten „Cyrill-Steine" in dieser Richtung zu überprüfen und uns mitzuteilen, ob oder inwieweit unsere Etymologie irgendwo nicht zutrifft.

Frage 20. — Von mehreren Seiten wurde angefragt, wie wir uns zu den höchst unwissenschaftlichen und persönlichen Ausfällen in Jagić' „Archiv für slavische Philologie" (Heft 1 und 2, Seite 300—302, 1913) gegen den „Staroslovan" verhalten.

Antwort. — Wir haben ohnehin zu wenig Raum für ernste Aufsätze, können uns daher umso weniger mit Antworten auf derlei sophistische Ausfälle befassen. Damit aber unsere Leser doch etwas darüber wissen, sei das Wichtigste hervorgehoben. — Ein gewisser Erdmann Hanisch aus Beuthen zog mit einem Kübel Schmutzwasser aus, um den Mohren Jagić reinzuwaschen. Es handelt sich da um die „Schwayxtix"-Angelegenheit (siehe „Staroslovan" Seite 51—57) und die böhmischen Handschriften. Bekanntlich hat Professor Jagić im Jahre 1880 eigens eine Reise nach Neu-Strelitz unternommen und „festgestellt", dass eine Statuette daselbst wirklich jene Aufschrift trage, auf welcher Basis er sodann die Rhetra-Altertümer (siehe „Slavische Runendenkmäler") gleich summarisch als unterschoben erklärte und noch zufügte, die Fälschungen können nicht vor dem Jahre 1737 geschehen sein. Ebenso beteiligte er sich seit dem Jahre 1886 lebhaft an der Grablegung der genannten Handschriften. Es hat sich aber nun bei der wissenschaftlichen Revision herausgestellt, dass

auf jener Statuette nicht „Schwayxtix" sondern *„licjevajam tim"* steht, und dass die als Fälschungen verdächtigten Handschriften echt sind. Statt dass nun Professor Jagić als Herausgeber und Redakteur des „Archiv" selbst mit der Erklärung herausgetreten wäre, er habe sich in beiden Fällen geirrt, er habe die Inschrift etwa bei schlechter Beleuchtung gelesen, die Runen nicht genau gekannt, die Handschriften nie gesehen, erteilt er dem Herrn Hanisch die Vollmacht gegen uns gleich mit dem mobilen Galgen zu ziehen, weil wir so wenig Rücksicht und Takt besassen, die Wahrheit in dieser Sache offen auszusprechen. Er spricht da von: „Bedeutungslosigkeit, wissenschaftlicher Naivität, ungezogener (!), törichter Überhebung" u. ä., vergisst aber in der Eile vollkommen zu sagen, dass wir doch recht haben, und „überhebt" sich davon auch nur ein Argument gegen unsere Feststellungen anzuführen. Nach den Rechtsbegriffen Hanisch' ist die Wissenschaft sonach kein Freigut mehr, und wenn Jagić einen Irrtum begeht, so haben darüber „bedeutungslose" Leute zu schweigen, oder aber, so wie er, dies durch qualmenden Weihrauch zu verhüllen.

Die Wahrheit ist ein starker Trank,
Und wer ihn braut, hat selben Dank!

Die Angelegenheit mit den böhmischen Handschriften wird dahin zu beschönigen oder zu rechtfertigen versucht, dass Hanisch die rhetorische Frage aufwirft: „Sollte wirklich Herr Žunkovič wissenschaftlich so harmlos sein, dass er glaubt, zur Untersuchung der Echtheitsfrage einer Urkunde (!) bedürfe es unbedingt des persönlichen Augenscheins?" — Wir können diesem beneidenswert naiven „Archiv"-Gelehrten nur offen bestätigen, dass wir, und wahrscheinlich die ganze Welt mit uns, wirklich so harmlos sind, dies zu glauben, und die persönliche paläographische Untersuchung des angezweifelten Objektes für das Wichtigste halten; ja, wir gehen noch weiter: wir erklären nach den gemachten Erfahrungen jeden für einen Charlatan, wer eine alte Handschrift als falsch erklärt, ohne sie je gesehen zu haben, denn seriöse Leute geben über etwas, was ihnen unbekannt ist, überhaupt kein Urteil ab.

Es ist ein furchtbar lähmendes Gefühl sehen zu müssen, wie hier der Kritiker für die Gewissenlosigkeit in der Forschung offen und skrupellos eine Lanze bricht, und wie Professor Jagić einer solchen Frivolität obendrauf noch den Tugendmantel umhängt. — Die Grünberger wie Königinhofer Handschrift sind zweifellos echt, und wer sie gut angesehen oder gar studiert hat, wird sie auch nicht

anders als echt gefunden haben. Hat jedoch Professor Jagić (und sein Anhang) die Überzeugung von der Unechtheit, so beweise er dies, denn die bisher bekannten Bedenken sind bereits alle aufgeklärt und haben sich als haltloses Geschwätz oder als Produkt mangelhafter Forschungspflege erwiesen. Wir fordern hiemit Professor Jagić auf, seine Argumente darüber, dass jene Figur in Neu-Strelitz die Aufschrift „Schwayxtix" trägt, sowie namentlich für die Unechtheit der böhmischen Handschriften offen darzulegen; die Ansicht, dass wir zu „bedeutungslos" sind, genügt uns absolut nicht als „Beweis". Übrigens hatte die böhmische Nation der Handschriften wegen durch Jahrzehnte fortgesetzt die Verbalinjurien: Fälscher, Schwindler, Diebe u. dgl. zu hören; es steht daher schon dafür, sich der Mühe zu unterziehen, dies überzeugend zu begründen, oder aber den gemachten Fehler zu widerrufen.

Zum Schlusse sei noch eine bedenkliche moralische Entgleisung des Kritikers hervorgehoben, um die Kampfesweise und wissenschaftliche Akribie des Herrn Hanisch gegen uns nur flüchtig zu skizzieren. Er will die prinzipielle Gegnerschaft gegen die „Berufswissenschaft" in unserem Arbeitsprogramme entdeckt haben. Diese niedrige Verhetzungstaktik unter Zulegung einer handgreiflichen Unwahrheit desavouiert sich selbst. Hanisch hat zwar fleissig Stellen aus unserem Programmartikel (Seite 1—7) zitiert, kennt also den Inhalt zweifellos, hat aber folgenden Passus darin „übersehen": „Wir wollen daher sowohl mit den Gelehrtengesellschaften einerseits, wie mit den breitesten Bildungsschichten des Volkes andererseits in steter, inniger Fühlung bleiben und, unentwegt und unbekümmert um Sympathie oder Hass, nur zum besten der guten Sache arbeiten." — Relativ hat Herr Hanisch allerdings recht: eine solche, aber nur solche „Berufswissenschaft", die nur ehrlich arbeitende Leute verleumdet, sich aber in jenem Momente, als Beweise vorzubringen oder gemachte Fehler einzubekennen sind, mit souveränem Patentdünkel schimpfend seitwärts in die Büsche schlägt, werden wir bekämpfen, so oft sie uns in die Quere kommt.

Wir verkehren aber tatsächlich mit vielen Forschern von Beruf und Gelehrtengesellschaften der Welt; die Qualität des Inhaltes unserer Revue wird wahrscheinlich auch niemandem den Gedanken einflössen, als würde uns gelegentlich der berüchtigte „Septimaner" beispringen; eine wissenschaftliche Verbindung mit Herrn „Erdmann Hanisch aus Beuthen" lehnen wir freilich für alle Zeiten dankend ab.

Bibliographie.

Alle einlangenden Werke werden grundsätzlich mit Titel, Verlag und Preis angeführt; jene, welche altslavische Themata berühren, auch kurz besprochen, eventuell noch später eingehender gewürdigt. — Unaufgefordert zugesendete Werke werden nicht zurückgestellt.

Gruden J. Dr., Zgodovina slovenskega naroda. — („Geschichte des slovenischen Volkes.") Klagenfurt. Herausgegeben vom St. Hermagoras-Vereine. — (Im Erscheinen.)

Die „Družba sv. Mohora" (St. Hermagoras-Verein) hat sich im Interesse ihrer Mitglieder zur Herausgabe des obigen Werkes entschlossen und erschien hievon heuer schon das 3. Heft (Beginn der Neuzeit). Da bisher keine zusammenfassende und übersichtliche Geschichte des slovenischen Volkes existierte, war der Verfasser vor ein besonders schwieriges Problem gestellt, zumal die Slovenen in historischer Zeit eigentlich nie — es wäre denn, dass man die kurze Zeit des napoleonischen Illyrien dazu rechnen würde — staatlich geeinigt waren. Trotzdem hat der Verfasser seine Aufgabe mustergültig gelöst. Die volkstümlich gehaltene, daher sprachlich so anheimelnde Darstellung, sowie die reiche Illustrierung reihen sich würdig an die wissenschaftlich hochwertige Sammlung und Behandlung des ungewöhnlich zerstreuten Stoffes an. Dem Verfasser gebührt ein rückhaltsloses Lob hiefür, wie er das widerspenstige Quellenmaterial behandelte und an die Volkspsyche so meisterhaft anpasste, denn es ist sehr zu bezweifeln, ob diese beiden Standpunkte ein Zweiter in so harmonische Relation gebracht hätte.

Wir müssen aber auch ernstlich eine Unzukömmlichkeit hervorheben, welche allerdings die heutigen verworrenen Verhältnisse in der Geschichtsforschung verschuldet haben, die aber durch die Ausgabe eines Ersatzbogens wieder leicht beseitigt werden kann. Der Verfasser schreibt nämlich Seite 9, dass wohl schon der Dichter Vodnik überzeugt war, die Slovenen seien durchaus keine Einwanderer, sondern ein Urvolk in ihren heutigen Gebieten, „nichtsdestoweniger bezeugen die Geschichtsquellen in unzweifelhafter (!) Weise, dass die Einwanderung der Slovenen in die heutigen Gebiete erst mit dem VI. nachchristlichen Jahrhunderte begonnen habe, dass die früher Ansässigen besiegt wurden, die sodann teils auswanderten, teils sich mit den Slovenen assimilierten." — Wir wissen wohl, dass dieser Satz mindestens schon vor fünf Jahren niedergeschrieben war, also zu einer Zeit, als die Flamme der revolutionären Bewegung

vom Autochthonismus der Slaven noch nicht so offen züngelte; heute würde der Verfasser diesen Satz, der nur mechanisch die angelernten Schulhypothesen wiedergibt, sicher nicht mehr geschrieben haben, da es tatsächlich „unzweifelhafte" Beweise nicht gibt.

Sehr am Platze ist auch die Verwahrung der Vereinsleitung (Seite 211 im „Koledar") gegen die Vorwürfe, dass das Volk eine solche Geschichte nicht erfassen könne, indem sie offen erklärt: „Man halte das Volk nicht fortgesetzt für so verschlagen und begriffsstützig, als ob ihm die Aufnahmsfähigkeit für historische Begebenheiten gänzlich mangeln würde!" — Alles, was verständlich geschrieben ist, versteht der natürlich denkende Mensch auch; unverständlich sind jene Bücher, die unverständlich geschrieben sind, und dieses ist hier absolut nicht der Fall. Wäre man aber dies irgendwo zu behaupten berechtigt, so kann hiebei das slovenische Volk gar nicht einbezogen werden, denn gerade hier muss selbst der Feind neidlos zugeben, dass es die „Družba sv. Mohora" selbst war, die das Volk für diese geistige Kapazität systematisch vorerzog, und wer den Sinn für Objektivität nicht völlig eingebüsst hat, der muss zugeben, dass sich ähnlicher kulturpädagogischer Segnungen durch einen Verein kein Volk der Welt rühmen kann, wie gerade das slovenische.

Der Verein, im Jahre 1852 vom Fürstbischof Slomšek gegründet, hat sich nämlich ungeheure Verdienste für den Fortschritt des slovenischen Volkes erworben, denn er arbeitete schon auf breiter Basis an der Hebung des Bildungsniveaus des Landvolkes, als sich andere grosse Nationen um die geistige Weckung des Gros kaum noch rührten, oder sich diesen Verein erst zum Vorbilde nahmen. Eine Nation von 1·3 Millionen Köpfen aber, die seit 61 Jahren einen Verein besitzt, welcher nahezu buchstäblich jedes slovenische Haus zum Mitgliede zählt, und seinen 80.00 Mitgliedern jährlich $^1/_2$ Million populär geschriebener Bücher einhändigt, steht heute einzig da. — In letzter Zeit haben sich allerdings gewisse Elemente gefunden, die alles gute Alte zertrümmern wollen, ohne auch nur einen brauchbaren Stein zum Neubaue zuzutragen, daher auch gegen diesen Verein unberechtigte Ausfälle unternommen haben. Ob ihnen dies die pathologische Nörgelei, das mangelnde patriotische Gefühl oder die versteckte Tendenz, sich auf diese Weise den Jahresbeitrag (2 K) zu ersparen, diktiert, ist nebensächlich, denn dieser Verein ist bereits mit dem slovenischen Volke so organisch verwachsen, dass man sich letzteres ohne diesen Verein heute nicht recht vorstellen kann. — Der Verein stehe fest, wie der Fels im Meere, wie bisher, und biete, allerdings den Wandlungen des Zeitgeistes

voll Rechnung tragend, unentwegt und weiterhin dem Volke jene geistige Nahrung, die dasselbe kulturell und wirtschaftlich höherbringt. Der Abfall der Volksfeinde bedeutet aber gerade eine Reinigung, denn in jedem Volke fällt, um das fremde Feld zu düngen, nur ab der nationale — Mist.

J. Simonič.

Epilog und Prolog.

Der I. Jahrgang des „Staroslovan" ist nun geschlossen. Wir haben hiemit unser eingangs dargelegtes Versprechen — sei dies hier freudig und stolz hervorgehoben — sogar mit einem ungeahnten Kraftüberschusse an originellem Wissen und unbeeinflusster Beobachtung, daher zum grossen Teile völlig neuem Forschungsmateriale eingelöst und hiebei, wenn oft auch nur flüchtig, gezeigt, dass es auf jedem Gebiete des menschengeschichtlichen Wissens Stationen gibt, die der Slave nicht weiter teilnahmslos passieren darf.

Wie notwendig unsere Revue war, hat sich im Laufe des Jahres mit steigender Drastik gezeigt. Die grosse Slavenwelt weiss von ihrer wahren Vergangenheit im grossen so gut wie nichts, und jenen Kreisen, die sie vor allem kennen sollen, fehlt als Vorbedingung zu dieser Kenntnis die natürliche Klarheit über die elementarsten Grundsätze.

An dieser Wahrnehmung lässt sich leider nicht ein Wort ändern. Der Vorwurf gilt übrigens nicht dem Einzelnen, sondern der Gesamtheit, denn die kleinliche sprachliche Eifersucht, dann die geistige, politische wie soziale Geschiedenheit der einzelnen Slavenvölker, die aus der Parabel von den zerbrochenen Stäben Svatopluks niemals eine Lehre ziehen wollten, haben den slavischen Völkergruppen bisher kein zusammenhängendes Bild der gemeinsamen grossen Vergangenheit zu geben vermocht.

Welche wunderbaren Kraftquellen des latenten Selbstbewusstseins, des berechtigten Stolzes und erhöhten Kulturstrebens wurden aber damit den slavischen Völkern durch so lange Zeit vorenthalten! Und trotzdem wir von diesen bewusst wie unbewusst verstopften Quellen in der kurzen Spanne Zeit erst etliche Tropfen ans Licht gebracht, so geht doch schon ein staunendes Aufhorchen, ein fortschreitender Meinungswechsel, eine tiefgehende Wandlung fühlbar vor sich; und was bringt erst die Zukunft an den Tag, denn ein gutes Drittel unserer Geschichte ruht noch nahezu unberührt oder un-

erkannt in der Erde, ein Drittel verbirgt sich unverstanden in den Geheimnissen der Sprache, und jenes Drittel, das wir bei natürlicher Gedankenfolge leicht verstehen könnten, hat eine verblendete Wissenschaft gewaltsam unserer Betrachtung entrückt oder von oben nach unten gekehrt.

Nur so konnte es kommen, dass schliesslich alles auf einem toten Punkte erstarrte, statt sich an dem allgemeinen Fackellaufe im grossen Kulturwettstreite zu beteiligen. Wir arbeiteten zwar genau so mit, wie andere, aber unsere Werke erhielten eine fremde Marke und unsere grossen Männer einen gefälschten Taufschein; steht doch des grossen Polen Kopernik Büste heute in der deutschen Wallhalla; Komenský wurde zu einem Deutschen, Vega zu einem Spanier zu machen versucht; Held Zrinjski wurde von den Magyaren nostrifiziert usw. Statt daher unseren reellen Anteil an der Kultur und dem Gange der Geschichte energisch die billige Anerkennung im offenen Kampfe zu erzwingen, warfen wir die Flinte ins Korn und zogen uns schmollend in die stille Ecke zurück, in der Hoffnung auf ein Wunder oder auf selbsteinkehrende bessere Zeiten.

Wir liessen es auch apathisch dazu kommen, dass so viele irrtümliche Antizipationen aus den Frühstadien der Forschung in das Volksbewusstsein übergingen und geradezu zu verwirrenden Axiomen wurden, weil wir uns dagegen nicht mit Geisteswaffen stellten. Würden wir zeitgerecht aufgetreten sein, so wären nicht so viele Männer von reiner wissenschaftlicher Ehrlichkeit auf Abwege geraten; noch weniger wäre das furchtbare Überwuchern jenes wissenschaftlichen Charlatanismus möglich gewesen, welcher die herrschende Apathie voll auszumünzen verstand, und dem heutigen nationalen Antagonismus fortgesetzt neue vergiftende Nahrung zuführte.

Doch auch alle reelle Wissenschaft bewegt sich normal im Schlepptau des Gewohnten; sie wird erst aktiv, wenn das Gewohnte ausbleibt, und zugleich die Anpassungsfähigkeit vorhanden ist, neue Reflexe aufzunehmen. Solche uralte, fest verankerte Irrtümer aus der bedenklichen Erbschaft des Gewohnten haben wir hier zu beseitigen begonnen; das beste Mass für den Wert und Erfolg dieser tiefgründigen Überprüfung ist die Menge und Bedeutung der dadurch verzehrten Irrtümer; und diese ist schon heute eine imponierende.

Das neue Jahr soll daher an unserem Revue-Programme nichts Wesentliches ändern, umsomehr, als das Räderwerk der in Gang gesetzten Maschine erstaunlich tadellos funktioniert.

Betreffs des Erscheinens der Bibliothek „Staroslovan" lassen sich hingegen Termine schwer voransagen, da konstant neue Impulse einwirken und neue Forschungserscheinungen das Einbeziehen heischen. Zur allgemeinen Orientierung unserer Mitglieder diene jedoch folgendes:

BAND I: „Slavische Runendenkmäler" erscheint weiter als Beilage zu den einzelnen Heften und dürfte im Jahre 1914 bereits seinen Abschluss finden;

BAND II: „Etymologisches Ortsnamenlexikon" liegt bereits im Manuskripte druckreif vor;

BAND III: „Altslavische Handschriften". — Dies soll eine literatur- wie sprachgeschichtlich hochstehende Gesamtausgabe der ältesten handschriftlichen Denkmäler aller Slaven werden, die doch bis heute fehlt. Von jeder Handschrift wird das Faksimile, die moderne Transkription, die Kommentierung und Verdeutschung nebst der geschichtlichen wie literarischen Würdigung geboten. Ist sie ein Palimpsest, so wird der gelöschte Text, so weit er lesbar oder inhaltlich bemerkenswert ist, gleichfalls in Wort und Bild beigegeben. Jede Handschrift soll zwar für sich als Monographie abgeschlossen, jedoch buchmässig so gestaltet erscheinen, dass sie sich nach einem bestimmten Plane seinerzeit auf ihren zukommenden Platz einreihen lässt. Das projektierte Werk, das selbstredend mehrere Bände mit kostspieligen Illustrationen enthalten wird, teilt sich in grossem in die schöngeistige, religiöse, geschichtliche, juridische und in die Glossenliteraturgruppe. Die Reihenfolge der Ausgabe erfolgt selbstredend nach der failweisen Erreichbarkeit der Originalhandschrift sowie nach der wissenschaftlich allseitigen Aufarbeitung; mehrere Besitzer von derlei Manuskripten haben bereits die Bewilligung für das Studium und die künstliche Vervielfältigung derselben erteilt.

BAND IV: „Altslavische Ornamentik" liegt in der Hauptsache fertig vor. Dieses Werk soll die Entwicklung der Linienführung, wie sie an den keramischen Objekten slavischer Provenienz aus der Vorzeit in der Erde vorgefunden wurde, vom Urzustande des ornamentalen Schmuckes bis zur höchsten figuralen Vollendung systematisch darlegen und demnach eine Art Urgeschichte der Zeichenkunst bieten. Diese Publikation dürfte nicht nur für die vergleichende Archäologie zu einer willkommenen Materialübersicht nach Kulturfortschritt und Fundort werden, sondern auch für die niederen Schulen einen natürlich methodischen Unterrichtsbehelf abgeben.

BAND V: „Altslavisches Sprachlexikon". — Hiezu wird das Materiale bereits gesammelt; mit der Ausgabe kann jedoch erst dann begonnen werden, bis alle alten Sprachquellen in dieser Richtung durchforscht sind, was allerdings nicht so leicht ist, da eine Hauptquelle hiefür, die Etymologie der Wurzelbegriffe der topischen Namen, bisher als slavisches Sprachgut zu wenig beachtet wurde, jedoch durch die Herausgabe des als Band II bezeichneten Lexikons teilweise behoben zu werden verspricht.

Unvergleichlich leichter als die Privatforschung könnten allerdings die Akademien solche für den Fortschritt in der Sprachwissenschaft, Geschichte, Archäologie und Kulturgeschichte grundlegende Werke zustande bringen, doch ist bei den heutigen Verhältnissen im öffentlichen Forschungsbetriebe, wo sich die slavische Berufswissenschaft selbst in erster Linie gegen unsere edlen und opferreichen Bestrebungen gestellt hat, nicht daran zu denken. Doch trifft dies, wenn auch bei erhöhtem Reibungskoëffizienten, die private Forschung genau so, nur setzt die kostspielige Herstellung solcher monumentaler Werke ohne Staats- oder Fondsmittel zugleich die Erledigung der Verbreitungsfrage voraus, denn alle Arbeit, Mühe und Opfer verfehlen ihren idealen Zweck wie ihre hohe Kulturmission, wenn die Saat nur auf ein kleines Feld ausgestreut werden kann. Sache aller Gebildeten, die das Gefühl für echten Fortschritt in der Wissenschaft und den Durchbruch der reinen Wahrheit in der Forschung im Herzen tragen, ist es daher, diese volksaufklärende wie auch die nationalen Gegensätze nivellierende Lehre in jeder Art zu fördern, denn solange nicht die erforderliche Minimalzahl von ständigen Mitgliedern und Interessenten sichergestellt ist, kann von einer erfolgreichen Umsetzung unserer realen Pläne in die kulturelle Tat keine ernste Rede sein, da unsere Bibliothekswerke bei einer kleinen Auflage, obschon niemand dabei einen Gewinn sucht, für die Minderbemittelten, d. i. das Hauptkontigent der Intelligenz, noch immer zu kostspielig, daher schwer erreichbar sind.

Möge diese Einsicht in Bälde eine allgemeine werden!

»Staroslovan.«

PROVISORISCHES TITELBLATT.

BIBLIOTHEK »STAROSLOVAN«

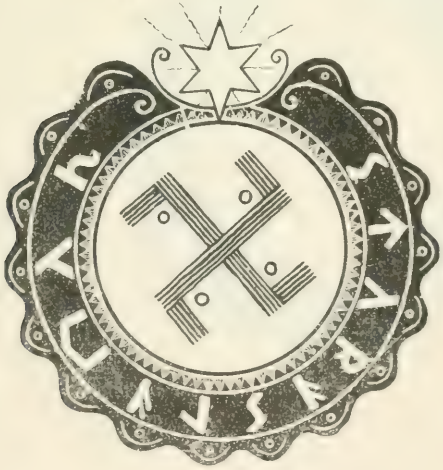
BAND I.

SLAVISCHE RUNENDENKMÄLER

VON

MARTIN ŽUNKOVIČ.

MIT ZAHLREICHEN TAFELN UND TEXTILLUSTRATIONEN.



KREMSIER, 1913.

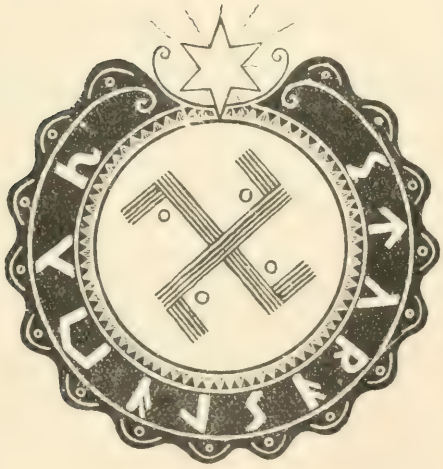
DRUCK UND VERLAG VON H. SLOVAK IN KREMSIER.

Nachdruck und Übersetzungsrecht vorbehalten.

BIBLIOTHEK »STAROSLOVAN«

I. BAND.

Slavische Runen-Denkmäler.



KREMSIER 1915.

DRUCK UND VERLAG VON HEINRICH SLOVÁK IN KREMSIER.

IN KOMMISSION BEI **OSWALD WEIGEL, LEIPZIG,** KÖNIGSTRASSE 1.

SLAVISCHE RUNEN-DENKMÄLER

VON

MARTIN ŽUNKOVIČ,
k. u. k. Major d. R.

MIT 3 SCHRIFTTAFELN UND 102 TEXTILLUSTRATIONEN.

KREMSIER 1915.
DRUCK UND VERLAG VON HEINRICH SLOVÁK IN KREMSIER.
IN KOMMISSION BEI **OSWALD WEIGEL, LEIPZIG,** KÖNIGSTRASSE 1.

Nachdruck und Übersetzungsrecht vorbehalten.

INHALT.

Seite

Vorwort VII
Einführung in die Runenkunde 1
I. **Wendische Runendenkmäler** 13
Allgemeines 15
a) Die wendisch-heidnischen Devotionalien . . . 17
b) Die wendisch-heidnischen Grab-Amulette . . 46
c) Die Urnensteine von Mecklenburg 53
Die Wegweiser von Mikorzyn 60
Der Tonkopf von Pommern 63
Münzen 64
Schmuckobjekte 72
II. **Slovakische Runendenkmäler** 77
Allgemeines 79
Die Felsinschrift auf dem Velestur 79
Die Steininschrift auf dem Smrčnik 82
Ein gefälschtes Runendenkmal 84
III. **Etrurische Runendenkmäler** 87
Allgemeines 89
Der Sarkophag von Perugia 97
Der Grenzstein von Rocchetta 98
»Mužina«-Spiegel 98
»Mužina«-Figur 100
»Losna« 101
Urne mit der Aufschrift »Lačnemi« 101
Metallschalen mit Inschriften 101
Kameen 107
Der Grenzstein von Monte Pore 107
Das Mumienband in Zagreb 109

Vorwort.

Das vorliegende Werk, das als heftweise Beilage der wissenschaftlichen Revue „Staroslovan" in den Jahrgängen 1913 und 1914 erschien, ist hiemit abgeschlossen. Die ernste Absicht des Verfassers, noch den etrurischen Runendenkmälern eine breitere Behandlung zuteilwerden zu lassen, wurde durch den Kriegsausbruch unmöglich gemacht, daher auch schon das letzte Forschungsobjekt des Buches, das „Mumienband in Zagreb" nicht mehr erschöpfend behandelt werden konnte.

Nichtsdestoweniger zeigt aber das Gebotene, dass hier sozusagen mit dem Dampfpfluge ein grosses, die Sprach- und Kulturverhältnisse geschichtlich dunkler Zeiten ausserordentlich klärendes Wissensgebiet, das bisher als ein vollkommen steriles Phantasieland galt, plötzlich tief aufgeackert und dessen enorme Fruchtbarkeit erwiesen wurde.

Das Thema „Slavische Runendenkmäler" bedeutet daher das plötzliche Aufkeimen eines völlig neuen Wissenszweiges, denn dass es konkrete Belege für eine slavische Literatur in Runenschrift, und noch dazu in so überwältigender Vielseitigkeit gibt, damit wollte sich bisher schon deshalb niemand befassen, weil allzuviel Schlagbäume davor niedergelassen waren. Der Verfasser musste daher vor allem auch beweiskräftig die irrlichternde Völkerwanderungshypothese vernichten, um den Auslauf für die Forschungstätigkeit auf diesem Gebiete bis in die graue Unendlichkeit unserer Vorgeschichte bahnfrei zu gestalten. Mit dem landläufigen und gedankenlos nachgesprochenen Hinweise, es seien dies alles gutgelungene Falsa, lässt sich daher nicht weiter spiegelfechten, denn jede Fälschung setzt ein Original voraus, und wir sind zweifellos und nicht vereinzelt auch schon in jene Zonen gedrungen, wo die echten Vorlagen offen aufliegen.

Sollten es die Lebensschicksale dem Verfasser möglich machen, sich in dieses Forschungsgebiet späterhin nochmals vertiefen zu können, so dürfte dieses Werk noch eine wesentliche Inhaltsbereicherung erfahren; treten jedoch dies ausschliessende Verhältnisse ein, so mögen andere an dem abgerissenen Faden weiterspinnen; der schwierigste Teil der Arbeit liegt aber für jeden Fall hier schon bewältigt vor. —

Standort der 3. oper. Armee im Februar 1915.

Der Verfasser.

Einführung in die Runenkunde.

Es hat bis nun selten etwas darüber verlautet, daß es überhaupt slavische Runendenkmäler gäbe, denn Kollár wurde mit seinen Entdeckungen slavisch-italischer Runenschriften allgemein abgewiesen und verlacht, und die wendischen wie slovakischen Zeugnisse dieser Richtung wurden, um mit diesem Thema die bereits festgelegten wissenschaftlichen Hypothesen nicht zu belasten oder gar zu irritieren, nach alter Gewohnheit kurzweg als gefälscht und unterschoben erklärt, umsomehr, als man dazu nie eingeführt wurde, den Slaven eine besondere Kultur in älterer Zeit zuzubilligen. Schrieb man doch ständig die Phrase weiter ab, als ob die Slaven „vom Eichelnfraß und tierischen Gehaben" erst in der historischen Kulturzeit in gesittete Verhältnisse übergegangen wären! Daß aber dem durchaus nicht so ist und so nicht gewesen sein konnte, läßt sich aus zahlreichen Umständen, namentlich aber aus alten Schriftdenkmälern logisch wie demonstrativ nachweisen.

Man beachte vor allem die Leichtigkeit, mit welcher die Slaven einer fremden Sprache unterliegen, weil sie sich sprachlich leicht akkomodieren. So ist es wohl verständlich, wieso unter den verschiedenen slavischen Gruppen die Deutschen, Magyaren, Italiener, Osmanen dort die Hegemonie an sich gerissen haben konnten, wo sie selbst noch heute in Minorität sind. Aber so muß es da oder dort schon im Altertume gewesen sein, denn die Gemeinsprache der Völker in Mitteleuropa vor einer höheren, sprachlich, staatlich und sozial differenzierten Kulturstufe war wohl die slavische, denn es ist unter der unleugbaren Weichheit und Anpassungsfähigkeit der Slaven geradezu undenkbar, daß sie Europa je bevölkert hätten, wenn sie sich erst von einem kleinen Kerne im fremdsprachigen Milieu aus entwickelt hätten; ja, im Gegenteile, wir können doch der Geschichte wie auch den täglichen Vorgängen untrüglich entnehmen,

daß aus dem unerschöpflichen slavischen Populationsüberschusse alle benachbarten Völker in Europa seit Jahrhunderten ihre Bevölkerungsziffer ununterbrochen ergänzen und — nie umgekehrt.

Es kann daher nicht anders sein, als daß einst ein großer slavischer Block den massiven Grundstock an landessichernder, landwirtschaftlicher, gewerblicher und industrieller Bevölkerung bildete, der aber oft das Selbstbewußtsein und das Vertrauen in die eigene Kraft fehlte, sie sich daher, genau so wie mitunter noch heute, infolge steter kleinlicher Eifersüchteleien und mangelhaften Gefühles der Zusammengehörigkeit, vom Diener zum Herrn nicht überall emporschwingen oder als Herr nicht dauernd behaupten konnte. Soziale Ober- und Unterströmungen, Mangel an politischer Klugheit und Einigkeit, wirtschaftliche wie kulturelle Zurücksetzungen, falsche Statistik u. drgl. sind es daher, welche heute das Mißverhältnis zwischen Zahl und Macht begründen, und kann dies bei dem gewiß berechtigten Schlusse die Gegenwart der Vergangenheit zu applizieren, auch einst nicht anders gewesen sein. — Aus mehr oder minder verläßlichen Quellen weiß man sogar, daß schon die Römer, Griechen, Perser, Spanier aus der vorgefundenen einheimischen Bevölkerung ihre Heeresmacht ergänzten; so hatte z. B. Xerxes die „moži" vom Pontus Euxinus, also Russen in seinem Heere.

Da aber der Name „Slave" in der ältesten Geschichte oder Geographie nicht vorkommt, schließt die Wissenschaft die Existenz der Slaven in jener Zeit *a priori* aus. Dabei ist immer der grundfalsche Schluß maßgebend: der Schriftsteller A sagt, hier wohnte dieses Volk, der B nennt an derselben Stelle ein anderes; der C bringt einen dritten Namen und darauf wird der eitle Trugschluß und verschobene Plan einer Phantasievölkerwanderung aufgebaut, ohne zu bedenken, daß die Verhältnisse dermalen die gleichen sind, denn wenn verschiedene Schriftsteller heute: Böhme, Čeche, Mährer, Hanake, Slovake und ähnlich schreiben, so können dies ethnographisch immer die gleichen Begriffe sein. In dieser Außerachtlassung des Vergleiches liegt die Wurzel aller Unstimmigkeiten und Unverständlichkeiten der älteren Phase der Völkergeschichte: die Volksnamen wechseln, die Sprache wechselt, aber das Volk bleibt in Hinsicht auf die Rasse im großen dasselbe.

Es ist daher ganz falsch heute z. B. von Germanen als einer eigenen Rasse oder spezifischer Sprache zu sprechen, wo doch nur von einer sprachlichen Umwertung derselben die Rede sein kann. Weiß man z. B., daß die heutigen Preußen nur germanisierte Wendo-

Slaven sind, da die Diffusion erst vor wenigen Jahrhunderten endete, so ist es folgerichtig und selbstverständlich, daß auch die ältesten Kultur- und Schriftfunde daselbst von Slaven stammen und den Charakter der Sprache und Eigenart derselben tragen müssen; ja, sie wären gerade dann verdächtig, wenn dies nicht der Fall wäre. Es fiel bisher auch noch niemandem ein babylonische, hebräische oder chinesische Kulturfunde nicht den Babyloniern, Hebräern oder Chinesen zuzuschreiben, nur bei den Slaven wird sonderbarerweise immer eine Ausnahme gemacht, weil der überzeugende Nachdruck seitens der Wissenschaft hiebei normal versagt.

Einen rein pathologischen Charakter hat daher auch die empirische Feststellung, daß in der Regel keine Runenschrift so lange als verdächtig angesehen wird, als sie nicht sprachlich gedeutet erscheint; erst in jenem Momente, als das dunkle Mysterium fällt und deren slavisch-sprachliche Provenienz erkannt wird, beginnt man grundsätzlich die natürliche Herkunft derselben anzuzweifeln oder sie gleich als Fälschung zu proskribieren.

Einer ähnlichen Auffassung oder Fehlerquelle entspringt auch unsere Verwunderung, daß unter der Unzahl von Schriftdenkmälern altitalischer Heimat an 7000 solcher anzutreffen sind, die keine lateinischen Schriftzeichen aufweisen, oder wenn ja, keine lateinische Interpretation zulassen. Es sind dies die Münzen, Grabsteine, die Kultus- und Gebrauchsgegenstände der Bauern, Gewerbetreibenden, Industriellen u. ä. an den verschiedensten Orten aus einer Zeit, als die Stammbewohner selbst wohl in Majorität, aber nicht zugleich die Regierenden waren. Ähnliche Verhältnisse finden wir ebenso noch heute genug. In Österreich-Ungarn ist die Regierungssprache deutsch bezw. magyarisch, obschon die Slaven nummerisch in Majorität sind, ja die militärische Dienstsprache ist in beiden Gebieten die deutsche; nichtsdestoweniger sind aber z. B. die Grabschriften in allen gangbaren Sprachen des Reiches gehalten und wird es einer, selbstredend humanen Behörde nicht beifallen, dies etwa zu verbieten. — Es scheint daher, daß die Römer alle Stammbewohner Italiens niemals zur Gänze latinisiert haben konnten, was sehr wahrscheinlich klingt, da sich bekanntermaßen die Römer das gewaltsame Aufdrängen ihrer Sprache niemals besonders angelegen sein ließen.

Es ist daher heute, nachdem sich die mit der Urgeschichte der Sprache und Kultur der Altslaven beschäftigende Literatur sehr erfreulich hebt, ganz sinnlos geworden, die gangbare Mähre zu verteidigen, daß die alten Slaven keine Schrift gekannt oder gebraucht und deshalb auch keine schriftlichen Denkmäler aus

ihrer Urzeit zurückgelassen hätten. Die Gegenbeweise sind entschieden da, und wenn darunter Steine sind, die seit dem Jahre 79 n. Chr. unter harter Lavadecke in Herculanum und Pompeji ruhten, so war es wenigstens durch ungefähr 1900 Jahre nicht möglich, sie etwa zu fälschen, denn die Geschichte von heute sagt, daß die Slaven vier Jahrhunderte später kamen, und überdies in Süditalien nie waren. Hoffentlich werden die folgenden Beweise die Klärung dieses Geschichts- und Gelehrtenirrtums besiegeln.

Es ist auch nicht verständlich, weshalb gerade die Slaven keine eigene Schrift besessen hätten, da es in der Natur eines jeden Volkes, zumal mit einer solchen Kultur, wie man sie gerade an den Gegenständen der Grabstätten vorfindet, liegt, allgemein oder relativ Wichtiges in irgendeiner Weise festzuhalten, umsomehr als doch einzelne Indianerstämme, die Urbewohner von Celebes, Java, Äthiopien, der Philippinen u. a. ihre eigene Schrift besitzen, ohne in kultureller Hinsicht je eine nennenswerte Rolle gespielt zu haben. — Die Slaven hatten in alter Zeit eine, heute als „Runen" benannte Schrift, welche derart eingebürgert gewesen sein muß, daß selbst die christlichen Missionäre, um Lehrbüchern bei den Slaven Eingang zu verschaffen, ohne weiters auch deren Schriftzeichen annahmen. Am treuesten scheint dies durch den dalmatinischen Priester Hieronymus im III. Jahrhunderte geschehen zu sein, vom dem das glagolitische oder hieronymische Alphabet (Bukvica) der slavischen Kirchenbücher herrühren soll, während sich Cyrill und Method im IX. Jahrhunderte mehr an die griechische Schrift lehnten, wenn dies nicht umgekehrt der Fall war, d. h. diese längst vorhandene Schrift von den Griechen selbst weitergebildet worden ist, denn die ältesten griechischen Schrifttexte, wie sie z. B. auf Melos, in Korinth u. a. vorgefunden wurden, sind den primitiven Runen weit ähnlicher, als dem heutigen griechischen Alphabete. —

Man muß da auch wieder einmal gewisse, in der Praxis erstarrte schultechnische Begriffe überprüfen. — So lesen wir bei Strabo, daß die Bewohner Massilias mit „griechischen" Zeichen schreiben. Desgleichen erzählt Caesar *(De bello gallico)*, daß im Lager der Helvetier mit griechischen Lettern geschriebene Tafeln vorgefunden wurden. Wären nun diese Texte tatsächlich griechisch gewesen, so hätte sie Caesar oder jemand aus seiner Umgebung, die doch griechische Bildung genossen, lesen können, so war ihnen aber die Schrift ihrer Form nach äußerlich allerdings nicht ganz fremd, wohl aber der Inhalt, welcher augenscheinlich der den Römern unverständlichen „keltischen" oder „gallischen" Sprache angehört haben mag.

Es ist aber sicherlich nicht leicht heute den Schriftext auch einer bekannten Sprache zu entziffern, wie sie vor zweitausend und mehr Jahren gesprochen und geschrieben wurde, da man nicht mehr den Artikulationsmodus und die schriftliche Darstellungsmethode der Aussprache von Einst nachprüfen kann, und bilden namentlich die Zischlaute oder die Sibilanten dabei die größten Lösungsschwierigkeiten. Wir müssen uns daher bei den Entzifferungen an die, wenn auch nicht ganz klare Buchstabierung der Lautfolge im kleinen einerseits, andererseits aber an den logischen Inhalt im großen anlehnen, denn auch unsere ältesten Vorfahren werden auf einem bestimmten Objekte nur das aufgeschrieben haben, was mit diesem organisch zusammenhängt, denn das entscheidende Machtwort spricht dabei doch immer die Impression. Wir müssen daher vor allem die Bedeutung unserer primären Wortformen kennen, denn erst dann kann das Verstehen der alten Schriften eine wissenschaftliche Bereicherung bedeuten.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich auch daraus, daß man nicht weiß, wie weit verschiedene Völker dieselben Alphabete und die gleichen Runenzeichen gebrauchten, denn es sind Beweise da, daß ein und dasselbe Volk in verschiedenen Zeiten und Gegenden, aber ebenso auch gleichzeitig verschiedene Schriften gebrauchte, sowie daß die Lesung einmal von rechts nach links, ein anderesmal von links nach rechts wie auch ackerlinienartig (bustrophedontisch) geschah, also demselben Zeitgeschmacke unterlag, wie wir ja auch heute diesen oder jenen Schrifttypus bevorzu genoder vernachlässigen, sowie in demselben Schriftstücke lateinische, kurrente, griechische, hebräische u. a. Schriften anwenden können.

Man behauptet überdies ziemlich allgemein, das die Runenschrift eine Geheimschrift war, weil „runo“ gleichbedeutend sei mit Geheimnis, denn das deutsche „raunen“ bedeute: Geheimnisse zuflüstern, welche Ansicht allerdings nur richtig wäre, wenn „raunen“ Geheimnisse verhüllen bezeichnen würde. Diese Etymologie ist aber hier zweifach widerlegbar. — Als Geheimnisse können die Runen allerdings auch angesehen werden u. zw. vor allem für den Analphabeten, genau so wie die heutige Schrift einem solchen ein Geheimnis ist; überdies bildeten die Runen wohl auch seit jener Zeit, als man sie nicht mehr zu lesen verstand, und dieses währt bis heute, ein allgemeines Geheimnis. — In ganz analoger Weise entwickelte sich im Slavischen der Begriff: čarodĕj, čarodelník, čarodelec, čarovník, d. i. derjenige, der „čare“ (Striche) macht, mithin schreiben kann, was aber heute schon der Bedeutung: Zauberer, Zauberkünstler gleichkommt. Was er

schrieb, verstand der des Lesens Unkundige einst natürlich nicht, daher solche Zeichengruppen für den Analphabeten eine geheime oder apokryphe Bewertung annehmen mußten.

Andererseits aber kann eine öffentlich verwertete Schrift keine Geheimnisse enthalten, die man in Bronze, Eisen, Stein und Holz mühsam einmeißelt oder in gebrannten Ton eingräbt, und so der Welt offen darbietet, wie z. B. auf Waffen, Schmuckstücken, Weihobjekten und sogar Naturfelsblöcken längs einer für den allgemeinen Verkehr bestimmten Kommunikation. — Die sogenannten „Buchenstäbe" waren sonach auch keine geschnitzten Einzelrunen oder Typen, sondern enthielten einen gedankengemäß geordneten Text größeren oder kleineren Umfanges, also zwecks Fixierung von Gedanken, die man erhalten oder jemand anderem mitteilen wollte, waren also eine primitive Form von Briefen.

Es ist daher schon im Prinzipe nicht ernst zu nehmen, daß man je solche beschriebene „Buchenstäbe" wahllos hingeworfen und daraus geweissagt hätte, weil man ja daraus gleich fertige, inhaltlich geschlossene Texte erhalten mußte, daher nichts zu deuten übrig blieb. Es ist daher das deutsche Wort „Buchstabe", analog wie das slavische „buki, bukva, bukvica" (Buchstabe, bildlich dargestellter Laut) nicht von „Buche" (botanisch), sondern von „Buch", d. i. Laute, die zusammengesetzt ein Buch, eine Rolle, also einen zusammenhängenden Text geben, abzuleiten.

Hingegen mag es vollkommen richtig sein, daß man im Uranfange Wichtiges als Einschnitte (Einkerbungen), die gewisse Naturformen des darzustellenden Objektes nachahmten und zugleich als mnemotechnische Hilfsmittel dienten, im Holze einkerbte, denn auch in der Edda wird wiederholt darauf angespielt, wie: „Urgötter gruben, Urredner ritzte, Asenhaupt schnitt sie ein, weißt du zu ritzen u. ä., wodurch eine Art Bilderschrift entstand, die erst dadurch zu einer Lautschrift wurde, daß sich der phonische Begriff für ein Objekt mit dessen graphischer Darstellung identifizierte und konventionelle Werte annahm.

Die Bildung der Runen ging aber genau so vor sich, wie jede Original-Schriftbildung vor sich geht, d. i. durch Analphabeten. Haben sich solche etwas vorzumerken, so wenden sie hiefür naheliegende Zeichen an, und diese sind bis zu einer gewissen Grenze immer dieselben und sozusagen dem äußeren Eindrucke angepaßt, denn das „o" ist z. B. in fast allen Sprachen durch eine Einkreisung dargestellt, weil der Mund bei der Aussprache eine ähnliche Form, wie das „o" einnimmt; „i" ist immer das einfachste Zeichen, weil

der Laut sozusagen durch die Zähne gepreßt wird u. ä. — So paradox nun auch die Erklärung klingt, so klar ist es, daß an verschiedenen Punkten und zu verschiedenen Zeiten durch Analphabeten die Grundzüge einer Schrift entstehen, wobei die Grundformen bis zu einer gewissen Grenze die gleiche äußere Beeinflussung zur Schau tragen. Die Schriftvarianten hingegen sind Folgerungen persönlicher Auffassungen und manueller Fertigkeiten, die daher immer eine Art Individualitätscharakter annehmen.

Über den Ursprung der Runen wurden seit jeher die abenteuerlichsten Ansichten verbreitet, die nur den einen Kern haben, daß die Runenschrift eben sehr alt ist. Nebstbei hielten sie die einen für eine Art Bilderschrift oder Hieroglyphen, die anderen für eine magische Schrift. Die einen, wie Joh. Magnus *(Historia de omnibus Gothorum Sveonumque regibus. Romae 1554)*. Olaus Magnus *(Historia de gentibus septentrionalibus. Romae 1555)* und Olaf Rudbeck *(Atlantica. Upsalae 1689)* sehen in den Runen Denkmäler aus der Sintflutepoche; Joh. Perinskiöld *(Vita Theodorici etc., Stockholmiae 1699)* glaubt, daß Magog, ein Sohn Japhets, die Runen nach Schweden gebracht habe; Ole Worm *(Danica literatura antiquissima. Hafniae 1651)* meint hingegen, sie sei in Asien entstanden und mit den ersten Besiedlern Europas mitgebracht worden. Jan Ihre (um 1770) schreibt die Erfindung der Runenschrift den Skythen, Sjöborg (1835) hingegen den Phöniziern zu, kurzum es spinnen sich da die phantastischesten Kombinationen über die Runengenesis durch alle Zeiten bis heute fort. Nach Skandinavien brachte angeblich der Fürst Odin im III. Jahrhunderte n. Chr. den Gebrauch zum Andenken an tapfere und verdiente Männer große Steine aufzurichten und sie mit Runeninschriften zu versehen; so erklärt es sich auch, daß man in der schwedischen Provinz Upland an 700 Runensteine fand, weil dort augenscheinlich diese Sitte allgemeiner war als wo anders; man weiß aber überdies auch, daß es früher weit mehr solcher Steine gab, aber sie wurden mit der Zeit bei allerlei Bauten verwertet.

Die Summe aller bezüglichen Erfahrungen führt aber zu folgendem begründeten Schlusse:

a) die Runenschrift ist die älteste erhaltene Schriftform phonetischer Richtung; sie ist daher weder eine exotische noch eine geheime Schrift;

b) die meisten bekannten und gangbaren Schriftarten entwickelten sich aus den runischen Vorbildern;

c) scheint es, daß die Runen die Urschrift der Slaven bildeten, weil die Etymologie des Begriffes „Rune" die Selbstdefinition bietet, denn im Slavischen bedeutet „ruti" ausreißen, Vertiefungen machen, und „riti" eingraben, ritzen, was auch natürlich erscheint, denn die Buchstaben wurden in harte Gegenstände, wie: Stein, Metall, Knochen, Holz, Baumrinde, Wachs u. drgl. eingegraben.

Solche Schriften finden sich vor auf: Speerblättern, Lanzenschäften, Schwertern, Messern, Scheidenbeschlägen, Schildbuckeln, Helmen, Glocken, Vasen, Tellern, Diademen, Spangen, Kämmen, Ringen, Goldhörnern, Münzen, Brakteaten, Urnen, Grabsteinen, Grenzzeichen, Wegweisern, dann Naturfelsen und Steinblöcken.

Es sei aber hiemit auch keineswegs behauptet, daß alle vorhandenen Runendenkmäler slavische Texte aufweisen, denn ebenso wie man z. B. mit lateinischer Schrift Slavisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Magyarisch u. s. w. wiedergeben kann, können auch die Runen verschiedenen Sprachen zugleich als Schriftbehelf gedient haben, und ist dies ja auch festgestellt, wie es später an einem lateinischen Beispiele gezeigt wird. Wir kennen doch epigraphische Runendenkmäler von Skandinavien, England, Rhätien, Etrurien, Griechenland, Phrygien, Äthiopien, Amerika (Mississippi-Tal) u. a., nur wissen wir heute noch gar nicht, welcher Sprache sie zuzuschreiben seien, so lange uns die sprachliche Deutung des Geschriebenen ein Rätsel bleibt.*)

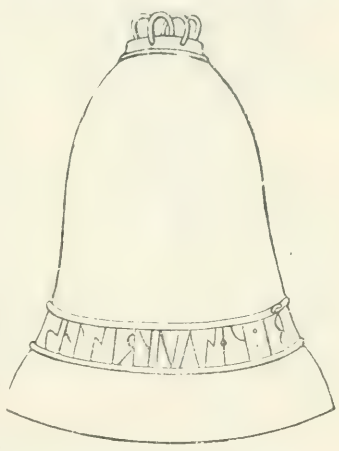
Was die Schrift- und Buchstabenform selbst betrifft, läßt sich im allgemeinen nur sagen, daß jenes Runendenkmal umso älter ist, je einfachere Buchstaben es aufweist und je ärmer das Lautinventar ist. Unterschiede zwischen Majuskeln und Minuskeln wurden bisher an keiner Runenschrift festgestellt; nur das slovakische Runenalphabet fällt insofern von den übrigen auf, daß es die Vokale zumeist verkleinert darstellt. Ligaturen (Buchstabenverbindungen) weisen im allgemeinen auf eine jüngere Entstehungszeit des Runendenkmals.

Es ist nun auch die nicht unwichtige Frage zu beantworten, in welcher Zeit die Runenschrift in Verwendung war, doch besitzen wir

*) Sven Hedin fand bei den Ausgrabungen in der Wüste Gobi (Zentralasien) ein beschriebenes längliches Brettchen, dessen Schrift keiner asiatischen oder sonst bekannten Sprache entspricht und bis heute auch nicht gelöst wurde. An der Fundstelle stand einst ein großes Geschäftshaus, denn an gleicher Stelle wurden auch viele hunderte Papierfetzen mit kommerzieller Korrespondenz in chinesischer Sprache vorgefunden. Augenscheinlich stammt dieser runenartig beschriebene »Brief« aus einer vollkommen fremdsprachigen Gegend.

für die Beantwortung nur allgemeine Zeitgrenzen. Das Hindernis für konkretere Angaben besteht vor allem darin, daß wir schon überhaupt nicht wissen, wann die Runen bei ihrer großen Verschiedenheit und Gebrauchsverbreitung auf diesem oder jenem Gebiete verwendet wurden. Es kann nur als bekannt angenommen werden, daß die Runenschrift in Italien älter ist, als die lateinische; die etruskischen Runendenkmäler können daher ein oder mehrere Jahrtausende vor der christlichen Zeitrechnung schon dort im Gebrauche gewesen sein; sie müssen aber auch später nach Einführung der lateinischen Schrift in Verwendnng gestanden sein, da auch bilinguische Denkmäler gefunden wurden, auf denen der Runentext durch die lateinische Sprache und Schrift kommentiert wird. Auf jeden Fall verliert sich aber schon in der römischen Kaiserzeit die Runenschrift auf italischem Gebiete nahezu spurlos. —

Die jüngsten russischen Münzen mit der Aufschrift „Rurik" in Runen gehören augenscheinlich in die zwei ersten Jahrhunderte des Mittelalters. — In Schweden und Norwegen wurden Glocken mit nordischen Runeninschriften gefunden, die man der Zeit von 1150—1250 zuschreibt; sie können aber ebensogut 5—6 Jahrhunderte älter sein, nachdem der Glockengebrauch in den nordischen Ländern schon im VI. Jahrhunderte n. Chr. festgestellt erscheint. Eine solche, in Schweden gefundene Glocke (Museum Kopenhagen) hat sogar den lateinischen Text *„yesuz kristas aje maria grasia"* — in Runen eingraviert. Allerdings kann die Inschrift, die noch von rechts nach links zu lesen ist, auch erst später angebracht worden sein.



Glocke von Smaland
(Museum Kopenhagen).

Eine Mystifikation in einwandfreier slovakischer Runenschrift leistete sich noch i. J. 1872 ein intelligenter Waldheger in Kremnitz, der die Sache wohl sehr anachronistisch ausführte, aber damit mittelbar bewies, daß er zum mindesten einen reellen Behelf, also ein altes Runenalphabet, hiebei benützt haben mußte; er täuschte auch die Gelehrtenwelt damit, trotz der urplumpen Weise, durch volle 40 Jahre, nachdem den Text bis zum Jahre 1912 doch niemand entziffern konnte.

Bedauerlich ist es auch, daß unter den Tausenden der bekannten Runendenkmäler bisher kein einziges entziffertes eine positive Zeitrechnungsangabe bietet, und ist dies, obschon die Texte erst in

geringer Zahl geklärt sind, aus bekannten Gründen auch für die Zukunft nicht zu erwarten. — Die christliche Zeitrechnung hat erst der Abt Dyonisius Exiguus um die Mitte des VI. Jahrhundertes angeregt. Verbreitet wurde diese Ära erst im VIII. Jahrhunderte, und Karl d. Gr. war angeblich der erste Fürst, der sich in Urkunden schon gelegentlich dieser Zeitrechnung bediente; doch erst im X. Jahrhunderte war sie im Abendlande allgemeiner geworden. Alle wichtigen Geschichtsdaten stützen sich daher bis zu dieser Zeit auf Regentennamen; dadurch aber, daß wir dabei oft auch erfahren, wie viel Jahre einer regierte, sind uns weitere Kombinationen erst ermöglicht worden. In kleineren Verhältnissen dienen aber oft nur Elementarereignisse, Mißjahre, Heuschreckenplagen, große Brände u. ä. als Fixierung einer bestimmten Zeit, wovon wir aber wieder nichts haben. Wenn daher z. B. eine ziemlich umfangreiche slovakische Felsinschrift angibt, daß damals der Herr von Silian das ganze Turocz-Szt.-Martoner Gebiet verwüstete, so wissen wir dabei noch gar nicht annähernd, ob dies etwa tausend Jahre v o r oder n a c h Chr. geschehen ist, umsomehr als die jetzige Inschrift doch schon seit dem Geschehnis eine nachgetragene und ebenso eine schon ein- oder mehreremale übertragene sein kann.

Ebensowenig bieten die Alterseindrücke irgendeine annähernde Orientierung, denn der Grad der Verwitterung eines solchen beschriebenen Steines, die Oxydierung einer Münze, Waffe oder eines Schmuckgegenstandes hängt wieder von dem Einwirken der Witterungseinflüsse und der unmittelbaren Umgebung ab, deren lokale Intensität man doch nicht skalamäßig ablesen kann; kurzum es ist äußerste Vorsicht geboten, sich in dieser Richtung in konkrete Zeitangaben einzulassen.

Eine weitere Schwierigkeit ergibt sich bei der Klassifikation der Sprache einer Inschrift, da die ethnographischen Verhältnisse keines einzigen Gebietes bis ins graue Alter als geklärt angesehen werden können; es kann daher nur die Sprache des Textes maßgebend sein. Doch da handelt es sich wieder darum, ob diese Sprache konsequent eingehalten wurde, denn wir haben genug Inschriften, die zum Teile gut verständlich sind, oder einzelne bekannte und richtig gedeutete Begriffe aufweisen, der Rest ist jedoch wieder ein Sprachrätsel. Es gibt Runendenkmäler von Schweden, Norwegen, Dänemark, Jütland und England, die rein slavische Begriffe im modernen Sprachsinne enthalten, also auf einen slavisch-sprachgenetischen Zusammenhang die Impression üben, aber doch nicht voll verständlich sind. — So stehen z. B. auf einer prächtigen Kleiderspange, die in Etelhem

(Schweden) gefunden wurde, zwei Worte; das letztere lautet zweifellos „vrtal"; das erstere ist aber augenscheinlich der Name des Erzeugers; „vrtal" bedeutet jedoch im Slavischen: gebohrt, gedrechselt, ziseliert; es ist dies also eine Art Firmadruck des Meisters. Allerdings kann die Spange ja auch aus anderer Gegend hierher gebracht worden sein. — Die Erklärung kann wissenschaftlich nur dahin gelenkt werden, nachdem wie schon W. Grimm („Über deutsche Runen", Göttingen 1821) aussprach, bisher kein unbezweifelt deutsches Runen-

Spange von Etelhem
(Museum Stockholm).

denkmal entdeckt wurde, daß diese slavischen Begriffe noch als Urbestandteile der allgemeinen Sprachverwandschaft anzusehen seien, daher bei dieser Forschung gerade die slavischen Sprachen als die originelleren am allerwenigsten ausgeschlossen werden dürfen, wenn man der Sache überhaupt einen Ernst entgegenbringen will.

Nachstehend werden nun alle bekannten Denkmäler, welche slavische Texte in Runenschrift aufweisen und menschlich verläßlich als solche angesehen werden können, beschrieben und bildlich dargestellt. Dieselben wurden gebietsweise nach ihrer spezifischen Eigenart und äußeren Form gruppiert, wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, daß sich bei einem mobilen Objekte heute der Fundort mit dem Ursprungslande durchaus nicht mehr zu decken braucht, sowie es andererseits auch kein Zweifel ist, dass die Ähnlichkeit der pelasgischen, altgriechischen, lateinischen, etrurischen, iberischen, keltischen, ägyptischen, phönikischen, samarischen und sonstigen morgenländischen Runen mit den slavischen ebenso auf einen ge-

meinsamen Ursprung deutet, wie alle die genannten Sprachen selbst. — Es wäre sonach im Prinzipe garnicht nötig von Runendenkmälern als einer Spezialität von Schrifturkunden zu sprechen, weil sie doch nur die archaische Form unserer heutigen Schriften bilden; aber die Wissenschaft und Kulturgeschichte haben ihnen eine Sonderstellung gegeben, welchem Ausnahmsverhältnisse wir nun gezwungen sind auch weiter Rechnung zu tragen. —

Es ist jedoch auch schwer und unsicher die Runenschriften der Slaven selbst nach den einzelnen Völkerschaften oder Sprachnuanzen zu gruppieren, weil sich die politischen wie ethnographischen Übergänge mit jenen der Sprache nicht immer decken, daher die Merkmale keine genauen Umrisse zurücklassen. Aus diesem Grunde werden hier alle jene Runendenkmäler, die sprachlich ein ziemlich homogenes Alphabet mit slavischem Texte aufweisen, in drei grosse Gruppen vereinigt, u. zw. in

a) die wendischen, d. i. nordeuropäischen;
b) die slovakischen, d. i. die mitteleuropäischen, und
c) die etrurischen, d. i. die südeuropäischen. —

I.

Wendische Runendenkmäler.

TAFEL I.
(zur Seite 15).

Wendisches Runenalphabet.

a	X λ Y ᛋ ᛇ 1 ᛅ ᚷ ᛟ	l	ᛚ ᛦ ᚴ ᛚ
b	t t ᛉ ᛈ ᛉ ᛒ	m	ᛘ ᛘ ᛇ ᛘ ᛦ
c	∠ ↓ ⇣ ⊥	n	ᚾ ᚻ ᚻ
d	P ᚦ ᚦ ᚦ ᛋ ᛋ	o	ᛅ ᛅ ᚼ ᛅ ᛆ
e	ᛇ ᛇ ᛅ ᛅ ᚾ ᛇ ᛇ ᛇ ᛆ	p	ᚢ ᛚ ᚢ ᛖ
f	ᚴ ᚵ ᚠ ᚠ	r	ᚹ ᚱ ᚱ
g, k	ᚴ ᛉ ᛈ	s	ᛋ ᚾ ᛊ ᛋ ᛋ
i (y)	ᛁ ᛋ ᛇ ᛉ	t	ᛏ ᛏ ᛞ
j	X (?)	u	ᚢ ᚢ ᚹ ᛋ
je, jo	✱	v	ᚢ ᚢ
ja	ᛦ	z, ž, č	ᛦ ᛦ ᛏ ᛦ ᛦ

Anmerkung. Der Laut »h« scheint zu fehlen. — In älteren Denkmälern gilt »u« zugleich als »v«. — Mitunter sind die Laute verkehrt dargestellt, ohne daß sich deshalb der Leseanfang dem akkomodiert.

Allgemeines.

Die nordslavischen Runendenkmäler können unter Beiziehung der beigegebenen Tabelle „Wendisches Runenalphabet", in welcher die hauptsächlichsten Buchstabenformen und Schriftvarianten aufgenommen sind, von jedermann selbst gelesen und verlässlich überprüft werden. — Tafel I.

Das Lesen dieser Schriften ist im allgemeinen nicht erheblich schwer, da sich aus mehreren Jahrhunderten genug wendische Runenalphabete erhalten haben; hingegen ist aber die Deutung der Texte oft eine äusserst mühsame, weil die originalslavischen Begriffe in Bezug auf ihre primäre Form schwer sicher erkennbar und namentlich betreffs ihrer Bedeutung recht schwankend geworden sind, zumal doch jede Wortform in Raum und Zeit bedeutende, ja oft radikale Änderungen erfahren kann. So haben wir es gerade bei den wendischen Runen vorwiegend mit der altpreussischen und slovinzischen Sprache zu tun, die eine um die andere ausgestorben sind. Jede absterbende Sprache ist aber schon vor ihrem Kollaps durch die vorausgehende, meist jahrhundertelange Diffusion der ablösenden Sprache gründlich verballhornt. Es stellen sich daher oft hartnäckige sprachgenetische Schwierigkeiten in die Quere, die proportionell mit dem Schwinden der Originalität einer Sprache wachsen, daher auch die älteren Denkmäler leichter zu agnoszieren und zu deuten sind als die jüngeren. Und auch dies ist historisch begründet, denn ganz Deutschland ist in Wirklichkeit doch nur ein grosses slavisches Gräberfeld und sind hiebei die Preussen (Prusi, Borussi) die jüngsten germanisierten Slaven.

So sind z. B. die altpreussischen Totenklagetexte, die auch dem Polnischen sprachlich am nächsten kommen, noch heute dem Nordslaven vollkommen verständlich, wie: *„Halele, lele, y procz ty mene umral? Y za ty nie miel szto iesty albo pity, y procz ty umarl? Y za ty nie miel krasi mlodzice, y procz ty umarl"* usw. — Hingegen liess Herzog Albert von Preussen um das Jahr 1550 die lithurgischen Gebete der preussischen Slaven gleichzeitig in zwei Redaktionen

niederschreiben. Diese Texte, die schon jeder für sich starke Unterschiede aufweisen und zur berechtigten Ansicht führen, dass die beiden Verfasser die eigentliche Volkssprache gar nicht oder in recht unzulänglicher Weise verstanden haben konnten, kann ein Slave von heute kaum mehr auch nur als entfernt verwandt ansehen, denn das Vaterunser lautet, wie es Hartknoch *(Chronicon Prussiae, 1679)* wiedergibt, folgendermassen: *Thavve nouson kas thou aesse aendengon. Swyntits vvirse tvvais emmens. Pareysey noumans tvvayia vieky. Tvvais quaits audaseysin na zemmiey* usw. Allerdings müssen sich die beiden Redakteure dabei auch eine Schwerfälligkeit in der Transskription zurechtgelegt haben, die den Originaltext jedermann als fremdsprachig suggerieren musste. Überdies sind die Vergleiche und Nachprüfungen selbst umso schwieriger, weil die Literatur dieser abgestorbenen Sprachen über einen äusserst dürftigen Nachlass verfügt. —

Ein kleines Wörterbuch der wendisch-preussischen Sprache hat sich von Plato erhalten, welcher im Kreise Lüchow lebte und dort einige sprachliche Aufzeichnungen machte. Das Vaterunser, wie es sich ansonst in der Tradition bis vor etwa 120 Jahren im Lüchower Kreise erhalten, lautete nach den phonischen Aufzeichnungen des Grafen Johann Potocki (1794) folgend:

„Nesse wader, to toy Jiss, wa nebiss hay, siungta Woarda Tygi Cheyma tujae Rick kommae.

Tia wiliae szymweh Rok wa nebiss hay, kak no zimie.

Un Wy by doy nam nesse chrech kak moy Wy by dayne nessen Chresmarym.

Ni bringwa nass na Wasskonie day lizway nes Wit Wyskak chandak. Amen.“ —

Die zahlreichsten, ältesten und kulturgeschichtlich wertvollsten wendischen Runendenkmäler sind in Mecklenburg u. zw. im Gebiete nächst des Tollensees gefunden worden; in der Wissenschaft sind sie allgemein als „Rhetra“-Altertümer benannt und bekannt. Sie bilden drei Gruppen u. zw.:

a) die wendisch-heidnischen Devotionalien (Sammlung des A. Masch);
b) die wendisch-heidnischen Grab-Amulette (Sammlung Sponholtz);
c) die wendisch-heidnischen Urnensteine (Sammlung Sponholtz).

a) Die wendisch-heidnischen Devotionalien.

Name. Im Museum zu Neustrelitz (Mecklenburg) befinden sich 66 eigenartige Bronze-Statuetten und sonstige zugehörige Nippes, die man bisher meist unter der Bezeichnung „Die gottesdienstlichen Altertümer der Obotriten von Rhetra" kennt. Dieser Titel muss aber hier in allen Teilen umgangen werden, weil ein begründeter Zweifel besteht, ob es eine Stadt oder Ansiedlung des Namens „Rhetra" je gegeben, denn die Annahme einer solchen baute sich augenscheinlich auf die falsche Übertragung und Auslegung der so lautenden Runeninschriften auf, und ob sie gerade von den Obotriten stammen, kann auch niemand behaupten, denn es steht nur fest, dass die Inschriften auf diesen Fundobjekten slavisch sind, daher sicherlich von den Wenden näherer oder weiterer Umgebung herrühren. Überdies werden sie hier als Devotionalien, also Weihobjekte bezeichnet, weil deren augenscheinliche Bestimmung dadurch prägnanter ausgesprochen erscheint.

Geschicke der Devotionalien. Sie wurden in den Jahren 1687—1696 beim Ausheben einer Grube im Pfarrhofgarten in Prilwitz (Mecklenburg) gefunden. In diesem Dorfe befand sich vordem ein grosser Hügel und an dessen Hange lag jener Garten. Über die nähere Situation weiss man, dass sich alle Fundobjekte in einem Kessel befanden, der wieder, vermutlich zum Schutze des Eindringens von Erde und Wasser, mit einem gleichartigen zweiten Kessel zugedeckt war. Um die Kessellage herum fand man überdies an zwei Zollzentner altes Eisengerät, ein Hinweis, dass die ganze Sammlung mit Vorbedacht hier vergraben wurde. — Als der damalige Pastor Friedrich Sponholtz im Jahre 1697 starb, übergab dessen Witwe die beiden Kessel, die überdies reiche Runeninschriften aufgewiesen haben sollen, die Eisengeräte sowie alle Bronzegegenstände einem Verwandten in Neubrandenburg, der das Eisen im Haushalte verbrauchte, die beiden Kessel aber einem Glockengiesser verkaufte. In dieser Familie, namens Palcken, verblieben nun die Devotionalien; nur einige Stücke wurden eingeschmolzen, um sich zu überzeugen, ob sie kein Edelmetall enthalten, welche Probe aber negativ ausfiel. — Später erfuhr der Medikus Hempel davon und erwarb 46 Stück; etliche wurden ihm verschwiegen, doch diese brachte später der Superintendent A. Masch in seinen Besitz. — Dieser interessante Fund wurde nun im Jahre 1768 im „Altonaer Mercurius" und ein Jahr darauf im „Rostocker Wochenblatt" veröffentlicht. Die Runeninschriften, welche die meisten Objekte aufweisen, wurden nach den Runenalphabeten

von Cluver („Beschreibung des Herzogtumes Mecklenburg" 1757) und Westphals (*„Monumenta inedita"*) lateinisch transskribiert und vom Oberpfarrer Letochlèb in Peitz, der die böhmische Sprache vollkommen beherrschte, ins Deutsche übersetzt, da sonst niemand den Text verstand.

Man bewunderte nun allgemein diese eigenartigen und doch unerklärlichen Denkmäler aus altwendischer Zeit. Aber bald fand sich in Pastor Lense aus Warlin ein Mann, der diesen Altertümern allen Wert absprach und sie als Fälschungen eines Gelbgiessers bezeichnete („Nützliche Beiträge zu den Intelligenzen." Neustrelitz 1768). D. Taddel in Rostock setzte sich jedoch für die Ehrenrettung des Pastors Sponholtz wie der Altertümer selbst beweiskräftig ein (1769), worauf im Jahre 1770 der Präpositus Genzmer die Echtheit dieses Fundes noch weiter überzeugend nachwies, was umso leichter war, da man doch wusste, dass weder der Gelbgiesser noch sonst jemand altwendisch kannte, sowie auch von der Runenschrift keine Ahnung hatte.

Da diese Altertümer im Pfarrhofgarten vergraben gefunden wurden, lässt annehmen, dass sie der Priester des dortigen Tempels in einer gefahrdrohenden Zeit, um sie zu retten, selbst hier vergraben habe. Die meisten dieser Objekte waren einmal einem starken Feuer ausgesetzt, wobei viele durchbrannten oder abtropften; am wahrscheinlichsten dünkt es, dass sie jemand nach dem Tempelbrande aus der Asche hob und sicherheitshalber vergrub. Es dürfte dies vermutlich zur Zeit der Einführung des Christentums gewesen sein, denn die Chronisten wissen, dass der Tempel schon einmal aus diesem Grunde niedergebrannt wurde; doch kurz nach dem Jahre 1131 liessen Fürst Niklot und Graf Adolf von Holstein den neu aufgebauten Tempel abermals in Feuer aufgehen, weil die Wenden sehr bald rückfällig wurden.

Geschichtliches über „Rhetra". Der älteste Chronist, der über „Rhetra" schrieb, war Thietmar, Bischof von Merseburg († 1018). Dieser hat „Rhetra" selbst nicht gesehen, sondern wusste vom Hörensagen, dass im Gau der Redarier eine Burg mit drei Toren sei, die man „Riedegast" nenne. Beim dritten Tore befinde sich ein Heiligtum mit vielen Götzenstandbildern; die Namen derselben stehen auf den Fussgestellen aufgeschrieben. Der vornehmste Gott heisse „Zuarasici". — Adam von Bremen († 1076) hingegen erzählt, dass in der alten Burg „Rhetre" der Sitz der Abgötterei war; der Hauptgötze hiess „Radegast"; sein Bild war von Gold, sein Lager mit Purpur belegt. Die Burg hatte neun Tore und war allseits von einem tiefen See umgeben; zum Tempel führte eine hölzerne Brücke. —

Diese sich zum Teile widersprechenden Daten besagen, in die Wirklichkeit übersetzt, folgendes: der Tollensee bildet die Grenze gegen Mecklenburg-Schwerin. Prilwitz, der Fundort der Altertümer, liegt an dem genannten See; auf einem Hügel daselbst, dem vermeintlichen Tempelberge, stand zum Grenzschutze von altersher eine Burg, denn man weiss, dass noch im Mittelalter daselbst ein gemauerter Wartturm, doppelte Wälle, tiefe Gräben, dann allerlei Mauerwerk zu sehen waren. Der Punkt war für die Verteidigung auch schon von Natur aus begünstigt, denn er war ringsum teils vom See, teils von tiefen Sümpfen umschlossen. Alles weitere ergänzt die Etymologie. Der Ortsname „Prilwitz" ist gleichbedeutend mit befestigter Berg. Helmberg, denn „prilbica" heisst im Russischen noch heute Helm, also ein Schutzmittel. Der bei den Wenden als „Prilbica" benannte Burgberg diente sonach der Ansiedlung daselbst als Schutzpunkt bei feindlicher Gefahr. —

Desgleichen wussten alle Chronisten nicht mehr, dass „Rhetra", richtig „Rjetra", kein Ortsname ist, sondern eine Hoheitsbezeichnung, wie etwa Beschützer, Retter (slov. „redar" Wächter, Aufseher) bedeute. Die Namen „Riedegast" (Thietmar) und „Rhetra" (Adam von Bremen, Helmold) sind daher im Prinzipe keine topischen Namen, können aber die Bedeutung von solchen erlangen, analog wie eine Höhe, auf welcher „Maria" eine Kirche geweiht ist, schliesslich den Namen „Marienberg" annehmen kann. — Aus dem Ganzen geht aber unbedingt hervor, dass schon zu Thietmars Lebenszeit (975—1018) über die Prilwitzer Burganlage sehr verworrene Ansichten herrschten, d. h. der Ortsname war kein einheitlicher mehr.

Beschreibung der Altertümer. Diese bestehen teils aus Figuren, teils aus Waffen, Geräten sowie sonstigen Nachbildungen. Alle sind aus Bronze, mitunter mit etwas Silberzugabe hergestellt; die metallische Zusammensetzung ist fast überall eine andere; desgleichen ist die Technik der Ausführung sehr verschieden. Die Figuren erreichen im Maximum die Höhe von 20 *cm*; ebenso sind alle übrigen Objekte nur Miniaturen. Die angesetzte Patina lässt auf ein hohes Alter rückschliessen; sie trägt aber nicht dieselbe blaugrüne Farbe zur Schau, wie bei Gegenständen, die mit der Erde in direkter Berührung standen, weil die Oxidierung im Kesselhohlraume vor sich ging. Die Figuren sind fast durchwegs bekleidet, oft auch mit Sturmhaube, Panzer und Waffen versehen. Die meisten Figuren sind hohl gegossen, woraus man deduzierte, die kugelförmige Höhlung an der Basis hatte den Zweck, dass sie analog wie die römischen Legionsadler, als Feldzeichen dienten und im Kriege, auf Stangen aufgesteckt,

vorangetragen wurden. Die Unscheinbarkeit der Figuren spricht jedoch entschieden dagegen und lässt vermuten, dass man vor oder nach wichtigen Ereignissen einer bestimmten Gottheit eine solche Statuette widmete, die man im Tempel selbst auf einen Dorn aufsetzte.

Bestimmung als Devotionalien. Dass dies Weihobjekte waren, ersieht man nicht nur aus den Dimensionen sondern auch aus den Inschriften. In dieser Hinsicht haben sich die Verhältnisse auch bis heute nicht geändert. Man widmet ja doch noch immer einer Kirche aus bestimmten Anlässen eine Christus- oder Marienstatuette, eine Hand, ein Herz u. drgl. aus Edelmetall; der gewesene Lahme hängt seine Krücken in der Kirche zum Danke für seine Genesung auf; auf dem Balkan lässt man die Waffen kirchlich weihen; nach einem glücklichen Waffengange widmet man sie oft selbt der Kirche. Hervorragende Gnadenorte besitzen doch ganze Schatzkammern und Museen solcher Provenienz. — Andererseits schaffen wir uns doch auch heute Miniaturbüsten von Herrschern, berühmten Feldherren, Dichtern, Musikern u. ä. an; es ist da somit absolut nichts Verwunderliches daran, sondern nur ein Zeichen, dass man einst hohen, verdienstvollen Personen in ganz analoger Weise seine Verehrung zum sichtbaren Ausdruck brachte, wie heute.

Diese Bestimmung ist auch aus den darauf angebrachten schriftlichen Widmungen zu ersehen, denn die meisten Weihobjekte haben teils eingravierte, teils schon mitgegossene Inschriften. Die Schriften, die sämtlich von links nach rechts zu lesen sind, stammen von verschiedener Hand, aus verschiedener Zeit sowie auch aus verschiedenen Gegenden, nachdem dieselbe Wortform mitunter stark variiert; überdies wurden dabei drei Alphabetarten angewendet.

Alters- und Echtheitsbeweise. Obschon natürliche Vernunftsgründe für die Unmöglichkeit einer solchen Fälschung sprechen und in archäologischen Dingen höchst erfahrene und äusserst gewissenhafte Gelehrte (wie z. B. die Brüder Grimm) jeden Zweifel in dieser Hinsicht zerstreuten, fanden sich doch immer Männer, welche diese ehrwürdigen Altertümer ohne allen Grund weiter verdächtigten. Wie unbegründet, ja für die Wissenschaft höchst beschämend und kompromittierend diese fortgesetzte krankhafte Hetze gegen jene altslavischen Kulturbelege ist, wird später beim Namen „belbog“ des Näheren erörtert.

Was das Alter betrifft, so kann mit berechtigter Sicherheit ausgesprochen werden, dass der Götzendienst von „Rhetra“ sowie die Erzeugung dieser Götzenminiaturen eine geraume Zeit, also wohl etliche Jahrhunderte vor Thietmar zurückzuverlegen sei, denn dieser,

der doch v. J. 975—1018 lebte, erzählt als der älteste Chronist, dass die Götzenbilder in „Rhetra" auf der Basis Runeninschriften hatten; was dieselben besagen, wusste er nur vom Hörensagen, denn er selbst hat die Figuren nie gesehen. Aus dem ganzen geht aber hervor, dass man zu seiner Zeit, also schon zu Beginn des XI. Jahrhundertes sehr nebelhafte Umrisse über den Götzendienst in „Rhetra" haben musste, sowie dass man schon damals die wendische Runenschrift nicht mehr verlässlich zu lesen verstand, sie nicht mehr anwendete, oder dass doch schon die Tradition darüber empfindlich getrübt war. Überdies ist auch schon hier die sprachliche Originalität gestört, denn z. B. der Name „belbog", wie er auf diesen Statuetten wiederholt zu lesen ist, kann ursprünglich nur „velbog" (oder „vilbog") gelautet haben, worin uns der Umstand bestärkt, dass das lateinische „b" im Altslavischen immer als „v" bewertet ist, und heisst es in einer uralten rhätischen Schrift noch immer „velpan" und nicht „belpan". Die wendischen Bronzefiguren gehören sonach schon in die Zeit des Verfalles der wendischen Sprache, d. h. in jene Zeit, als man nicht mehr das Sprachgefühl hatte, dass man richtiger „velbog", statt „belbog" sagen müsse.

Obschon nun für den logisch Denkenden jede Verteidigung der Echtheit dieser Fundobjekte überflüssig ist, so muss hier doch für alle Fälle auf folgendes hingewiesen werden:

a) es ist vor allem nicht einzusehen, weshalb Deutsche, die kaum irgendein slavisches Wort verstanden, Kulturzeugnisse für die Slaven durch Fälschungen vermehrt hätten; überdies war die wendische Sprache, wie anfangs Beispiele geboten wurden, schon im XVI. Jahrhunderte derart entstellt und verballhornt, dass auch ein Slave da nichts mehr derartig Sprachreines hätte schaffen können;

b) haben die Gegner der Echtheit selbst ihre Unwissenheit in dieser Richtung damit dokumentiert, dass sie gerade jene Inschriften als Fälschungsbelege anführten, die sie bis heute falsch gelesen haben, also die Fälschungssubstrate selbst konstruierten;

c) Herzog Carl von Mecklenburg war es, der sich selbst dieser Streitsache um das Jahr 1769 annahm und die wissenschaftliche Behandlung dieser Altertümer anregte; es ist da wohl anzunehmen, dass man damals über die allenthalben auftauchenden Echtheitszweifel beruhigt hinwegging und dass der Landesfürst gewiss nicht seine Autorität dafür einsetzte, einem Schwindel Vorschub zu leisten. Das erste diesbezügliche Werk wurde sogar der Königin von England, Charlotte Sophie, einer Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, mit folgenden Versen gewidmet:

„Monarchin, die mit scharfen Blicken
Die Dunkelheit des Altertums erhellt,
Und die von überbliebnen Stücken
Der alten Kunst ein richtig Urteil fällt;
Hier naht ein Buch sich Deinen Augen,
Das Überbleibsel alter Welt
In richtgen Bildern dargestellt;
O möcht' es Dir doch zu gefallen taugen!" —

Eine Mystifikation oder ein Pasquill ist daher bei einer derartig ernsten und dabei auch kostspieligen Behandlung geradezu ausgeschlossen;

d) handelt es sich bei jeder Fälschung doch um die Frage, wer dabei ein positives Interesse oder einen persönlichen Vorteil hat. Wollte aber jemand vor etwa 180 Jahren die Kenntnis von der hohen alten Kultur der Slaven auf diese unredliche Art verbreiten und hiemit zugleich beweisen, dass die Slaven die Runenschrift gebrauchten, so mussten doch zum mindesten echte Vorbilder dagewesen sein; doch auch dieses war überflüssig, da man ja hiefür andere Beweise wie z. B. die Chronisten Thietmar, Adam von Bremen, Helmold u. a., dann Münzen hatte; übrigens hatte man zu jener Zeit noch eine so hohe Meinung von der altslavischen Kultur, dass man diesen Nimbus durch fragliche Fälschungen schwerlich erhöht, sondern eher herabgesetzt hätte;

e) ist jede weitere Erörterung an sich hinfällig, wenn man erwägt, dass der Gelbgiesser alle diese verschiedenartigsten Objekte modelliert, mit prächtigen Reliefs schmückt, giesst, in einer unbekannten Sprache richtig beschreibt, nach der kostspieligen und zeitraubenden künstlerischen Leistung aber ins Feuer wirft, wo sie wieder zu unförmlichen Metallklumpen schmelzen, denn auf eine so pathologische Art wird niemand die alte slavische Kultur nachweisen wollen.

Für die Anzweiflung der Echtheit liegt daher nichts als Missgunst, Bosheit oder Unverstand vor, und der Moment allein, dass etwas, was man nicht versteht, falsch sein müsse, ist das bedauerlichste Argument für die Wissenschaft, die auf diese gewalttätige Art einen Knoten zerhaut, statt ihn durch Weiterforschung natürlich zu lösen. —

Nachstehend werden nun, da es sich hier lediglich um die Runenschrifttexte handelt, jene Objekte angeführt und bildlich dargestellt, die eine besondere Aufschrift aufweisen; Wiederholungen nur dann, wenn sie orthographisch variieren; Objekte, die infolge Abschmel-

zung nur mehr für die Lesung unsichere Schriftfragmente bieten, wurden nicht aufgenommen, da sie keinen reellen sprachlichen Beitrag geben. — Die Figuren sind durchschnittlich um ungefähr $^1/_3$ verkleinert dargestellt.

A. STATUETTEN.

„Rjetra". Mitunter als „rietra, rijetra" (nicht aber „rhetra") geschrieben, kommt hier zehnmal vor. Es scheint, dass der Name als: Beschützer, Retter aufzufassen ist, aber keinesfalls als Ortsname, wie dies sonst allgemein angenommen wird. Da diese Inschrift auf verschiedenen später dargestellten Figuren miterscheint, wird dieselbe hier nicht separat illustrativ angeführt.

„Radegast." — Kommt auch in der Form: „Radegost, Ridegast, Rjadegast" vor. — Etymologie: „rat" Krieg, Kampf; „rada" Rat, Ratgeber; „gost" Gast, d. i. der zu Beschützende; „gosudar, gospod, gospodar" Herr, daher etwa: Kriegsherr, Schutzherr, Feldherr bezeichnend. Dieser Name kommt hier zehnmal vor. — Bei allen Statuetten mit dieser Inschrift fällt es auf, dass jede solche Figur auf dem Kopfe eine Gans („gos" Gans) und einen Ochsenkopf als Brustschild zu Symbolen hat; der Kopf selbst aber ist trotz der sonst menschlichen Gestalt jener eines Löwen. Diese Attribute zeigen die Eigenschaften der Wachsamkeit, da die Gans als äusserst empfindlich für nächtliche Geräusche gilt,*) der Ochsen- oder Stierkopf die physische Stärke und der Löwenkopf den Mut an.

Fig. 1 hat folgende Inschriften (Vorderseite): „z" auf dem Gansflügel, „bel" auf dem linken Arme, „belbog" auf dem linken Oberschenkel; Rückseite: „ridegast" und „rjetra". (Abbildung siehe Seite 24 und 25).

Fig. 2 (Vorderseite): „čern . . . ." und ein Schriftfragment an Kleiderrändern; Rückseite von oben nach unten: „radegast, belbog, rjetra". (Abbildung siehe Seite 26.)

Fig. 3 hat vorne die Aufschrift „rjeam" (anscheinend „ich ritze"; riti ritzen, einmeisseln) und rückwärts „ridegast". (Abbildung siehe Seite 27.)

Diese drei Statuetten scheinen in erster Linie „Radegast" gewidmet zu sein, da dieser Name bei gleichen Attributen, namentlich jenem der Gans, immer auf der Rückseite eingraviert ist. Die kräftige Mannesgestalt lässt überdies vermuten, dass der Urtypus dieses

*) Die Gänse auf dem Kapitolium in Rom dürften wohl auch nur zur Ergänzung des nächtlichen Wachdienstes gehalten worden sein.

Götzenbildes ein vorsichtiger, starker und tapferer Führer des Volkes war, dessen vornehmste Eigenschaften aber hier schon durchwegs symbolisiert erscheinen. Es zeigt dies zugleich, dass zwischen der Zeit des irdischen Wandels des Originales und dessen bürgerlich-

Fig. 1. (Vorderseite.)

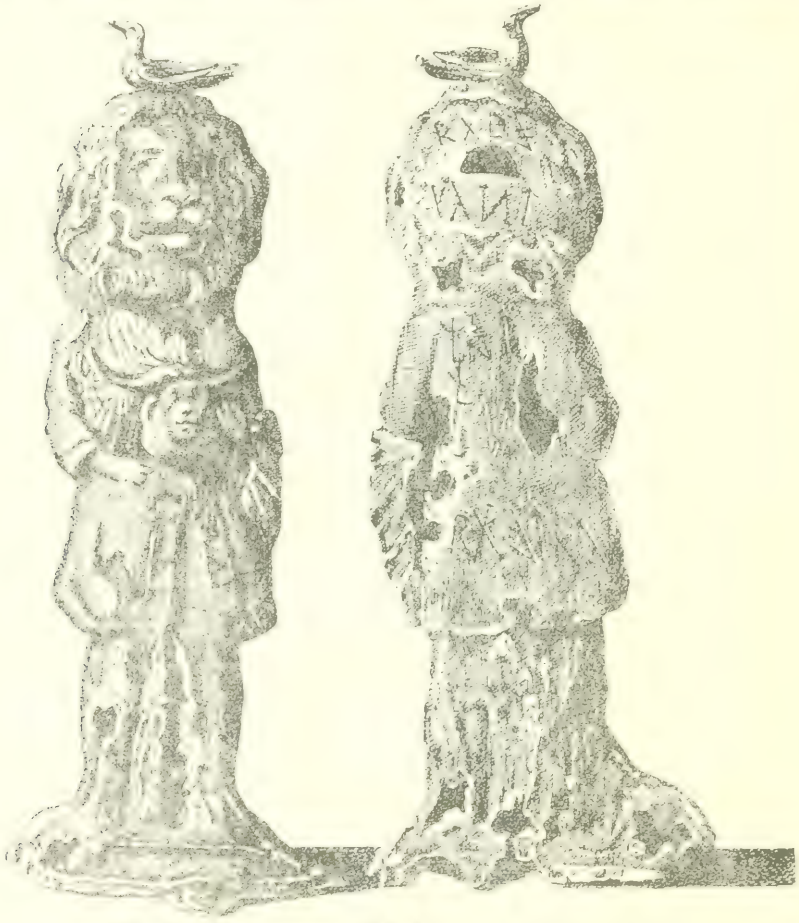
kriegerischer Funktion als Regent oder Feldherr bis zur Gottwerdung, ja bis zur völligen Transsubstantiation in attributive Symbole eine bedeutende Epoche liegen müsse. — Die Beisetzung anderer Funktionsnamen, wie „belbog, rjetra" haben überdies auch ihre Analogien, denn Zeus, Jupiter, Wodan u. a. haben doch auch Attribute für Spe-

zialfunktionen, ja selbst die lauretanische Litanei ist nichts weiter, als eine Ergänzung von ähnlich symbolisierten Eigenschaften und Tugenden. —

Fig. 1. (Rückseite.)

„Belbog, Bilbog." — Etymologie: grosser, hoher Gott. Sprachlich richtig müsste der Name jedoch „velbog" („vel, vele" gross, hoch) lauten, analog wie man auch „velehrad, velmož, velpan u. ä. spricht und schreibt. — Die moderne Auslegung von „belbog" als weisser Gott („bel" slav. weiss) ist falsch und wohl dadurch

entstanden, dass das altslavische „b", das als „v" ausgesprochen wird, später den Wert von „b" erhielt. Die Burg „Viligrad" in Mecklenburg wurde folgerichtig auch nicht, wie anderswo zu „Belgrad" oder „Weissenburg", sondern zu „Megalopolis", also zu g r o s s e, f e s t e Burg. Die Schreibweise „bocg", die sich öfters wiederholt,



(Vorderseite.) Fig. 2 (Rückseite.)

ist nichts Ungewöhnliches, denn ein hartes „g" wurde am Schlusse eines Wortes von allersher vielfach mit „cg" verstärkt geschrieben, wie z. B. „rinneweeg" (= Rennweg) i. J. 1259. — Der Name „belbog, belbocg, bilbog" kommt in dieser Sammlung fünfmal vor.

Bei der Entzifferung dieser Inschrift ist jedoch der Gelehrtenwelt ein sehr bedenkliches und folgenschweres Versehen passiert. Die Aufschrift auf der Rückseite — auf der Vorderseite steht nur „rjetra" — las man schon i. J. 1768 „schwayxtix belbocg", und seit

dieser Zeit ist niemand mehr daraufgekommen, dass das exotische Wort „schwayxtix" dort absolut nicht steht, sondern „licjevajam tim bilbocg" (kann auch „licjovajam" gelesen werden), d. h. ich stelle hiemit den bilbocg dar, denn „licjovajatj" bedeutet im Russischen noch heute: modellieren, Umrisse machen, darstellen. Bei den nordischen Runendenkmälern wurde bei etwa 15% festgestellt, dass der Verfertiger eines Grabsteines, eines Schmuckgegenstandes u. drgl. in dieser oder jener Weise sein „fecit" anfügte, dieser Fall also durchaus nicht vereinzelt dasteht. — Da aber das Wort

(Vorderseite.) Fig. 3. (Rückseite.)

„schwayxtix" ein „sch" enthält, also einen in alten, namentlich aber in slavischen Schriften ganz unmöglichen Laut, wurde dies sofort zum Kronzeugen der Unechtheit aller dieser Bronzeobjekte gestempelt. Der Slavist Dr. Jagić fuhr sogar eigens nach Neustrelitz, überprüfte an Ort und Stelle die Inschriften und fand daselbst, wie er dies im Artikel „Zur slavischen Runenfrage" (Archiv für slav. Philologie, 1881) darlegt, wirklich auch ein „schwayxtix". Er erklärte daraufhin dieses Objekt wie die ganze Sammlung für eine Fälschung der Neuzeit und fügte sogar noch bei, dass die Erzeugung selbst der ältesten Stücke nicht vor das Jahr 1737 fallen kann.

Wie man da nun so konsequent ein „sch" lesen konnte, wo deutlich ein „lic" steht, ist ebenso ein Rätsel, wie die Tatsache, dass man den Laut „m" stets für ein nicht existierendes „x" las. Man scheint eben in der krankhaften Sucht alle auftauchenden altslavischen Kulturbelege möglichst rasch zu beseitigen, damit sich niemand weiter um eine Nachprüfung bemühe, bewusst tunlichst viel Einwände erhoben und gesucht zu haben, oder fehlten aber Allen, die diese Funde zu beurteilen hatten, die primitivsten Runenkenntnisse, daher nicht blinde Vorurteile, sondern geradezu eine doppelte Zurückhaltung in der Schlussentscheidung geboten waren.

Der alten Überlieferung nach stellte diese Figur einen Hauptgott dar, was auch richtig ist, weil es die Etymologie gleichfalls bestätigt. Es darf daher auch nicht auffallen, dass gerade diese Statuette eine sehr grosse Kunstfertigkeit zeigt; sie ist überdies stark silberhältig, und trägt auf dem Kopfe Goldspuren, ein Hinweis, dass sie einst eine Krone oder etwas Ähnliches aus Gold aufgesetzt gehabt haben dürfte. Desgleichen scheint der Verfertiger dieser Figur nicht identisch zu sein mit jenem der übrigen Objekte; die Sprache der Inschrift selbst weist mehr gegen Osten, also auf eine Provenienz von Russland. — Erwähnenswert ist es auch, dass von der Verehrung einer Gottheit des Namens „Schwayxtix" in der ganzen Geschichte Mecklenburgs keine Spur zu finden ist, weil dieser Name eben nur einem Lesefehler der jüngeren Zeit seine Existenz verdankt. (Fig. s. S. 29.)

„Čislbog". — Etymologie: Grenzschutzherr oder verehrungswürdiger Gott. Der Slovene versteht noch heute unter „čislo" — den Grenzstreifen, unter „čislati" — verehren, respektieren (die Grenze). Grenzhöhen führen mitunter den Namen „Čislova skala", deutsch „Zeiselberg". — Im primären Sinne war dies also der Schutzherr, dem ein Gebiet zur Sicherung gegen äussere Feinde anvertraut war, im erweiterten ein Schutzgott überhaupt, dem man hohe Verehrung zollte. — Nebst diesem Namen ist auf der Rückseite noch „rjetra" eingraviert. Die Vorderseite trägt nur die Aufschrift „gricci" oder „kricci", also „kriči". Unter „grid" verstand man früher im Russischen den Leibwächter, unter „gridba" die Leibwache; es war sonach „griči" (oder „kriči") der Funktionsname irgendeines Grenzgebietskommandanten, eines Warners oder Beschützers, denn „kričˇ" bedeutet im Slavischen: Ausruf, Schreckruf, „kričati" (griechisch „krico") rufen, warnen, und sind vermutlich auch im Deutschen die sogenannten „grit-, krit-, kred- und kreid-Feuer" etymologisch nur die Fanale, welche bei Feindesgefahr an den Grenzpunkten angezündet wurden. —

Transskription der Inschrift:

LICJEVAJAM
TIM
BILBOCG.

Statuette „Bilbog", fälschlich „Schwayxtix" genannt.

„Ipabog". Diese Statuette hat auf der Vorderseite keine sichtbare Aufschrift, auf der Rückseite hingegen „rjetra" und „ipabocg". — „Ipa" muss ursprünglich etwa Rache, Vergeltung, Schutz be-

Statuette „Čislbog" (Vorderseite).

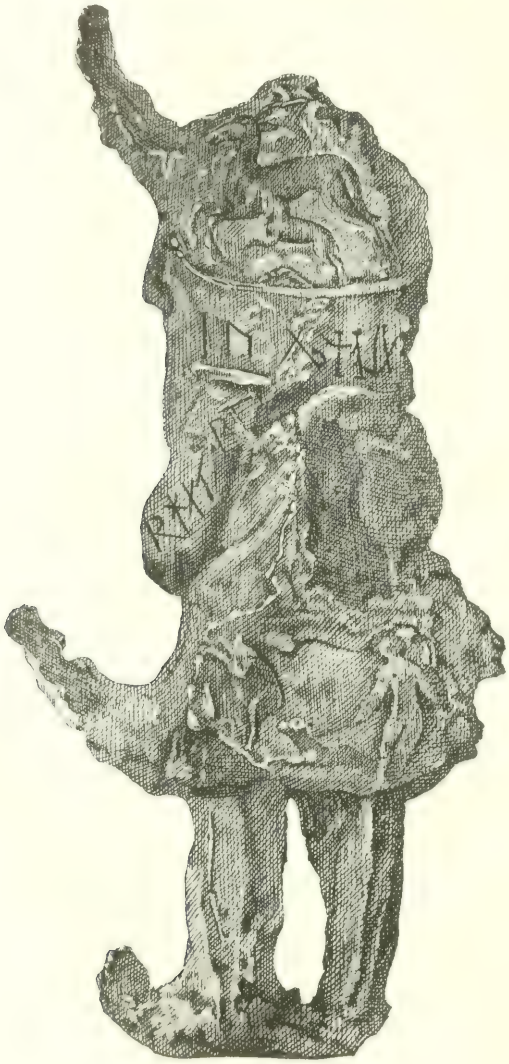
deutet haben, in der Personifikation somit einen Hohen, der die Unbill bestraft. Im Slovenischen versteht man unter „ipiti" noch heute: jähzornig, rachsüchtig sein, während das russische „ipat" der Bedeutung Statthalter gleichkommt, das auch sprachorganisch mit dem griechischen „hýpatos" (der Oberste, der Höchste) und „hy-

pateia" (Würde, Amt, Konsulat) eng verwandt ist. — Dass aber dieser Begriff urslavisch ist, ersieht man sowohl daraus, weil er sich hier in Verbindung mit „bog" befindet, als auch aus einer alten etru-

Statuette „Čislbog" (Rückseite.)

rischen Grabinschrift, wo „ipatin a krul" (Statthalter und König) auch unmittelbar verbunden sind. — Die beigegebene Figur zeigt auch zwei schöne Reliefs, von denen das obere einen von einem Hunde verfolgten Hirsch, das untere eine Wildschwein-Jagd und eine nackte Frauengestalt (Diana ?) darstellt.

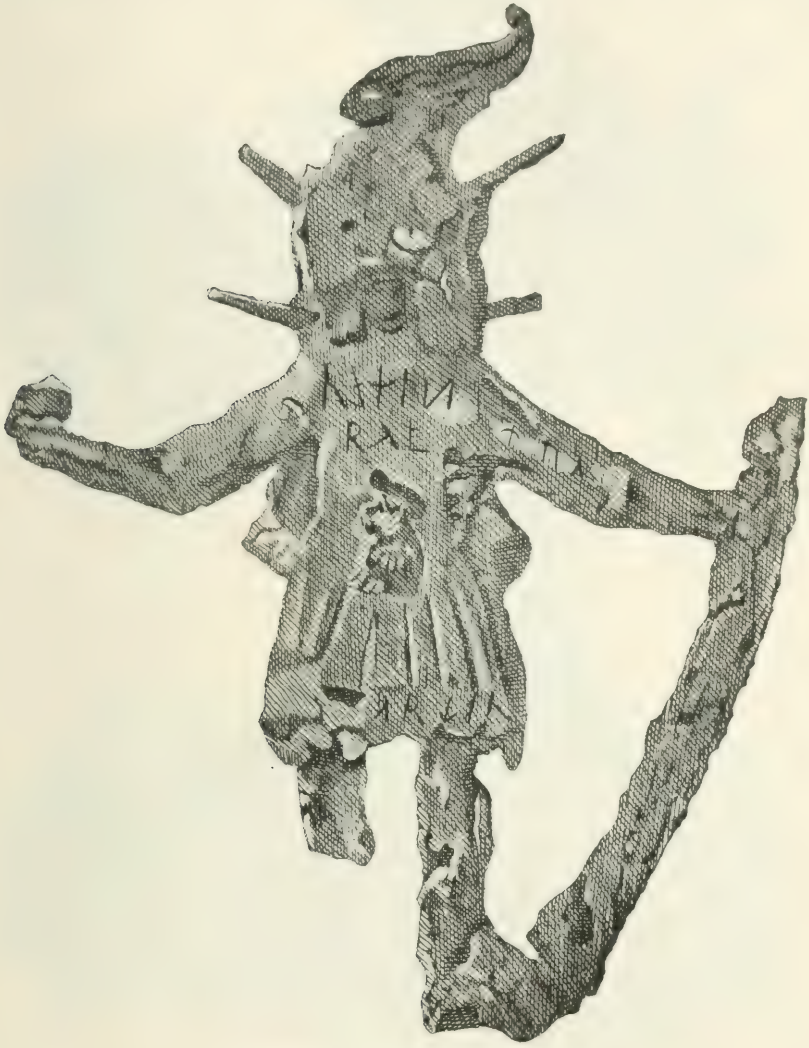
„Nemisa.“ — Etymologie: Schutzgott, Grenzbeschützer (kelt. „nem“ = Einfriedung, gesicherter Platz; „nemet“ = ein mit Pali-



Statuette „Ipabog“ (Rückseite).

saden gesicherter Bau). Dieser Name kommt zweimal vor. — Ausser dieser Inschrift ist noch zu lesen „rab“ (anscheinend ein Wortfragment), dann „arkon“ (= Ältester) und „spa . .“ vermutlich „špan“ (= Führer, Kreisvorsteher, deutsch: Gespan).

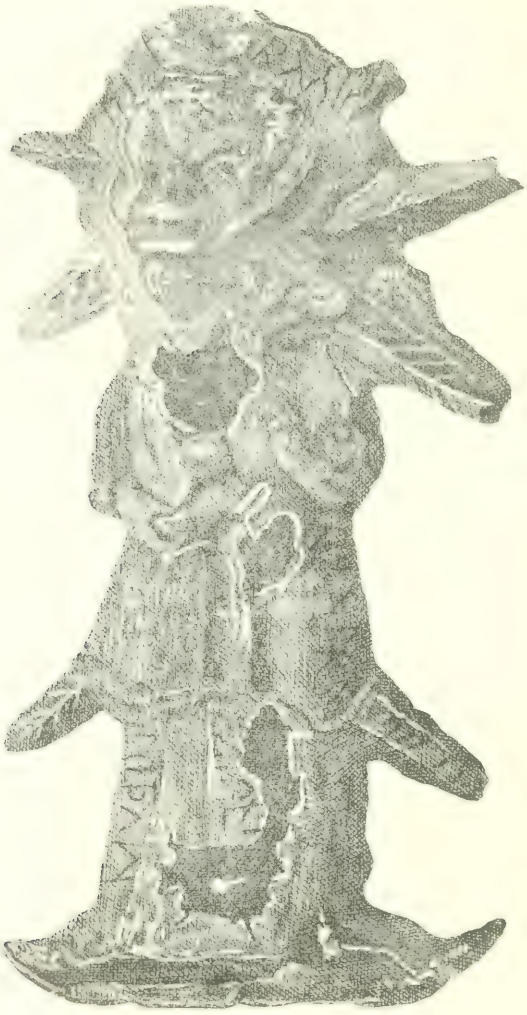
„Podaka, Podaga.“ — Diese Statuette trägt mehrere Inschriften, doch ist ausser „rjetra“ und „podaka“, welcher Name sich viermal wiederholt, keine vollständig. Ob letzteres nun als „Geber alles



Statuette „Nemisa“ (Vorderseite).

Guten“ (vergl. das slavische „podatelj“ = Geber) zu deuten, oder als „vodak, vodaka“ (= Führer), zu lesen ist, kann nicht entschieden werden, bis nicht ein Vergleichsmaterial anderer Provenienz vorliegt. Die Figur trägt auf beiden Seiten einen Löwenkopf, den einst eine Strahlenkrone geziert zu haben scheint.

„Prizri“. Diese Statuette ist ein Kniestück; der Kopf ist wieder der eines Löwen (oder Hundes?). Inschriften (Vorderseite): „belbocg“, „prizri“ (Beobachter; prezreti überblicken); (Rückseite) am Halse „rinn .“, dann „rjetra“ und „čern . . .“; tiefer unten ist das Relief



Statuette „Podaka“ (Vorderseite).

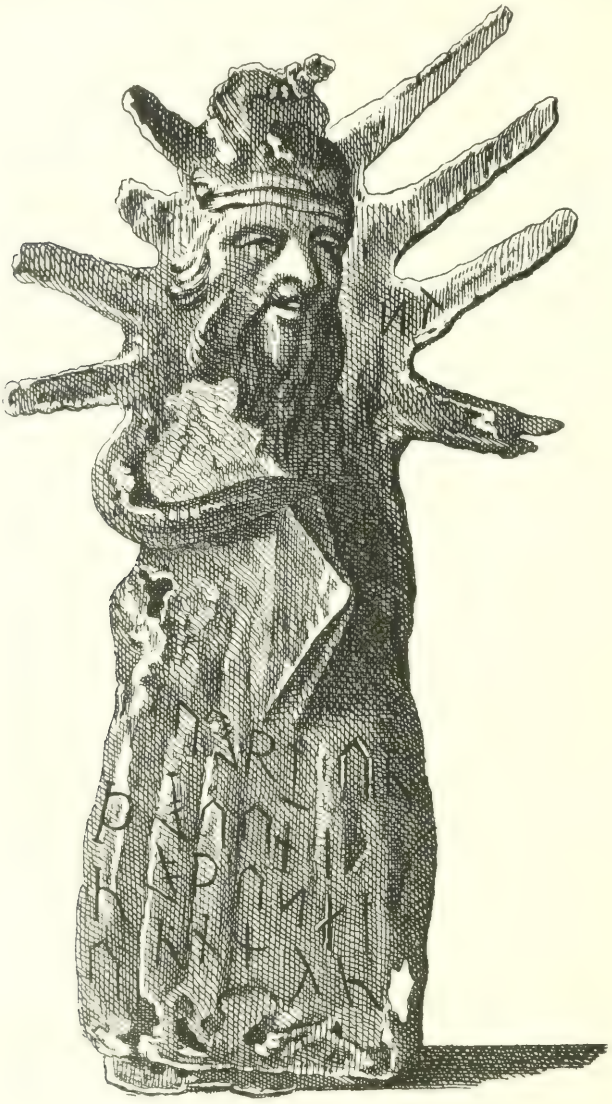
einer nackten Mädchengestalt mit der Beischrift „eci . .“; an der Basis, neben der Figur eines kämpfenden Kriegers, steht „as . . ri“, vermutlich, da nur zwei Buchstaben dazwischen Raum haben, „askari“ (Krieger, Kämpfer); „asker“ heisst bei den Balkanslaven, Osmanen, Arabern noch heute: Soldat.

(Vorderseite.)

Statuette „Prizri“.

(Rückseite.)

„Perkun". — Die Vorderseite, die einen freundlichen bärtigen Männerkopf darstellt, hat die unterbrochene Inschrift „sa . . ." und dann am unteren Teile: „Perkun, devvei ne duse . u neman . .",



Statuette „Perkun" (Vorderseite).

doch ist diese Transkription bei mehreren Lauten unsicher, weil sie infolge des Feuers auch verstümmelt sein können; aus demselben Grunde ist daher auch der Text nicht verlässlich lesbar. Möglicherweise ist hier jenes wendische Gebet verzeichnet, das Masch (1771)

folgend anführt: *„Percune, devaite niemuski, ma na diewu melsu, ta vipal ti miessu“*, was er nachstehend übersetzt: *„Halte ein, Perun, und beschädige meinen Acker nicht. ich will dir auch dieses Fleisch opfern.“*

Statuette „Perkun“ (Rückseite).

Diese Übersetzung ist aber sowohl inhaltlich unnatürlich als auch sprachlich unzutreffend, denn der Satz besagt eher: *„Perun, gib acht auf den Nachbar (Feind), er hat die Gräber im Auge, der brennt dir die Grenze nieder.“* Die „Lotwacy“ (Litauer) nennen die Hünengräber

(Grenzhügel) „milsu kappi"; „niemuski" unmännlich, feindlich; „meza" Grenze. Auf der Rückseite steht „perkunust" Grenzbeschützer („pera", slav. Grenze, das Gegenüber) und „en romau"

(Vorderseite.) Statuette „Sieba, Siva". (Rückseite.)

ein Krieger, Grenzwächter („roma, rama", slav. Grenze.) Überdies kann „melsu" auch Rache bedeuten.

„Sieba, Siva". — Die Inschrift „Sieba" kommt fünfmal, „Siva" einmal vor. — Inschriften (Vorderseite): „Sieba", (Rückseite) „Sieba, razivia, istia". Es scheint, dass „razivia"(m) geritzt („raziti" schlagen, einmeisseln) und „istie" wahr, echt bedeutet, was also

besagen würde: „Sieba, dargestellt als wahr", d. h. „ein wahres Bild der Sieba", was umso glaubwürdiger erscheint, da dies alles auf der Rückseite steht, wo sich der Künstler normal zu verewigen pflegte. — Man nimmt allgemein an, dass dies eine weibliche Gottheit u. zw. die Beschützerin der Liebe und Ehe sei, worauf die feminine Form deutet, doch kann dies nur eine spätere Auslegung oder Anpassung sein, denn in der indischen Mythologie ist „Živa" doch noch eine männliche Gottheit. Ob daher die landläufige Etymologie von „Živa" (Leben) zutreffend ist, ist daher sehr zu bezweifeln.

„Roste". — Diese vom Feuer besonders stark beschädigte Statuette wird nur deshalb angeführt, weil sie die kunstvollste der ganzen Sammlung zu sein scheint, denn sie weist eine Menge Attribute und Reliefs auf, die sich sonst nur einzeln wiederholen. Lesbar sind nur mehr die Schriftfragmente „ . . tbas" . ." und „ . . . roste" (oder „rosta"); es ist möglich, dass letzteres einst „starosta" (Ältester) lautete. — (Eine Illustration wurde nicht beigegeben, da sich die Relieffeinheiten mangels einer guten Photographie nicht hervorheben liessen.)

B. TIERFIGUREN.

„Černebocg." — Auf einer Löwenfigur ist nebst sonstigen Schriftfragmenten „černebocg" eingraviert. Schon auf den Statuetten

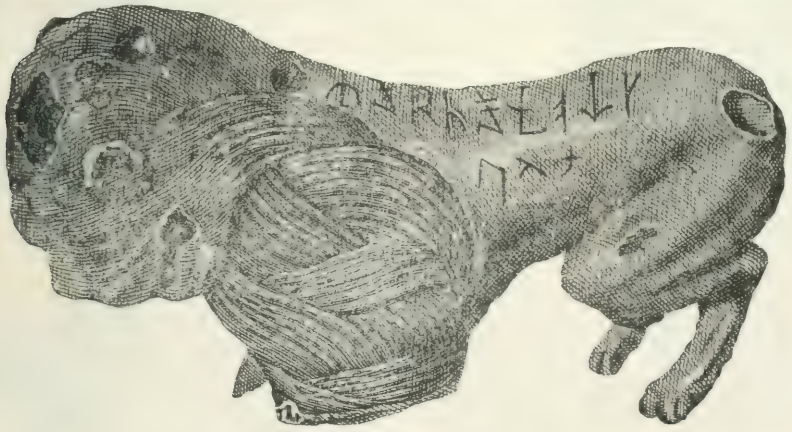
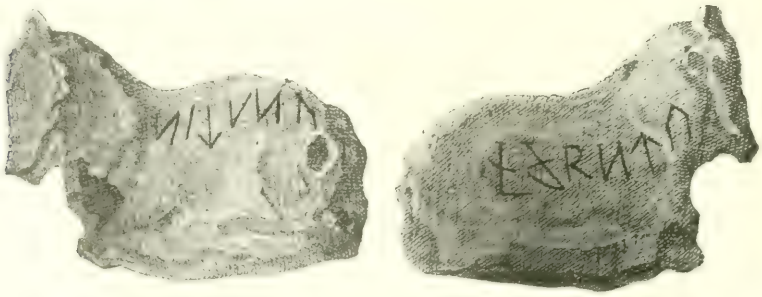


Fig. „Černebocg".

kommen wiederholt Teile dieses Wortes, wie „čern . . ., čir . . ." vor, aber der volle Name ist — nebst einigen später angeführten Grabamuletten — nur hier zu lesen. Da „čer, čir" im Altslavischen Grenze bedeutet, kann sich diese Bezeichnung sonach nur auf einen Grenzbeschützer, also einen Schutzgott beziehen. — Die

bisherige allgemeine Annahme, dass dies ein Gott des bösen „schwarzen" Prinzips sei, ist schon deshalb unhaltbar, weil er sich immer in Begleitung von Götzennamen des guten Prinzips findet.

„Sicgsa." Auf einer Tierfigur steht auf der linken Seite „sicgsa", auf der rechten „barstu"; die Etymologie beider Begriffe ist dermalen noch nicht verlässlich bekannt.



(Linke Seite.) Fig. „Sicgsa". (Rechte Seite.)

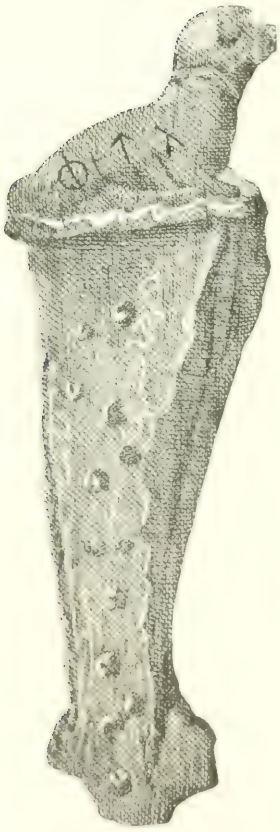


Fig. „Mita".

„Veidevot". — Eine satyrartige Gestalt mit einem hundeähnlichen Kopf und Pferdefüssen trägt links die Aufschrift „veidevot" (vojevod, d. i. Feldherr, Heerführer) und „krivol", falls die Lesung infolge Brandeinflusses so richtig ist. Dieser letztere Begriff sowie „berstuk" auf der rechten Seite sind dermalen sprachlich noch nicht verlässlich gedeutet.

„Mita". Ein buldoggartiger Hund auf einem Postamente trägt die Aufschrift „mita", was etymologisch Grenze, hier also Wachhund, Grenzwächter, Beschützer zu bedeuten scheint.

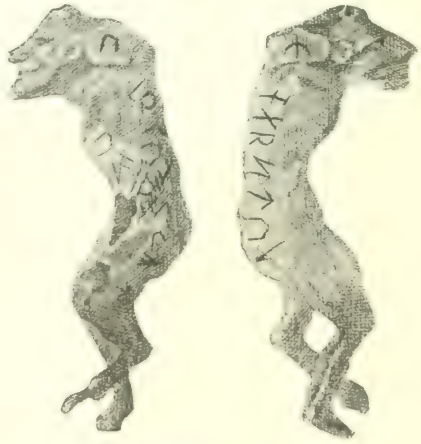


Fig. „Veidevot".

C. WAFFEN.

„Svantevitj." — Ein etwa 13 *cm* langes, gebogenes Messer trägt die Gravierung „svantevitj". — „Zvan, svan" bedeutet etwa der Auserwählte, Hohe, Stolze und galt „svante" einst in Schwe-

Fig. „Svantevitj".

den auch als Funktionsname; „vid" (das Sehen, das Gesicht) ist der zur Beobachtung Berufene, also der Allesüberblickende. — Aus diesem Grunde wurde Svantevitj oft auch mit 2 oder 4 Köpfen dargestellt. (Vergl. auch die Sammlung Sponholtz.)

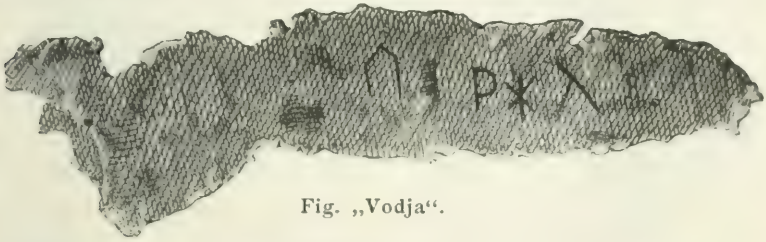


Fig. „Vodja".

„Vodja". — Ein dreiflächiges, 7 *cm* langes Messer trägt die Inschrift „vodja" (Führer).

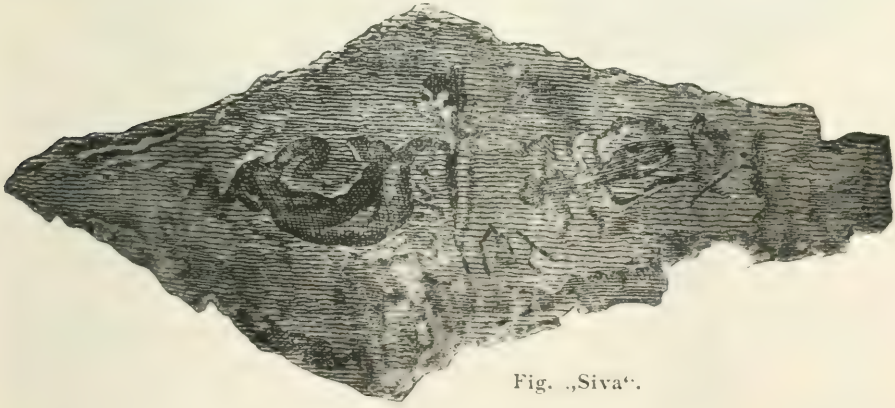


Fig. „Siva".

„Siva". — Eine etwa 14 *cm* lange Lanzenspitze trägt diese Inschrift. Auf einer Seite ist ein Affe, wie er auch sonst beim Namen

„Sieba“ vorkommt, und unter diesem ein Käfer in Relief zu sehen; letzteres Attribut ist jedoch ansonst nur dem „belbog“ beigegeben. – Andere Waffen tragen Namen, wie: radegast, podaga, sieba.

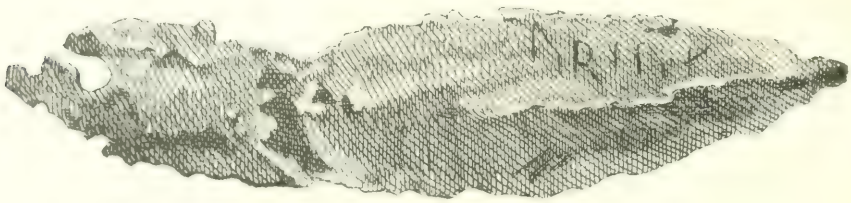
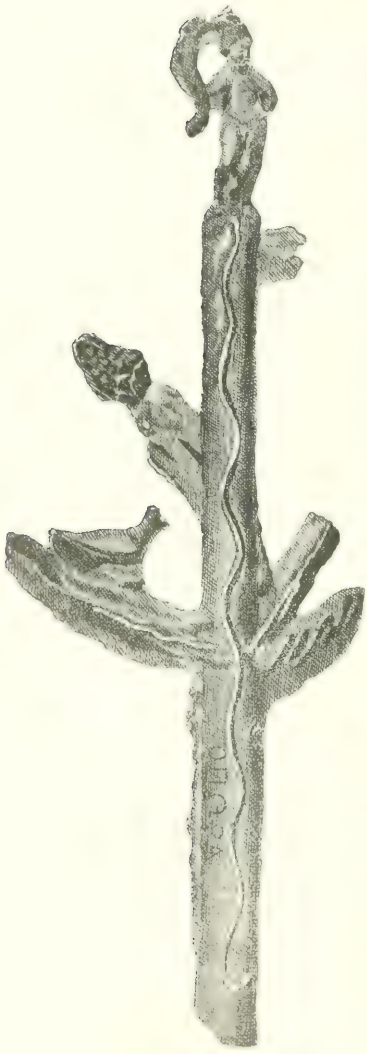


Fig. „Prove“.



Stange „opora“.

„Prove“. — Dieser Name kommt in dieser Sammlung zweimal vor u. zw. auf dem hier dargestellten, etwa 10 *cm* langen Messer, dann auf einem Teller, auf dem sich alle bisher bekannten Götzennamen zusammen eingraviert befinden. – „Prove“ galt den Wenden als der Gott des Rechtes und der Ordnung; nach Helmold fand man sich in einem Haine bei Stargard (Pommern) jeden Dienstag zu einer Gerichtssitzung bei ihm ein. — Der Begriff ist sprachlich gleichen Stammes, wie das slavische „pravo“ (= Recht), das lateinische „probus“ (= rechtschaffen), das deutsche „brav“ und das französische „brave“ (= tapfer). —

D. SONSTIGE GERÄTE.

Stange mit der Inschrift „opora“. Obschon ein slavisches Wort (= Stütze, Krücke, Funktionsstab), ist „opora“ hier mit griechisch-russischen Buchstaben geschrieben. Man muss daraus schliessen, dass diese Weihobjekte zu verschiedenen Zeiten, namentlich aber von verschiedenen Seiten hier zusammengetragen wurden. Es mag dies eine Art Ehrenstab, wie wir sie noch jetzt als Bischofsstab, Marschallstab u. ä. kennen, dargestellt haben, doch konnte er keine praktische

Bewertung gehabt haben, da er nur eine Miniatur ist kaum 26 *cm* lang — darstellt.

Schale mit allerlei Reliefs, schon bekannte Attribute darstellend. So steht in der Mitte unter dem Bilde der Gans die Inschrift

Schale mit allerlei Reliefs.

„radegast"; oberhalb ein gekrönter Vogel; rechts davon ein Hundskopf mit der Beischrift „zobok" (Hund, russ. „sobaka"); diesem gegenüber ist eine nackte Mädchengestalt mit der Beischrift „nemis"; unten in der Mitte ist eine Traube zu sehen; links davon ein Käfer mit der Beischrift „belbog" und rechts davon ein Ammonit (Muschel-

versteinerung) mit der bisher noch nicht bekannten Bezeichnung „japan" d. i. Väterchen (slov. „japa" Vater). — Die übrigen Zwischenschriften sind bis auf „ . . . ga" („podaga") durch Feuer bis zur Unkenntlichkeit zerstört worden. — Die Schale ist 18 *cm* lang und 13 *cm* breit. —

Teller, mit den Inschriften „sieba, rjetra" usw. (Oberseite.)

Teller mit den Inschriften: „sieba, rjetra, podaga, radegast, prove" und einigen sonstigen abgeschmolzenen Schriftfragmenten auf der Oberseite. Auf der Unterseite sind Schriftreste „. . . belmt . . ., . . . žigjo . . ." zu lesen, deren sprachliche Klärung unter diesen Verhältnissen nicht möglich ist. — Der Teller misst 16 *cm* im Durchmesser.

Es sind weiter noch Geräte da mit den Inschriften „jint, tsibaž, beimok", wobei jedoch nicht erkennbar ist, ob und welche Teile der

Schrift fehlen; sie werden hier auch nur deshalb angeführt, weil es möglich ist, dass sich noch Objekte finden, auf denen diese Namen deutlicher geschrieben erscheinen, um zu einer verlässlichen Etymologisierung schreiten zu können.*) —

Teller, mit den Inschriften „sieba, rjetra“ usw. (Unterseite.)

*) Die Redaktion bedauert es, daß hier keine modernen Reproduktionen der Originale geboten werden konnten, weil ihr dies, trotz Bemühungen, von der Leitung des Großherzoglichen Museums in Neustrelitz verweigert wurde; die gebotenen Illustrationen sind daher nur photographische Vervielfältigungen der Handzeichnung des Hofmalers Daniel Woge, aus dem J. 1770, der sie allerdings, wie er selbst beifügt, »nach den Originalen auf das genaueste gemahlet und in Kupferstichen ausgegeben«. Es muß daher abgewartet werden, bis am genannten Museum ein wissenschaftlich objektiveres Regime durchgreift, obschon die Schrifttexte selbst bisher stets, als von Woge richtig wiedergegeben, angesehen wurden.

b) Die wendisch-heidnischen Grab-Amulette.

(Sammlung Sponholtz.)

Gideon Sponholtz, der kurz nach dem Jahre 1796 gestorben sein muss, war ein namhafter Archäologe in Mecklenburg und von Jugend auf ein fleissiger Sammler von Altertümern und Sehenswürdigkeiten, wozu ihn wohl auch der Umstand animiert haben mag, dass ihm als Verwandten des schon bekannten Pastors Friedrich Sponholtz die Devotionalien von „Rhetra" durch Erbschaft zufielen; im Volksmunde war er seiner Grabungen wegen allgemein als „Schatzgräber" bekannt. Bei seiner jahrelangen archäologischen Tätigkeit machte er nun auch selbst sehr zahlreiche Funde von Bronzegegenständen sowie Münzen, Waffen, beschriebenen Steinen u. dgl. Seine Sammlung von Bronzen, die Masch wohl noch nicht bekannt war, bestand aus 113 verschiedenen Stücken. Als nun i. J. 1794 Graf Johann Potocki auf einer Reise nach Neu-Brandenburg, den Wohnort Sponholtz' kam, erfuhr er von diesen Altertümern, zeichnete dieselben ab und veröffentlichte sie nach den gemachten Skizzen in einem eigenen Werke.*)

Auch diese Funde wurden gleich ob ihrer Echtheit angezweifelt und aus diesem Grunde in den Jahren 1827 bis 1829 — angeblich gründlich — untersucht und schliesslich als gefälscht erklärt. Die Belastungsgründe waren etwa folgende:

a) Ein Töpfer in Neu-Brandenburg, namens Pohl, habe Sponholtz für jede Figur die tönerne Gussform erzeugt; letzterer war jedoch so vorsichtig und vernichtete die Formen sofort nach dem Gebrauche, so dass man keinen konkreten Beweis hiefür finden konnte (?);

b) die Runeninschriften auf den Bronzen besorgte etwa der Goldarbeitergehilfe Neumann daselbst, dem Maschs Werk zur Vorlage diente.

Dem sei folgendes entgegengestellt:

ad a) dass ein Archäologe, der diese Wissenschaft nebstbei aus Liebhaberei und nicht aus Geschäftsgründen betreibt, falsche Antiquitäten für seine Sammlung erzeugen und dazu einen Töpfer einweihen wird, ist an sich eine derart skurrile Behauptung, dass man ihr von vorneherein den Stempel der Erfindung ansieht, da jedermann weiss, dass man schon bei Ab- oder Umgrabungen von prähistorischen Gräbern immer allerlei und zahlreiche Beigaben findet,

*) »Voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherche de l'antiquités Slaves ou Vendes«. — Hambourg 1795. —

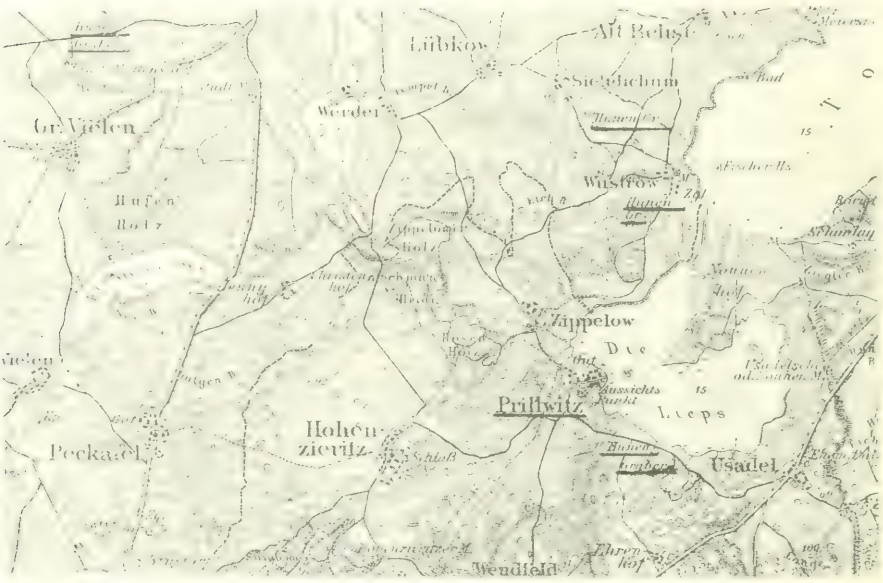
es also durchaus nicht notwendig ist, den so ungemein umständlicheren und aussichtsloseren Weg des Fälschens zu betreten. Archäologen, die sich nur kurze Zeit mit Ausgrabungen beschäftigen, bringen auf diese Art bekanntermassen sehr bald ein kleines Museum zusammen.

ad b) Nun soll Sponholtz noch einen zweiten Mitwisser und Helfer in dem Goldarbeitergehilfen gehabt haben, der dessen Mentor im Runenfache war. Man hat aber bei diesem Verleumdungsfeldzuge ganz übersehen, dass Maschs Werk dazu bei weitem nicht genügte, denn diese Bronzen haben zum Teile wohl die gleichen Buchstaben und bieten gleiche oder sehr ähnliche Namen, zum Teile aber auch ganz verschiedene Alphabete und bisher unbekannte Texte. Diese Behauptung schliesst daher eine aufgelegte Unwahrheit in sich, und wurde wohl nur unter der optimistischen Voraussetzung aufgestellt, dass daraufhin niemand mehr eine Nachkontrolle üben wird, was auch beinahe zugetroffen wäre.

Da aber schon seinerzeit festgestellt wurde, dass der erwähnte Gehilfe weder die Runenschrift kannte noch etwas vom Slavischen, — vom Altslavischen ist ja schon gar keine Rede —, verstand, so müsste er demnach mehrere Vorlagen gehabt haben. Hiemit kommen aber die Fälschungsenthusiasten in ein noch peinlicheres Gedränge: woher kamen nun diese Vorlagen?! Und waren auch diese gefälscht, so müssen wir zum Schlusse doch zur echten Vorlage kommen, daher der Streit in dem Momente endet, als man das Vorhandensein einer echten Vorlage zugeben muss. Und solche waren einmal bestimmt da, und können nur von jemandem stammen, der die altslavische Sprache vollkommen beherrschte sowie die slavische Runenschrift in allen ihren Varianten kannte. Hingegen ist es für unsere Kulturbeweise ganz gleichgültig, ob die vorliegenden Bronzen noch Originale oder aber schon Duplikate sind; wir können daraus lediglich folgern, dass die Erzeugniszeit der Originale umso älter ist, je zahlreicher die Vervielfältigungen an den Tag treten.

Was aber auf diese, nach Ablauf von 40 Jahren nach dem Funde und 30 Jahre nach dem Tode Sponholtz' geführte Nachforschung überhaupt zu geben ist, in der nahezu eine ganze Generation abstirbt, und die ausschweifendsten Märchenbildungen, vage Vermutungen und die geschwätzige Fama die Wahrheit leicht überwuchern, ersieht man am besten daraus, dass die nüchterne Aussage des bei Sponholtz durch sieben Jahre bediensteten archäologischen Gräbers Daniel Boye dabei ganz überhört, hingegen alles Sonstige ernst auf-

genommen wurde, weil man es eben so haben wollte und brauchte. Zum mindesten ist es wahr, dass Sponholtz jahrelang und sehr fleissig Nachgrabungen vornahm, da er sich einen eigenen archäologischen Gräber hielt; gegraben wurde somit auf jeden Fall, denn sonst hätte man Sponholtz auch nicht bei Lebzeiten den Namen „Schatzgräber" beigelegt, und dass dabei interessante Funde gemacht worden sein müssen, kann man schon daraus folgern, dass eben viele Jahre hindurch fortgegraben wurde. — Nebstbei war es bekannt, dass der Herzog Adolf von Mecklenburg die unumschränkte Erlaubnis gegeben, Sponholtz dürfe auf den Staats- und Hofdomänen nachgraben, wo es ihm beliebt, und wurden ihm sogar die Arbeitskräfte unentgeltlich



Karte der Umgebung von Prillwitz. – Maßstab: 1 cm = 1 km.

beigestellt. Die Motive der Verdächtigung bezw. Fälschungserklärung beruhen daher, wie bei allen analogen Fällen, entweder auf historischen Wissensmängeln oder krankhafter Sucht, altslavische Kulturbeweise nicht aufkommen zu lassen.

Nun haben aber die Verleumder noch etwas sehr Wichtiges übersehen; es gibt nämlich in keiner Gegend Deutschlands so viel Hünen-Gräber, wie gerade hier an der Landesgrenze um den Tollense-See. Die beigegebene Militärkarte weist in dem verhältnismässig kleinen Territorium allein schon v i e r Lokalitäten als „Hünen-Gräber" auf, trotzdem solche Terrainobjekte, da sie militärisch keine besondere Bedeutung haben, nur dann aufgenommen werden, wenn sie beson-

ders auffallen. — Es ist daher durchaus kein Zufall, dass hier so lange gegraben und so viel gefunden wurde, und wäre wohl noch heute eine Menge Gleiches oder Ähnliches zu finden, wenn man die Nachgrabungen rationell fortsetzen würde, was wohl den schlagendsten Beweis bringen müsste, dass es sich hier absolut um keine Schwindeleien handle.

Diese Bronzen, die alle als Beigaben in alten Gräbern gefunden wurden, daher hier auch als „Grab-Amulette" gekennzeichnet werden, machen den Eindruck eines höheren Alters als die Devotionalien und stützen die Schrifttexte mit ihren originellen Sprachformen sowie die im allgemeinen weniger kunstvolle Ausführung diese Annahme.

Als Beispiele, wie die Bronzen dieser Sammlung aussehen, werden nachfolgend nur acht derselben dargestellt, umsomehr als

(Vorderseite.) Fig. 1. Rückseite.)

die Zeichnungen Potockis nur einen flüchtigen Charakter haben, sonach nicht in allen Teilen als unbedingt getreu angesehen werden können. Diese Objekte könnten daher erst dann einer genauen wissenschaftlichen Behandlung unterzogen werden, bis sie an Ort und Stelle studiert oder doch photographisch reproduziert werden können, was einstweilen unmöglich ist, weil die dermalige Leitung des Grossherzoglichen Museums in Neustrelitz diese Nachkontrolle der fixen und traditionellen Idee wegen, diese Objekte seien gefälscht, verweigert, d. h. in die Wirklichkeit umgesetzt, der beschämenden wissenschaftlichen Entgleisung in dieser Sache die Mauer macht, denn wäre

man überzeugt, dass es Fälschungen sind, so würde es gewiss niemandem einfallen, einer Überprüfung hinderlich zu sein; nur die Falschmünzer arbeiten bei verschlossenen Läden und stemmen sich gegen die Türe, wenn die Polizei Einlass heischt; eine ehrliche Sache verträgt hingegen jede Kontrolle.

Fig. 1. — Bronzestatuette mit der Inschrift „rjetra" auf der Vorder- und „romavo" und „eljei . . n" auf der Rückseite; zwischen dem „i" und „n" scheinen 2—3 Laute durch die Oxidierung verschwunden zu sein. Der Laut „v" ist hier wesentlich anders als in

(Vorderseite.) Fig. 2. (Rückseite.)

Masch dargestellt, ist aber auch keine Erfindung *ad hoc*, denn dieselbe Darstellungsweise hat auch ihre Analogien bei den Steinen von Mikorzyn, die später besprochen werden.

Fig. 2. — Bronzestatuette; hat auf der Rückseite die Inschriften: „bjelbog, svantevit, remtra", wobei namentlich das „b" und „v" wieder von jenen des Masch stark differieren.

Fig. 3. Bronzestatuette mit der bisher noch unbekannten Inschrift „balduri". Die Vorderseite zeigt zwei Köpfe, deren unterer sich später bei den Urnensteinen in ähnlichen Konturen vorfindet.

Fig. 3 a.

Fig. 3 b.
(Dürfte die Rückseite sein.)

Fig. 4. — Bronzestatuette vorne mit der Inschrift „rag . it", rückwärts mit „rjetra" und „karevjit", also zwei Namen, die sonst nicht vorkommen.

Fig. 5. — Bronzestatuette; zeigt auf der Rückseite eine verzierte und von jener des Masch stark abweichende Schrift; das Alphabet scheint jünger zu sein; das Lesen ist unsicher, weil die Buchstaben vielfach verzerrt sind und nicht in einer Linie liegen.

(Vorderseite.) Fig. 4. (Rückseite.)

Fig. 5. (Rückseite.)

Fig. 6. — Bronzestatuette mit der Inschrift „rjetra" und „voda" auf der Vorder-, und „kodebu" auf der Rückseite.

Fig. 7. — Bronzestatuette mit der Inschrift „tsiba" und „rjetra" („rjeetra"). — Dass die „Göttin" Živa sonach eine schöne Mädchen-

gestalt oder überhaupt ein weibliches Wesen bezeichnen müsste, geht daraus wohl nicht hervor, denn hier zeigt die Figur einen Hundekopf;

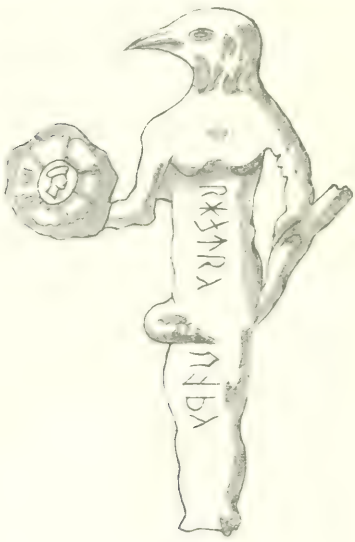


Fig. 6a.

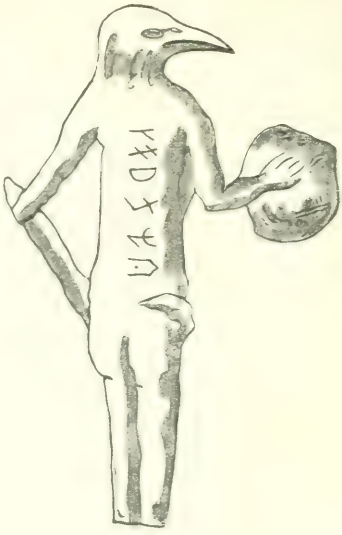


Fig. 6b.

dass aber derselbe Fälscher eine Personifikation derart variieren würde, ist geradezu ausgeschlossen, sofern er hiemit wirklich die Göttin der Liebe oder Ehe darstellen wollte.

(Vorderseite.) Fig. 7. Rückseite.

Fig. 8. — Kleines, mondsichelartiges Bronzeamulett. Die Rückseite (rechte) zeigt in sonst abweichender Schrift einen Text, dessen Lesung unverlässlich ist, da man nicht weiss, wohin der isolierte Buchstabe einzureihen ist; die Vorderseite (linke) stellt jedoch das Profil eines Kopfes mit ehrwürdigem Aussehen dar; die Umschrift „bogotec“ oder

„bogotce“ (Gottvater) klärt aber die beigegebene Figur näher auf. Dieser Begriff wird bei den Slaven noch heute als „bog otce“ oder „bog otec“ allgemein gebraucht. Welche Lesung die richtigere ist, das ist noch nicht klar, da man in der Schlussligatur sowohl das „c“ als in das „e“ eingelegt, wie auch umgekehrt, lesen kann; wie erwähnt, sind aber beide Formen zugleich noch heute sprachgebräuchlich. — Es scheint, dass dieses Stück bezw. die Darstellung der obersten Gottheit in dieser Art uralt ist, denn nicht nur die christliche, sondern auch die heidnischen Religionen stellten den „Gottvater“ stets mit einem ernsten und ehrwürdigen Gesichte dar, wie z. B. die Griechen den Zeus, die Römer den Jupiter, die Ägypter den Serapis, die Wenden den Perun u. a.

Fig. 8.

c) Die Urnensteine von Mecklenburg.

(Sammlung Sponholtz.)

Auf den Dorffluren von Prillwitz, Neubrandenburg, Berenstorf, und Trollenhag (Mecklenburg-Strelitz) fand der Alterlumsforscher Gideon Sponholtz, der kurz nach dem Jahre 1796 gestorben sein muss, verschiedene mit Runen und primitiven Figuren gezeichnete Steine. Er nannte sie Familiensteine, in der Meinung, dass die Mitglieder einer Familie stets an derselben Stelle beigesetzt wurden, wo ihr Runenstein lag. Dies scheint jedoch nicht zuzutreffen, denn die Steine lagen entweder auf den Urnen selbst, vermutlich zu dem Zwecke, um das Eindringen von Erde zu verhindern, oder aber daneben, wenn die Urne schon zusammengebrochen war.

Die Steine sind dem Gerölle, wie es um den Tollense-See allgemein vorkommt, entnommen und gehören Urgesteinsgattungen an. Der grösste Stein wiegt fast 10 *kg*, der kleinste nur $^1/_4$ *kg*. Sie haben alle ihre natürliche rohe Gestalt behalten; nur einige sind an jener Stelle geebnet, welche nun die Schrift oder Figur aufweist.

Die Runenschriften weichen bis auf einen Fall von den normalen nicht ab; die Texte sind jedoch, — ausgenommen die Namen „Mitra“ und „Sieba“ —, nur als Initialen oder höchstens Anfangs-

silben ausgeführt. Die Figuren sind ausschliesslich in Silhouettemanier dargestellt; wahrscheinlich war die Härte des Gesteins ein Hindernis für ausführlichere Darstellungen. Ansonst stehen diese Inschriften und Figuren mit jenen der Bronzefunde im innigen mythologischen Zusammenhange, da sich hier dieselben Namen (bis auf „Mitra") und figürlich auch dieselben Attribute wiederholen; die sprachliche wie religiöse Provenienz ist daher bei allen drei Sammlungen dieselbe oder doch eine organisch verwandte.

Masch, der die Rjetra-Statuetten beschrieb, kannte diesen Fund noch nicht, da er eben nach ihm, etwa in der Zeit von 1785—1793 gemacht wurde. Der erste, welcher diese Steine eingehend beschrieb, war Friedrich v. Hagenow,*) dem es auch gelang, da auch diese Steine sofort als Fälschungen erklärt wurden, jenen archäologischen Gräber Boye ausfindig zu machen, der bei Sponholtz durch 7 Jahre in diesem Dienste stand, zu gerichtlichen Aussagen zu bringen. Boye hat nun ungefähr 30 Jahre später glaubwürdig die natürliche Herkunft dieser Runensteine aufgeklärt und konnte sich bei den interessanteren noch erinnern, auf welcher Flur sie gefunden wurden. Er erzählte weiter, dass sie am Wasser nächst Prillwitz 10 Bronzefiguren ausgegraben haben, die wie kleine Vögel (vgl. Fig. 6 Seite 52) aussahen. Ausserdem wurden sonstige verschieden geformte Erzstücke sowie auch etliche alte Münzen in Urnen gefunden; er besass auch selbst einiges hievon, verlor aber bei einem feindlichen Überfall (1805—1807) alle seine Habe und darunter auch diese Altertümer. Einige Erzstücke, die seinerzeit als wertlos zurückgelassen wurden, holte Boye noch und übergab sie Hagenow im Jahre 1826 als Beweis, dass er wahr gesprochen. Ebenso seien damals kleine und grosse Dolche mit Griffen aus feinem Dukatengold sowie auch andere Metallgegenstände gefunden worden, wie: Armgeschmeide, Ringe, Sporen, mehrere Ochsenfiguren, Tränentöpfe u. ä.

Herzog Adolf von Mecklenburg, der von der Sammlung wusste, erwarb sie später von Sponholtz um eine Jahresrente von 300 Talern und 6 Faden Holz. — Es sollen sich auch weit mehr Urnensteine in der Sammlung befunden haben, doch gingen später im Museum zu Neustrelitz, wo sie frei umherlagen, ja bis heute unbewacht liegen, bis auf 14 alle verloren.

Fig. 1 stellt den „Radegast" dar, was nicht nur das typische Attribut die Gans — auf dem Kopfe, sondern auch die beigesetz-

*) Hagenow F. v., Beschreibung der auf der grossherzoglichen Bibliothek zu Neu-Strelitz befindlichen Runensteine usw. — Loitz 1826.

ten Runen *RAD* bestätigen. Bei diesem Urnensteine fehlt augenscheinlich ein Stück, da die Zeichnung wie die Schrift bis an den Rand geht.

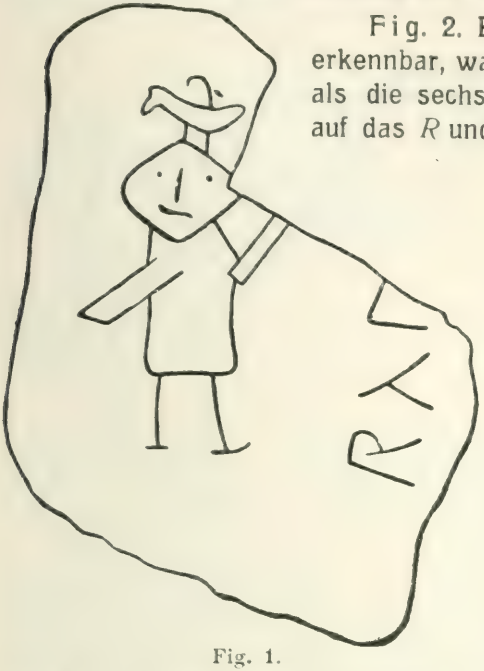


Fig. 1.

Fig. 2. Bei der Mittelfigur ist näher nicht erkennbar, was sie darstellen soll, umsomehr als die sechs Runenzeichen um dieselbe bis auf das *R* und *A* nicht verlässlich lesbar sind,

Fig 2.

und diese Runenformen sonst nicht vorkommen.

Fig. 3. Hier findet sich wieder dieselbe Mittelfigur und ober derselben eine Tierfigur. Am unteren Rande steht wieder *„RAD“* (Radegast); oben ist unter einem horizontalen Striche ein *S* (oder *I* und *A*), in der Mitte ein *M*,

Fig. 3.

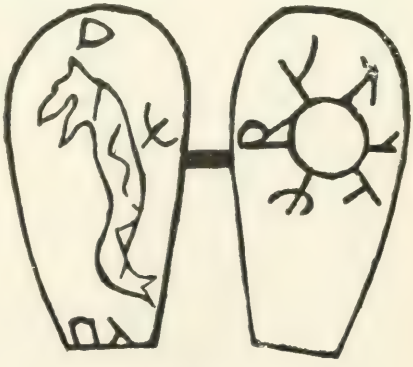


Fig. 4.

und links ein *I* und *N*, deren Bedeutung einzeln wie zusammenhängend unbekannt ist, oder nicht verlässlich gedeutet werden kann.

Fig. 4 stellt augenscheinlich eine Schlange (oder Fisch?) dar; um die Figur sind 4 Buchstaben angebracht, von denen nur *A* und *M* sicher lesbar sind. Bei diesem Steine ist auch die Rückseite beschrieben; um einen Kreis in der Mitte, stehen die Buchstaben: *R, G, L, A, E (N?)* und *M*, die jedoch, wie und wo man sie zu lesen beginnt, keinen orientierenden Text bieten.

Fig. 5.

Fig. 5 trägt die klare Inschrift „čirn", deutet also auf den „čirnbog".

Fig. 6. Die Figur mit einem Strahlenkranzkopfe und einem Stabe in der linken Hand, trägt die Aufschrift „mitra". Der Name ist schon aus anderen Mythologien bekannt und deutet auf einen hohen Würdenträger oder eine besondere Gottheit, denn die „mitra" ist noch heute das Symbol hoher kirchlicher Würde. — An der Seite hat dieser Stein auch noch 2 Zeichnungen und den Buchstaben *A* eingraviert.

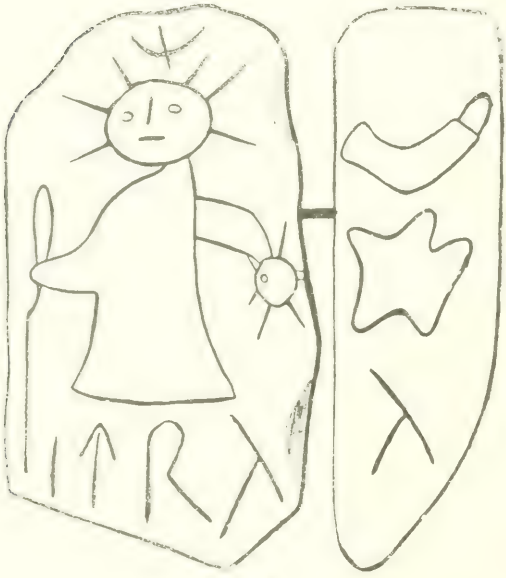


Fig. 6

Fig. 7.

Fig. 7. — Zwei Gesichtsmasken mit den Buchstaben *M, I* und *A*.

Fig. 8 zeigt eine derbe Figur, welcher der schon bekannte Name „Sieba" beigesetzt ist. Sollte dies wirklich Živa heissen, so ist dies ein Rätsel, weshalb der Name nicht entsprechend geschrieben ist. Das *A* am Schlusse ist auch nicht so dargestellt wie sonst.

Fig. 9 stellt nur einen Kreis dar, der die Schrift *AIM* (oder umgedreht *ŻIK*) einschliesst.

Fig. 10 zeigt dieselbe Aufschrift „*AIM*“ (oder *ŻIA*), wie Fig. 9. Die Schrift ist an der Schmalseite des Steines angebracht.

Fig. 8.

Fig. 9.

Fig. 11. Hier ist der Stein ebenfalls nur an der Schmalseite beschrieben und trägt die deutliche Schrift „*BIL*“, also vermutlich „Bilbog“.

Fig. 12 zeigt ein grosses mit 5 Strahlen versehenes *R*, und überdies die Schrift *G(K)* und *R*; in der Mitte zwischen beiden ist eine Ligatur, deren Grundbuchstaben man gewöhnlich als *E* liest; der hineingelegte Laut ist *I*.

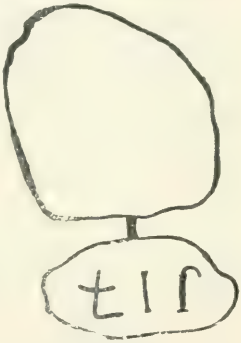


Fig 11.

Fig. 13 zeigt wieder ein *R*; für die übrigen Striche fehlt jeder Anhaltspunkt für eine Erklärung.

Fig. 10.

Fig. 12.

Fig. 14 zeigt zwei gekreuzte Vogelköpfe; vermutlich sind es Tauben, und gab man dieses Symbol wohl einem verstorbenen Liebes- oder jungem

Ehepaare ins Grab. — Man behauptet allgemein, dass dies Falken- oder Sperberköpfe seien, doch ist dies schon deshalb abzuweisen,

Fig. 13.

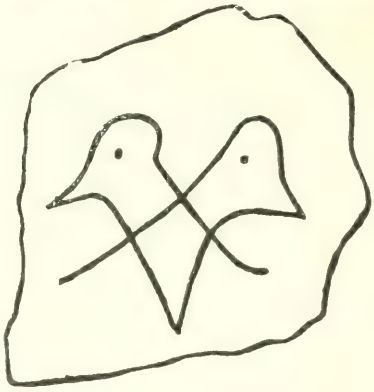


Fig. 14.

weil der Runenschneider da wohl auch leicht den Typus der Falkenschnäbel zum Ausdrucke gebracht hätte, was aber hier nicht zutrifft.

Betreffs aller dieser drei Sammlungen kann zum Schlusse die sprachgeschichtlich gestützte Vermutung ausgesprochen werden, dass die Urnensteine wahrscheinlich die ältesten, die Devotionalien hingegen als die jüngsten unter diesen Runendenkmälern anzusehen sind. Die Handhabe für diese Ansicht bieten namentlich die Namensformen mancher Gottheiten, die z. B. bei Masch schon „belbog, černbog" lauten, also schon von der primären Etymologie sichtbar abweichen, während sie auf den Runensteinen noch als „bil, čirn" verzeichnet sind; „belbog" konnte sonach nur mehr jemand schreiben, der „bel" schon für weiss hielt und nicht mehr für hoch („vel, vil"). —

Noch weniger lässt sich eine konkrete Altersangabe ansetzen, denn man weiss nur, wie bereits erwähnt, dass schon zu Thietmars Zeit († 1018) über den Götterkult, die Götzennamen und die altwendischen Begräbnisgebräuche die Traditionen sehr verworren waren; überdies hingen die Wenden zu jener Zeit nur mehr geheim am Heidentume und ist es offenkundig, dass die wendische Sprache damals auch schon nicht mehr so rein war, wie sie sich hier darbietet. Chronologisch approximativ kann man daher kaum viel fehlen, wenn man die älteren Funde vor, die jüngeren nach dem Beginne der christlichen Zeitrechnung einreiht.

Desgleichen bildet die Qualität der Grabbeigaben keinerlei Orientierungsmittel, denn solche waren bei den Reichen wie bei den Armen

jederzeit verschieden, wobei stets die Vermögensverhältnisse des Begrabenen entscheidend sind. Der Reiche erhielt daher z. B. eine Radegast-Figur aus Bronze oder gar Gold ins Grab mit, der Arme nur einen Stein, der einen derben Umriss oder nur das Monogramm desselben Gottes aufwies. Ansonst weichen aber jene vorgeschichtlichen Begräbnisgebräuche doch von den heutigen in nichts ab. Auch heute wird dem Verstorbenen ein Bild, ein Kreuz, ein Paternoster, eine Devotionalie mitgegeben; auf dem Sarge werden Kreuze, Engelsköpfe, Allegorien angebracht; auf dem Grabe werden Gedenksteine mit Figuren aufgestellt, wie jene des Christus, Marias, eines Engels, eines Genius, eines Totenkopfes oder überhaupt Darstellungen, die der persönlichen Verehrungsrichtung des Toten am nächsten standen. Wie aber nun der Serbe, Bulgare seinen Hauspatron verehrt, so war es wohl auch hier in Mecklenburg; der eine verehrte den Radegast, der andere den Bilbog, der dritte den Černbog usw.; er erhielt daher nach dem Tode auch ein dementsprechendes Andenken mit ins Grab.

Sehr wahrscheinlich ist es auch, dass die alten Gräber der weiteren Umgebung ähnliche Beigaben enthalten, nur sind die Stellen noch nicht aufgegraben, oder fehlte aber den Umgräbern die Aufmerksamkeit sowie das Verständnis hiefür, wozu eben, wie bei Sponholtz, die Vorbedingung einer gewissen Erfahrung sowie des wissenschaftlichen Interesses gehört. Ein praktischer und ernster Archäologe wird diese Funde daher auch nie als Fälschungen erklären, ganz abgesehen davon, dass z. B. ähnliche Urnensteine auch in Schweden, England usw. gefunden wurden, ohne dass sie bisher jemand als verdächtig oder gefälscht angesehen hätte.

Dass sich aber gerade hier um den Tollense-See und an der Landesgrenze von Mecklenburg-Strelitz und Schwerin eine solche Menge von altslavischen Gräbern mit derart reichen Beigaben findet, kann auch dahin erklärt werden, dass hier aus irgendeinem Grunde ein bedeutender Wallfahrts- oder Gnadenort, ja vielleicht oder wahrscheinlich hier eine wichtige, entscheidende Schlacht ausgekämpft wurde, daher hier zugleich ein bedeutender Begräbnisplatz war, den man auch später bevorzugte. Es herrschen doch ähnliche Verhältnisse vielfach noch heute bei den asiatischen Völkern, wenn man schon davon absieht, dass es auch in Europa vieler Menschen letzter Wunsch ist, an einer besonderen Stelle bestattet zu werden. Vielleicht bringt uns die Geschichtsforschung oder der Zufall eines Tages noch darauf, welche tieferen Motive für die Bevorzugung dieses Gebietes für den altwendischen Kultus massgebend waren. Ein ganz besonderes Heiligtum muss sich aber hier befunden haben, da auch Adam v. Bremen

„Rhetre" als *„sedes ydolatriae"*, also als den Sitz des Götterdienstes oder der Götzenanbetung besonders hervorhebt.

Wie sich aber an Wallfahrts- oder sonst vielfach besuchten Gnadenorten oft eine eigene Industrie bildet, welche den Besuchern gewisse Erinnerungsgegenstände feilbietet, so mag es auch hier mit den Grabbeigaben gewesen sein, denn die Bronzeobjekte erforderten, nebst der Rohmaterialbeschaffung doch alle einen Künstler im Formen, Erzgiessen und Schreiben, ja, selbst der primitivst gezeichnete und beschriebene Feldstein, zumeist Granit oder Syenit, kann ohne scharfe Stahlwerkzeuge und Kenntnis der Runenschrift zu keiner Devotionalie werden. —

Der logische Beweis, dass diese wendischen Altertümer echt sind und nur echt sein können, ist hiemit zweifellos erbracht. Überdies liesse sich auch der direkte Beweis hiefür leicht herbeiführen, wenn man die noch intakten „Hünengräber", die namentlich im benachbarten Mecklenburg-Schwerin zum grossen Teile noch nicht geöffnet zu sein scheinen, rationell durchforschen würde. —

Die Wegweiser von Mikorzyn.

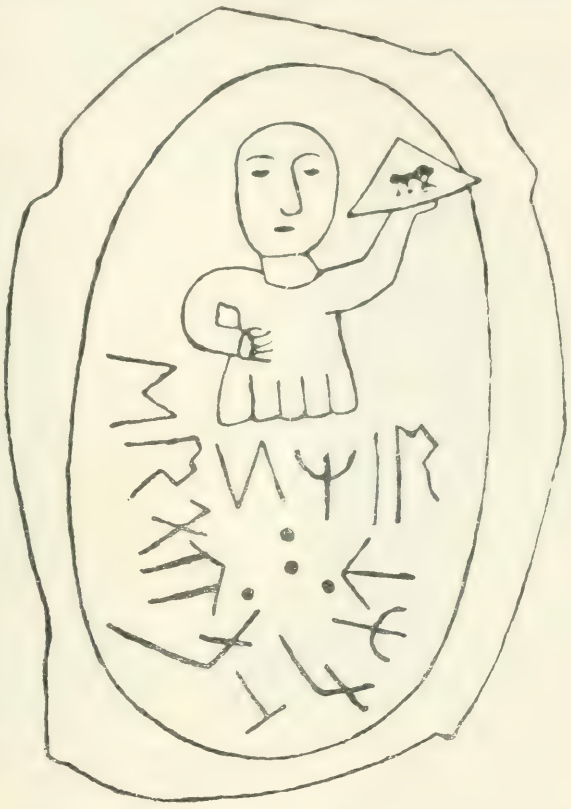
Im Gemeindegebiete von Mikorzyn in Posen wurden in den Jahren 1855 und 1856 nachstehend abgebildete zwei Steine ausgegraben. Im Einzelnen ist darüber bekannt:

Der Stein mit der Menschenfigur wurde im Herbste 1855 auf einem kleinen Hügel des Dominialgrundes von Mikorzyn bei einer Grabung gefunden. Er ist 72 *cm* hoch, 48 *cm* breit und 8 *cm* stark. Derselbe lag etwa 60 *cm* tief; unter ihm befand sich angeblich eine Urne mit Ascheresten und einigen Silber- und Bronzeringen. — Eine zweite Schilderung sagt, dass er in der Grenzfurche gefunden wurde, was richtiger sein dürfte, da es auch die Aufschrift rechtfertigt. — Es machten sich nun Runenschriftkundige an die Lösung und fanden zunächst, dass es sich hier um den altslavischen Gott des Rechtes „Prove" handle, und besage die Inschrift etwa: *„prove, sbir, kbel"*. — Universitätsprofessor Dr. Joh. Leciejewski legt in seiner Schrift *„Runy i runiczne pomniki słowiańskie"* („Die slavischen Runen und Runendenkmäler", Lemberg 1906) den Text als *„Smir žirctvan ledžit"* aus, d. i. „Smir liegt da als Opfer."

Die Bestimmung sowie der Schrifttext sind jedoch wesentlich andere. Der Stein diente ursprünglich wohl als Wegweiser, daher

er auch an der Grenze oder Weggabelung gefunden wurde; lag er aber auf einer Grabstelle, so mag an jener Stelle eben auch ein Grab gewesen sein, da man seinerzeit doch die Toten mit Vorliebe längs der Weglinien begrub. —

Die Schrift zeigt schon eine Vermengung von wendischen und slovakischen Runenformen, und wendet auch einige Ligaturen an; sie sagt: *„smir priavki alič t . : .“*, d. i. dem Sinne nach: „Wegweiser-Richtung Halicz.“ — „Smir“ — sonst „směr, smjer“ (= Richtung) — ist im Slavischen allgemein bekannt, dürfte aber hier in der Bedeutung Wegweiser aufzufassen sein, da das folgende „pravka“ wieder Richtung, Direktion bedeutet.*) Die nicht aspirierte Form „alič“ deutet auf Halicz, Galicz, also Galizien. Ob „t“ zu „č“ gehört, oder ob es eine Abkürzung für ein Wegmass, also ein Zahlwort ist, kann ohne Analogien nicht näher ausgesprochen werden; die vier Punkte geben anscheinend eine Orientierung über die Entfernung bis zum Ziele, d. i. Galizien (Krakau) an, und mag dies 4 Tagereisen bedeuten, was einem täglichen Marsche von 32—35 *km* entsprechen würde.**) Es kann daher nahezu kein Zweifel mehr darüber obwalten, dass es sich hier um einen Wegweiser, eine Strassenhand

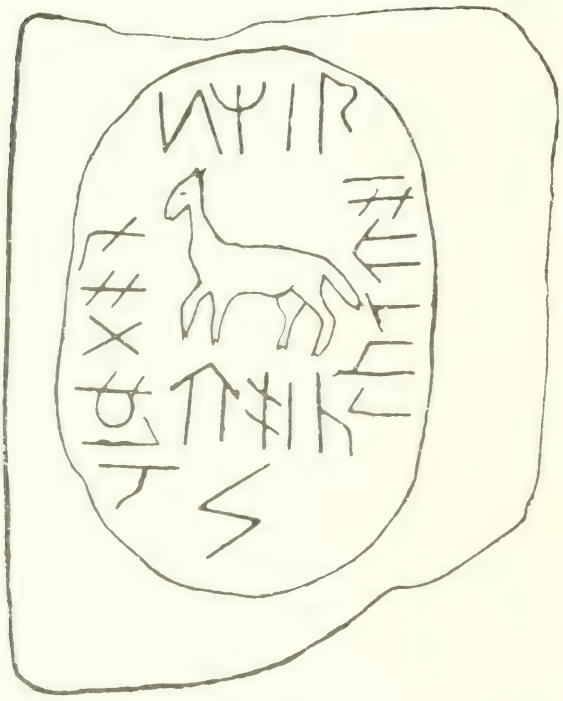


*) In Prag steht z. B. auf jedem Wegweiser der Strassenbahn als erstes Schlagwort: »směr«.

**) Solche Angaben in Punkten sind z. B. in den Alpengegenden, dann in Frankreich sehr häufig längs alter Gebirgspfade auf Natursteinblöcken zu finden, und benennt sie die Wissenschaft fälschlich als Rinnen-, Schalen-, Opfer-, hingegen richtig als Zeichensteine.

oder um eine Orientierung im allgemeinen handelt, nur war die Entzifferung bisher dadurch erschwert, dass man die slovakischen Runen, deren Denkmäler man gleich vorweg als Fälschungen bezeichnete, nicht kannte oder beachtete, sowie dass man die verschiedenen Ligaturen für einfache Laute hielt.

Der Stein mit der Pferdefigur wurde im Jahre 1856 gleichfalls an der Gemeindegrenze, etwa 200 Schritte vom erstbeschriebenen entfernt, gefunden. Er ist 62 *cm* hoch, 56 *cm* breit und 16 *cm* stark; das Material ist in beiden Fällen Syenit. — Die Schrift las man als: *„sbir, voin, bogdan, inawoi s“*; sie besagt jedoch etwa: *„smir bojvan voin lutvi s“*. — Der Begriff *„smir“* ist bereits erklärt; die weiteren zwei Ausdrücke deuten vielleicht Örtlichkeiten an, welche die Kommunikation berührt; *„lutvi“* ist gleichbedeutend mit *„Łotwa“*, d. i. Litauen, es war dies sonach der Wegweiser nach Litauen, denn Mikorzyn liegt heute knapp an der deutsch-russischen Grenze, und begann doch dort das litauische Gebiet. Das vereinzelt stehende „s“ kann eine Zahlenangabe sein, nachdem die Buchstaben einst zugleich bestimmte Zahlenwerte hatten. —



Es wäre erwünscht nachzuforschen, ob sich nicht unter den ältesten urkundlich bekannten Ortsnamen solche befinden, wie sie hier genannt sind, da man demnach die nähere Trace der Strasse nach Litauen feststellen könnte.

Wie nicht anders zu erwarten war, wurden auch diese zwei Steine gleichfalls als Falsifikate verdächtigt; da sie aber weder der vermutliche Mistifikator noch die Wissenschaft bisher glaubwürdig deuten konnten, ist jeder weitere Verdacht kurzweg abzuweisen und dies umso berechtigter, wenn man weiss, dass Steine mit ähnlichen

Figuren auch weit entfernt davon, wie in Schweden und Norwegen, gefunden wurden, es sich daher um keine Unica und noch weniger um einen Fälscher handelt, der solche Steine mit verschiedener Schrift erzeugte und die Steinblöcke ungesehen in der Welt zerstreut vergrub, nur um etwa die Gelehrten zum besten zu halten. Die Einreihung solcher Denkmäler unter Fälschungen ist daher nur ein groteskes Zeugnis der Ratlosigkeit jener Deuterkreise, die in solchen Dingen alles eher sehen wollen, als rein natürliche, im Kulturleben sich immer weiter fortspinnende oder wiederholende Vorgänge.

Zum Vergleiche sei hier ein ähnlicher Stein vorgeführt, der in Krogstadt (Schweden) gefunden wurde. Er bildet ein dreiseitiges Prisma,

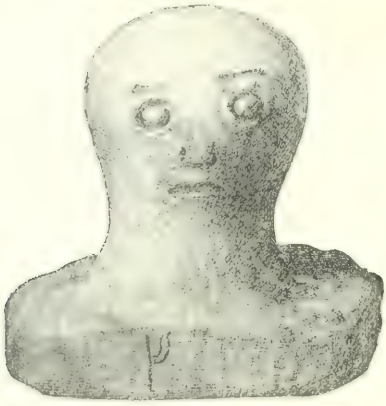
Der Wegweiser (?) von Krogstadt (Schweden).

wovon zwei Seiten beschrieben sind; der Text ist jedoch einstweilen nicht verständlich. Seinem ganzen Äusseren nach war er aber wahrscheinlich auch nur ein Wegweiser (oder Grenzstein) und dürfte die nähere Beachtung der Fundstelle vielleicht diese Vermutung bestätigen.

Der Tonkopf von Pommern.

In Pommern wurde ein kleiner Tonkopf (jetzt im Museum zu Berlin) gefunden, der unten mit einem fünfseitigen Prisma endet; auf jeder Prismafläche ist ein Buchstabe eingraviert, überdies ist ein Buchstabe (u) auf dem Scheitel. Man weiss nun nicht, wo man zu

lesen beginnen soll; fängt man aber bei „g“ an und liest herum, so erhält man „glavnu“ (oder „glavny“), d. i.: Oberhaupt, Höch-



ster, Führer oder doch irgendeine hochstehende Person andeutend. Die Buchstaben „g, l, a“ sind verkehrt gestellt; das Alphabet weicht von dem normalen wendischen nur unwesentlich ab.

Münzen.

„Biat“- und „Biatec“-Münzen.

Es wurde bereits eine grosse Menge von Münzen (z. B. bei Bodenbach ein Fund im Werte von 120.000 K) gefunden, die man bisher im Deutschen meist als „Regenbogenschüsselchen“ bezeichnete, da sie einer Sage nach beim Regenbogen herabfallen; die Slaven nennen sie „knofliky“, was weit berechtigter ist, denn solche Münzen wurden früher als Westenknöpfe, dann als Schmuck auf Ledertaschen („torba“), Zaum- und Sattelzeugen angebracht, und zeigen einzelne oft noch auf der Rückseite Lederriemenreste.

Viele dieser Münzen haben die Aufschrift „biat“ oder „biatec“ in lateinischem Alphabete, bezeichnen sich sonach selbst als Münzen oder als das Geschlagene (biti schlagen). Andere hingegen haben jedoch keine Aufschrift, wie man bisher behauptete; es scheint aber dies nicht zuzutreffen, denn der Verfasser hat selbst eine solche Münze zur Besichtigung erhalten, die das Wort „biat“ in Runenschrift eingestanzt hat. Es ist daher wahrscheinlich, dass man dies bisher nicht beachtet hat, umsomehr als die Schrift durch die Faltenbildung in der oberen Muldenfläche entstellt sein kann, daher nicht

leicht auffällt. Sie wurde hier auch illustrativ nicht beigefügt, da sie nicht entsprechend hervortritt. Man schreibt diese Münzen den Kelten und „Barbaren" zu. Möglicherweise sind die Münzen mit lateinischer Schrift die jüngeren, obgleich sich auch beide Arten zugleich im Umlaufe befunden haben konnten, wenn sich die Ansprüche im Verkehre darnach stellten. —

„Rurik"-Münze.

Ein Goldbrakteat des Münzkabinettes in Kopenhagen trägt die Aufschrift „rurik" in wendischen Runen. Der älteste geschichtlich bekannte Herrscher dieses Namens in Russland regierte von 862—879 n. Chr., doch dürfte die Münze weit älter sein und mit dem historischen Namen nichts weiter gemein haben, als dass „rurik, rjurik" einst kein Eigen-, sondern nur der Funktionsname des Regenten war. — Auffallend sind alle Münzen altrussischer Provenienz dadurch, dass sie ein eigenartig stilisiertes Wappenschild zur Schau tragen. Der Kopf der Hauptfigur ist immer mit einem breiten, helmartigen Stirndiadem, ähnlich dem altrussischen Frauenschmucke, gekrönt; überdies ist eine Pferdefigur entweder in den Konturen ersichtlich oder doch durch den Pferdekopf angedeutet. Bemerkenswert ist auch der meist besonders hervortretende Halsschmuck, russisch „ožerelje" (= stehender Kragen) genannt. Es muss dies einst ein besonderes äusseres Zeichen der Würde bei den Russen gewesen sein, was auch die Beigaben des Skelettes bestätigen, die im Juli 1913 durch Professor Veselovskij im „Soloh"-Kurgan [Südrussland] gefunden wurden. Der dort bestattete scythische Car hatte einen ausserordentlich kunstvollen und schweren Goldschmuck um den Hals. Nebst anderen Attributen der militärischen und sozialen Würde befanden sich auch zwei Stallungen mit Reitpferden in dem Riesentumulus, ein Beweis, dass das Bild der Münze eine Art Relation zu den Hoheitsattributen des Herrschers und den Grabbeigaben nach dessen Tode bildete.

„Rurik"-Münze.

„Ota"-Münze.

Zwei Goldbrakteate der Universitätssammlungen in Lund [Schweden] tragen die graphisch minimal von einander abweichende Aufschrift „ota" mit einem der „Rurik"-Münze ähnlichen Wappenschilde. Man glaubt es seien dies Prägungen des wendischen Fürsten „Uta",

auch „Uda", des Vaters Gottschalks, der um das Jahr 1029 n. Chr. von den Sachsen erschlagen wurde. Vermutlich ist aber „ota" nichts weiter, als die allgemeine Volksbezeichnung für den Herrscher als „Vater, Väterchen", wie er in Russland noch heute überall gebräuchlich ist. Im Altslavischen hiess aber „ot" der Vater, der Familienälteste, der militärische Führer [z. B. in der Grünberger Handschrift], und da sich bei allen Slaven in der Bezeichnung „oče naš" [= Vater unser, wobei „oče" der Vokativ ist] dieselbe Form wie Aussprache erhalten hat, ist es möglich, dass man „ota" in der Wirklichkeit auch als „oča" aussprach, was jedoch ansonst belanglos ist.

„Ota"-Münzen.

„Otuž"-Münze.

Ein in Stockholm befindliches Goldbrakteat trägt die Aufschrift „otuž [oder „otuč"]. Ist das „u" hier als „y" zu lesen, wie dies auch anderswo zutrifft, so bedeutet es eventuell den Sohn des „ot", also „otič". — Das Wappenschild ist nahezu dasselbe wie bei den „ota"-Brakteaten. —

„Otuž"-Münze.

Die „Belbog"-Münze von Krakau.

Im Besitze der Familie Friedlein in Krakau befindet sich eine Silbermünze, die man gewöhnlich unter dem Namen „die Medaille von Krakau" angeführt findet.

Wie die beigegebenen Illustrationen zeigen, sind die beiden Köpfe, die schon zum Teile bis zur Unleserlichkeit abgewetzt sind, mit Runeninschriften umgeben. Auf der Figur a) ist links „caston" [oder „baston"], rechts [von rechts nach links und von innen aus gelesen] anscheinend „tcakr" zu lesen. „Kasta" bezeichnet Stamm, Stand; steht oder stand dort „baston" so kann es als: der Angesehene, das Oberhaupt ausgelegt werden, denn der Russe gebraucht noch heute „basij, basistij" für ansehnlich, schön geschmückt, vortrefflich, und kennt doch der Balkanslave wie Osmane den verwandten Begriff „basa" für Feldherr, Führer; „dżakr" hingegen dürfte als: Priester, Stammesoberhaupt,

Herrscher aufzufassen sein, denn das Grundwort „džak" kommt in der Bedeutung Priester [oder einer hiemit zusammenhängenden Relation] namentlich in der indischen Mythologie oft vor; der Gott Krišna führt den Titel „Džagarnat", d. i. Herr der Welt, „džaga" heisst das Sonnenopfer der Braminen, „džagna" Opfer, „džagnaman" Opferpriester usw. — Aber auch die Slaven kennen dieses Grundwort als „djak, žak, dijak, Diakon" in der Bedeutung der Studierende, im Altrussischen schon als Staatssekretär; in Igors

Die „Belbog"-Münze. (Doppelte Originalgrösse.)

Lied kommt „Gzak" auch als Eigen- oder Funktionsname vor. Die Slavizität dieser Aufschrift lässt sich aber erst aus der Aufschrift auf der zweiten Seite begründen, denn dort steht „belbog", wobei nur das zweite „b" nicht mehr prägnant hervortritt. Die weitere Schrift ist bis auf „ž, d" und „m" auf der rechten Seite nicht mehr lesbar. Es scheint also, dass diese Münze auf der einen Seite die höchste Gottheit, auf der anderen Seite den Führer des Volkes darstellte.

Goldbrakteate mit der Aufschrift „žacg" oder „čagk".

In nördlichen Gebieten Europas wurden mehrere Brakteate aus Gold gefunden, welche ein ähnliches Wappenschild wie das „Rurik"-Brakteat tragen, denen aber die Aufschrift „žacg, čagk" oder „žagk" beigefügt ist. „Žak, džak" ist sonach zweifellos ein Hoheitsname, und weist hier auf den Prägeherrn, also Herrscher hin. Im Slovaki-

schen und Magyarischen bedeutet „čaga“ — Hirt, Herr, „nadčaga“ Oberherr. Die Münze selbst muss demnach „čaga“ geheissen haben, und bestätigt dies auch das „Igor-Lied“. Die Schreibweise „cg“ bietet zugleich einen ergänzenden Beweis, dass die Einwendung bei den mecklenburgischen Runendenkmälern, sie seien deshalb gefälscht, weil dort „belbocg“ geschrieben stehe, schon gar nicht mehr

Goldbrakteate „žacg“.

haltbar ist. Die erste Münze wurde in Schweden, die zweite und dritte in Dänemark, die vierte in Norwegen gefunden. Ob sich weitere Exemplare in Museen, namentlich in russischen, befinden, war bisher nicht festzustellen.

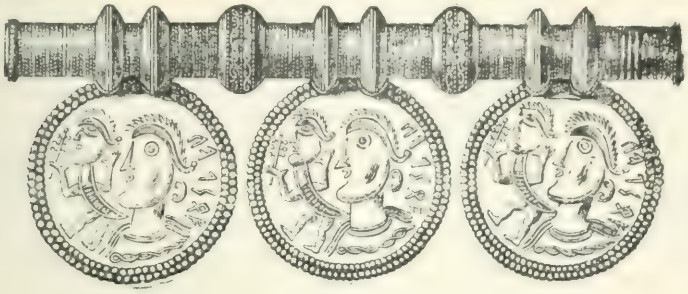
Das Goldbrakteat „daiga“ oder „daija“.

Das abgebildete Goldbrakteat wurde im Jahre 1839 in Köslin (Pommern) gefunden. Die Aufschrift „daija“ ist wahrscheinlich als „čajga“ auszusprechen. In den Runenalphabeten fehlen uns die Zischlaute; diese müssen in der Aussprache nun selbst moduliert werden, denn man sieht dies am klarsten in der Grünberger Handschrift, wo z. B. der Laut „c“ zugleich auch, je nach dem Worte, in welchem er vorkommt, als „č“ oder „k“ auftritt; das „s“ kann auch als „š“ wie „ž“ gebraucht werden u. ä. — Der Münzname „čajga“ war aber schon (als „sajga“) im IX. Jahrhunderte in Bayern und Oberösterreich bekannt, und muss die Münze einen verhältnismässig hohen Wert besessen haben, denn sie bildet in der Raffelstettner Zollordnung vom Jahre 904 (906?) die höchste Zolltaxe (für die Einfuhr eines Knechtes oder einer Stute). Naheliegend ist es, dass ein Münzname eine grosse geographische Verbreitung findet; dass aber dabei auch der Name selbst in Form und Sprache Veränderungen erfährt, ist gleichfalls selbstverständlich, denn „čajga“ wäre sonach nur die diphtongierte Form von „čaga“.

Das Goldbrakteat „daiga“.

Die Goldbrakteate „voslau".

Im Museum zu Kopenhagen befinden sich auf einem kunstvoll ziselierten Goldstabe 5 gleiche Goldbrakteate, die paarweise mit der Reversseite aneinandergefügt sind. Das Wappenschild weicht nur zum Teile von den bisher bekannten ab. Die Aufschrift ist überall „voslau", also „Voslav", was sonach auf einen einstigen Regentennamen deutet. Der Name ist rein slavisch und zeigt schon auf eine Kontraktion von „Vodslav", woraus sich der heutige Vorname „Vácslav", auch meist als „Václav" geschrieben und ausgesprochen, gebildet haben dürfte. — Da es dänische Fürsten — dieser Münzenschmuck wurde



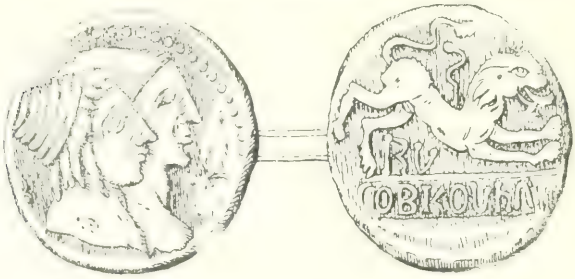
Das Goldbrakteat „Voslav".

nämlich in Faxö in Dänemark gefunden — mit slavischen Namen, wie z. B. „Vodan" gab, in Dänemark selbst slavische Ortsnamen sehr zahlreich sind, ist es wohl naheliegend, dass eine daselbst geprägte Münze den slavischen Namen eines Landesfürsten tragen konnte, sie kann aber ebensogut auch von anderswo ins Land gekommen sein. Geschichtlich belegt ist unseres Wissens ein Regentenname „Voslav" in Dänemark nicht; hingegen wird der Name „Vojslav", der einem serbischen Gross-Župan beigelegt war, schon urkundlich im VII. Jahrhunderte angeführt.

Das Goldbrakteat „cun dasc".

Im Landesmuseum zu Prag befindet sich ein Goldbrakteat, über dessen Herkunft bisher nur bekannt ist, dass es in Böhmen gefunden wurde. Es trägt die Umschrift „cun dasc" |lies: kun dask|, die bisher allgemein als „König Tusko" gedeutet wurde, jedoch näher in keiner Weise beglaubigt erscheint. Ich halte folgende Lösung für weit glaubwürdiger und zutreffender: „cun" steht hier für „cuna"; das Schluss-a ist augenscheinlich durch die Figur im Mittelschilde gedeckt. Die älteste bekannte Bezeichnung für eine Münze war aber z. B. in Russland „kuna", bezw. „kunic, kunica". |Vergl. die beigegebenen Figuren.|

Dass dieser Münzterminus einst gebräuchlich war, ist sonach zweifellos. Der Begriff „dask" bedeutet aber gleichfalls im Russischen d a s



Russische „kouna"-Münze.

Münze „kunic".

H e r u m w a n d e r n d e, was logisch mit Geld identifizierbar ist, daher die ganze Aufschrift etwa als „Kuna-Münze" oder „Kuna-Geld" sprachlich aufzufassen ist. — Die Schrift ist hier gemischt, d. h. sie besteht teils aus Runen, teils aus lateinischen Unzialen, ein Fingerzeig, dass die Runen in späterer Zeit schon keine exzeptionelle Schrift waren. Überdies glaubte man bisher, die Münze sei byzantinischen Ursprungs; hiefür spricht nichts, dagegen aber die Schrift selbst, denn es würden da wohl eher griechische als lateinische Alphabeteinflüsse zu merken sein. — Über das Alter kann mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass diese Münze jünger ist als alle die vorangeführten mit reiner Runenschrift.

Das Goldbrakteat „cun dase".

* * *

Hiemit schliesst — wenigstens vorläufig — die Reihe der Münzen mit mehrweniger verlässlich gelösten Runeninschriften ab, obschon es noch an hundert weitere gibt, die ähnliche Schriften tragen, deren Deutung aber sprachlich noch zu wenig geklärt ist. Der Umstand, dass die Wappenschilder aller dieser Münzen, die zugleich fast durchwegs Goldbrakteate sind, sich ähneln, sowie dass sich die Inschriften von den sonstigen wendischen Runen nicht wesentlich unterscheiden oder diese gar noch alphabetisch ergänzen, dann dass die Texte entschieden slavisch sind, lässt berechtigt folgern, dass sie alle von slavischen Regenten stammen, die im Gebiete von Nord- und Westrussland, Norddeutschland, Dänemark oder Skandinavien geherrscht haben.

Die Zeit selbst zu taxieren ist unmöglich, da uns die Geschichte über jene Epoche viel zu wenig Daten bietet: mit einiger Berechtigung darf man jedoch annehmen, dass die Prägung der meisten dieser

Brakteate aus der Zeit der ersten acht Jahrhunderte n. Chr. stammt; dass welche davon auch vor den Beginn unserer Zeitrechnung einzureihen sind, kann aber gleichfalls nicht, da gut möglich, abgewiesen werden. — Ebenso kann die lange Dauer des Gebrauches desselben Wappenschildes hier durchaus nicht dagegen sprechen, denn auch die altslavischen „en cekin"-Münzen haben dasselbe Wappenschild wie die späteren macedonischen mit griechischer Aufschrift, obschon möglicherweise etliche Jahrhunderte dazwischen lagen. Übrigens wiederholt sich doch auch heute dasselbe, denn das Staatswappen bleibt auf den Münzen fortgesetzt dasselbe, nur ändert es seine Ausführung je nach der herrschenden Kunst- oder Geschmacksrichtung.

Weiters ist eine Münze mit der Aufschrift in einer bestimmten Sprache auch noch kein positiver Beleg, dass dies zugleich die Staatssprache daselbst war, denn z. B. in Österreich sind die Münzen höherer Werte noch heute durchwegs lateinisch beschrieben, und war dies doch seit der Römerzeit in Europa fast allgemeiner Gebrauch. Überdies erfreuen sich bestimmte Münzen besonderer Vorliebe; so kursieren z. B. auf dem Balkan seit langem vorwiegend französische Goldmünzen, in der Levante die Maria Theresien-Taler u. ä. —

Ebenso ist der Fundort selbst kein Regulativ für staatliche Zuerkennung der Provenienz einer Münze, da doch kein Objekt geographisch sein Domizil bei unveränderter Wertigkeit so wechselt, wie gerade das Geld, und zugleich geht kein Gegenstand von Wert so leicht verloren oder gerät so leicht in die Erde, wie das Geld, da es eben numerisch der häufigste Wertgegenstand ist.

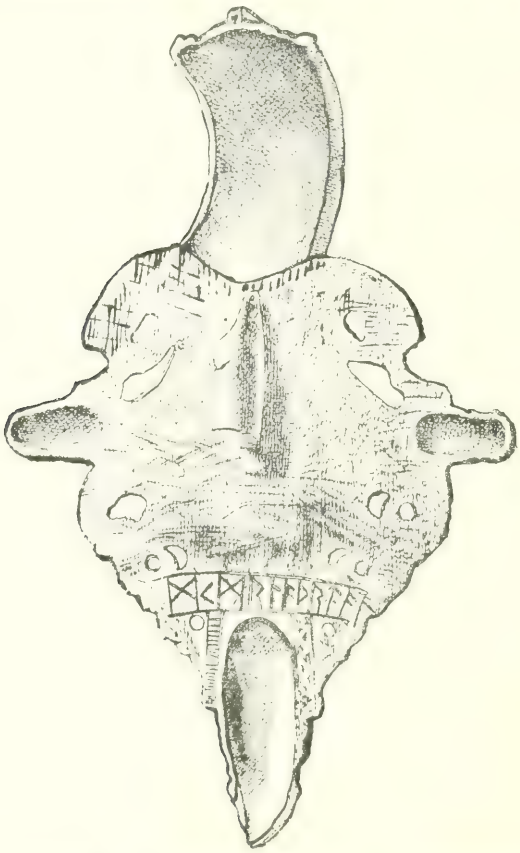
Die meisten alten Gold- und Silbermünzen sind mit Ösen derselben Metallgattung versehen, weil sie nach altslavischer [wie orientalischer] Sitte zum Schlusse meist als Frauenschmuck Verwendung fanden, und, auf Schnüre gereiht, am Kopfe, um den Hals oder auf der Brust sichtbar als Aussteuer getragen wurden. Die Öse wurde aber wieder entfernt, wenn die Notwendigkeit eintrat, die Münze erneuert in Kurs zu bringen.

Dem Verfasser handelte es sich hier auch nicht um das Nachforschen, ob und wo sich etwa noch weitere Exemplare gleicher oder ähnlicher Münzen befinden; dies bleibt nun nach der Erledigung der Hauptfragen, d. i. der Lösung der Schrift und Klärung der sprachlichen Zugehörigkeit eine wissenschaftliche Detailarbeit.

Schmuckobjekte.

Die Spange von Etelhem [Schweden].

Auf einem Felde in der Gemeinde Etelhem auf der Insel Gotland wurde im Jahre 1846 eine schön ziselierte, mehrfach durchbrochene Goldspange mit Silberplattierung und farbigem [karminrotem und graubraunem] Email gefunden, die sich jetzt im Museum zu



Stockholm befindet. Die auf der Rückseite angebrachte Runeninschrift lautet „ekernavrtal", was entweder als „eker navrtal" [Eker fertig ziseliert] oder „ekerna vrtal" [Ekerna ziseliert] zu lesen ist. Das erste Wort ist offenkundig ein Eigenname u. zw. wohl der Name des Goldschmiedes; der slavische Ursprung der Erzeugung der Spange ist aber zweifellos aus dem Worte „vrtal" [gebohrt] oder „navrtal" [angebohrt] zu entnehmen, da doch sonst keine andere Sprache diesen Begriff überhaupt und noch dazu in dem hier natürlich ent-

sprechenden Sinne kennt, denn die Spange ist tatsächlich 14 mal symetrisch durchbohrt. Das beigegebene Bild zeigt die Rückseite der Spange in Originalgrösse; die Vorderseite wurde bereits auf Seite 11 [um $^1/_3$ verkleinert] dargestellt.

Es sei hier auch gleich erwähnt, dass man ähnliche Hinweise, wie hier, auf den Erzeuger des Schmuckobjektes oder den Inschriftschneider oder Meissler sehr häufig auf dem Objekte selbst verzeichnet findet; es war dies sonach eine Art Meister- oder Firmaverewigung, ähnlich wie auch der Maler, Bildhauer oder Erzgiesser zu seinem Namen an irgendeiner Schlußstelle noch sein „prinxit, sculpsit" oder „fecit" am fertigen Werke anbringt. So hat z. B. der Stein von Varnum den Vermerk: „runoh varitu" [... hat die Runen geritzt]; auf dem Steine [Grabsteine?] von Tune steht auf der einen Seite: „vorah to runotc" [Vorah hat dies geritzt], auf der anderen: „voduride" [Meisterritzer, Obersteinschneider]; die Maeshover Inschriften enden mit der Bemerkung: „pisar- [Schreiber] oder „tisar- [Meissler; tesati meisseln] -runar", also: Runenschreiber, Runenmeissler u. a. m.

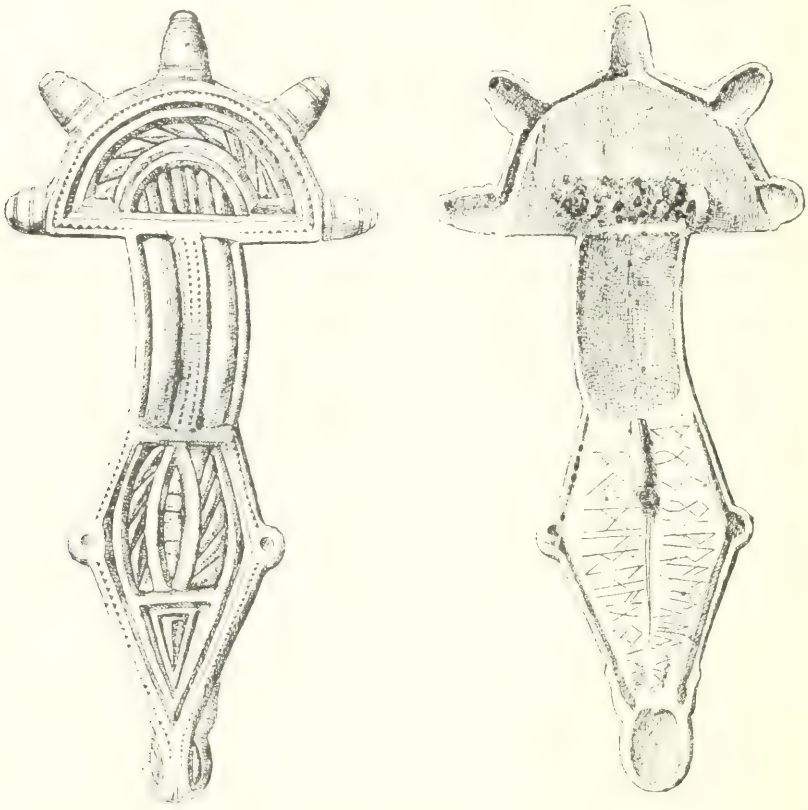
Die Spange von Freilaubersheim.

Im Jahre 1873 wurde in einem alten Grabe bei Freilaubersheim in Rheinhessen eine Silberspange gefunden, die jetzt im Romanisch-Germanischen Museum zu Mainz verwahrt wird. Dieses Objekt ist in verschiedener Hinsicht interessant. Vor allem fällt die grosse Formähnlichkeit dieser Spange mit den zwei gleichen, nur verschieden beschriebenen Silberspangen auf, die im Jahre 1894 im Dorfe Bezenye bei Pressburg gefunden wurden. Noch wichtiger ist aber die zweireihige Runeninschrift auf der Rückseite. Dieselbe lese ich folgend:

„Bozo vraet runa i
vlie a vsjai jo."

Gegen die Spitze zu sind in jeder Zeile noch zwei Striche und zwei Kreuze zu sehen; ob sie nur Verzierungen sind oder aber auch welche Bedeutung als Schrift haben, ist zweifelhaft. Obige Schrift sagt: Bozo ritzte die Runen, goss [die Spange] und setzte sie ein [die Sicherheitsnadel]. — Diese Lösung ist in bezug auf die erste Zeile unbedingt richtig, und hat die Schrift bisher auch niemand anders gelesen wie auch als slavisch bezweifelt, denn die Präposition „v" in „vraet" ist einmal schon ein positiver Beleg für die Slavizität. Im weiteren Texte stören vielleicht einen anderen Leser die kurzen Striche, die ich aber als „i" gelesen, da sich diese Form auch bei den slovakischen Runen vorfindet. Und zu dieser Annahme

ist man hier umsomehr berechtigt, als doch auch zwei äusserlich gleich aussehende Spangen auf slovakischem Gebiete gefunden wurden. „Bozo" ist bei den Südslaven ein ziemlich häufiger Vorname, der aber ebenso im Norden vorkam, da er auch geschichtlich erwiesen ist. „Bozo" hiess z. B. der Begründer des Königreiches Burgund [879—887] sowie auch der erste Bischof von Merseburg, von dem Thietmar ausdrücklich bemerkt, dass er slavisch schrieb *[„slavonica scripserat verba"]*. „Bozo" hiess sonach der Verfertiger der



Spange. Da nun „vraet runa" früher steht als „vlie", ist anzunehmen, dass man unter „vraet runa" modellieren, die Verzierungen im Modell eingraben versteht, worauf eben erst die Spange gegossen und zum Schlusse mit der Sicherheitsnadel versehen wurde. In der Inschrift sind demnach die drei Hauptarbeiten dabei, d. i. das Herstellen des Gussmodells, das Giessen und das Anbringen der Befestigungsnadel, womit die Spange erst praktisch verwendbar wird, hervorgehoben. Ist die Spange tatsächlich gegossen und nicht gehämmert, so ist auch „vlie" richtig gelesen. Es ist dies sonach

wieder der Firmadruck des Erzeugers, analog wie doch auch der Glockengiesser oftmals die verschiedenen Phasen seiner Tätigkeit in einer Inschrift auf der Glocke anbringt.

* * *

Schlussbemerkung. Hiemit schliesst die Reihe der gelösten wendischen Runendenkmäler ab; es bleiben daher noch einige Hunderte übrig, deren Texte weiter unverständlich sind oder doch keine seriöse oder genügend überzeugende Deutung zulassen. Sollten in der Folge noch verlässliche Lösungen gelingen, so werden sie als „Nachträge" erläutert. — In der Tafel I sind noch nicht jene Buchstabenformen, die erst in späteren Lösungen auftauchten, aufgenommen; der interessierte Leser möge sie nun, wie sie sich auf den Illustrationen präsentieren, in der genannten Tafel selbst ergänzen.

Nach allem, was bisher geklärt erscheint, waren die nordischen Runen sonach nicht die ältesten Schriftzeichen der Germanen allein, wie es allgemein heisst, sofern man eben unter „germanisch" zugleich „deutsch" versteht, sondern überhaupt die allgemeine Schrift der wendischen wie nordischen Völker Europas in der vorchristlichen Zeitepoche. Mit dem Vordringen der lateinischen Sprache in den Kultus-, dann diplomatischen und wissenschaftlichen Verkehr in das nördliche Europa, verlor die Runenschrift erst allmählich ihre Position. Sie muss sich aber trotzdem noch etliche Jahrhunderte nach Christi im Gebrauche erhalten haben, denn dies geht aus folgender Tatsache hervor. Venantius Fortunatus, Bischof von Poitiers [VI. Jahrhundert], schreibt an einen gewissen Flavius einen Brief, in welchem er letzterem ratet, die Antwort in barbarischen Runen zu schreiben, falls er lateinisch nicht könne oder wolle. Es waren demnach zu jener Zeit sowohl die Runen wie die lateinische Schrift zugleich gangbar. Dass aber schon im V. Jahrhunderte die Runen durch das lateinische Alphabet im Konkurrenzkampfe standen, ersieht man aus Ulfilas Bibel, denn darin werden nur mehr wenig Runen gebraucht, aber unter dem Eindrucke der Runen befand sich der Verfasser noch auf jeden Fall.

Was die Erzählungen betrifft, dass man bei den alten Germanen die Runen als Geheimzeichen, dann mit verschiedenen Zeichen eingeritzte Buchenstäbe zu Prophezeiungen, Geisterbeschwörungen und Zaubereien verwendete, so gehört dies alles zum allergrössten Teile zu den Märchen. Zu lesen waren die Runen freilich schwer, weil es ein allgemein gültiges Musteralphabet nicht gab, daher jeder dieselben

nach Kenntnis, Geschmack und Handfertigkeit anwendete. So kommt es eben, dass die Runendenkmäler so schwer zu lesen sind, weil weder Form noch Orthographie beachtet wurden, man daher schon im Prinzipe als gelehrt galt, falls man eine solche Schrift lesen konnte. In der nordischen Mythologie wird daher auch Kostbera, die Gattin Högnis, besonders hervorgehoben, weil sie die in Runenschrift verfasste Einladung an den Hof Atlis zu entziffern vermochte.

Eine allgemeine Verwirrung brachten in die Wahrheit über die Runen auch die sogenannten Runen- oder Urnensteine [siehe Seite 53—58], welche man vielfach als Urnendeckel oder als Packungen bei Skelettgräbern vorfand, da man die Zeichen darauf stets in das Gebiet der Mystik verlegte. Die mecklenburgischen Urnensteine zeigen jedoch deutlich, dass es nur Steine waren, auf welche man Monogramme bestimmter Gottheiten eingravierte und dann dem Toten beigab. Die vielen Hunderte solcher prähistorischen Runensteine hatten wohl alle dieselbe Bestimmung, und vergleicht man solche aus den verschiedensten Gegenden, so ist eine gewisse Homogenität bei allen nicht unschwer festzustellen.

Die bisherigen sagenhaften Anschauungen über das Wesen und den Charakter der wendischen wie nordeuropäischen Runen werden daher mit jedem Tage klarer und konkreter, was auch naheliegend ist, denn die ganze reale Wirklichkeit von einst muss sich doch bis zu einer gewissen Grenze unbedingt in die Gegenwart einspannen lassen.

PG
1
S7
jg.1

Staroslovan

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY